

AUBIN



GESCHICHTE
DER TEUFEL
VON LOUDUN



GAUKE
VERLAG
Gauke
EMIG

Serré, fourmillant, comme un million d'helminthes,
Dans nos cerveaux ribote un peuple de Démons,
Et, quand nous respirons, la Mort dans nos poumons
Descend, fleuve invisible, avec de sourdes plaintes.

CHARLES BAUDELAIRE, AU LECTEUR

MATERIALIEN ZUM PHÄNOMEN DES »BÖSEN«

BAND I

Herausgegeben von Dieter Walter und Günther Emig

Alle Rechte vorbehalten
(c) by Verlag Günther (H) Emig, 6943 Birkenau 4
und Chr. Gauke Verlag, 3515 Scheden

Druck: bethmann-druck, Dransfeld
Umschlag: Christoph Gauke (unter Verwendung
eines Stichs aus Dr. Gabriel Legue: Urbain Grandier
et les Possédées de Loudun)

ISBN 3-921249-04-X (Verlag Emig)
ISBN 3-87998-003-9 (Gauke Verlag)

Digitalisiert in Deutschland 2002

INHALTSVERZEICHNIS

Geschichte der Teufel von Loudun

[Vorwort 7](#)

[1. Buch 10](#)

[2. Buch 41](#)

[3. Buch 94](#)

Anhang

[Nachbemerkung des Übersetzers 175](#)

[Nachwort der Herausgeber 176](#)

[Artikel »Grandier« \(B. Jungmann\) 177](#)

Aubins Buch über das »teuflische Drama« der Besessenheit der Nonnen von Loudun (1634) ist mehr als ein Geschichtskrimi. Es ist flammende Anklage gegen die Blindheit eines Glaubens, der umschlägt in wahnsinnige und mörderische Ideologie.

Aubin

GESCHICHTE DER TEUFEL VON
LOUDUN

oder der
BESESSENHEIT DER
URSULINERINNEN

und von der Verdammung und Bestrafung von

URBAIN GRANDIER,
Pfarrer derselben Stadt

Verlag Emig Birkenau • Gauke Verlag Scheden

VORWORT

Diese Geschichte wurde aufgrund von Erinnerungen zusammengestellt, die ein sehr frommer Mann aus Frankreich mitgebracht hat. Leider ist er einige Zeit vor dem Widerruf des Edikts von Nantes verstorben; er konnte aber seine Erinnerungen sammeln, niederschreiben und bereits in eine gewisse Ordnung bringen. Der Herausgeber des ersten Drucks glaubte, sie in etwa dem Zustand lassen zu müssen, in dem sie sich befanden. Vor fast zwei Jahren gab er dem Verleger sein Wort, worauf dieser sie neu aufzulegen begann. Er konnte die Erinnerungen aber nicht überarbeiten, nicht die Anfügungen und Verbesserungen machen, die er sich vorgenommen hatte. Als der Verleger sah, daß dieser trotz des gegebenen Wortes nicht daran arbeitete, begann er mit dem Druck. Es waren schon vier oder fünf Bogen gedruckt oder gesetzt, als der Herausgeber davon erfuhr. Dadurch mußte man sich mit einer leichteren Überarbeitung zufrieden geben, die dem bereits gedruckten Anfang angepaßt war. Inzwischen hat man zu der Geschichte einiges Neue gefunden, Beweise, die die darin enthaltenen Aussagen bekräftigen. Obwohl es eigentlich nicht den geringsten Grund zum Zweifeln gibt, sind einige Stellen nicht so genau belegt wie andere – für diese gelten die Folgen, die sich aus den genauer belegten Ereignissen ergeben, als Beweis. Einiges ist zum Teil durch richterliche Akten bewiesen, welche größtenteils noch vorhanden sind; sie ruhen in Kanzleien und anderswo. Außerdem fanden sich noch Bücher, zum Teil in alten Buchhandlungen, Bibliotheken und Studierzimmern, Bücher, die zum Teil von den Teufelsaustreibern selbst veröffentlicht wurden. Die Verkettung der anderen Tatsachen mit denen, die in diesen Akten und Büchern genannt sind, ist so, daß diese letzteren die Zuverlässigkeit und Wahrheit der anderen erkennen lassen. Mehrere später veröffentlichte Bücher bekräftigen noch diese Aussagen, unter anderem »Das Leben des Pater Josef«, des Kapuziners, der in Frankreich unter dem Namen »Graue Eminenz« bekannt ist. Dieses Buch wird hier mehrfach zitiert, unter anderem dort, wo von der Pension die Rede ist, die den Teufelsaustreibern zukam. Tatsächlich haben sie die wohl verdient für ihre Dienste an der Kirche und an der Öffentlichkeit sowie – etwas versteckter natürlich – für ihre Verdienste um die persönliche Rache des Kardinals Richelieu. Drei Kräfte, die, indem sie an derselben Sache interessiert waren, daraus gewiß eine außergewöhnliche und seltene Angelegenheit machten, die sehr wohl verdiente, daß sich Prälaten, Geistliche und andere Anhänger der Kirche damit befaßten und daß der Hof sich redlich darum bemühte, einen Pfarrer zum Ruhme Gottes zu verbrennen – und natürlich zum Wohle der Untertanen des Königs, die alle Gefahr liefen, verhext zu werden. Oft genug hielten sie sich für Väter von Kindern, die ihren Frauen von diesem erbärmlichen Pfarrer gemacht worden waren, der es in der Macht hatte, wann sich eine Frau in ihn verlieben sollte. Aber als der Hof seinen Freiheiten ein Ende gemacht hatte und auch die Besessenen von Chinon mit ihrem Teufelsaustreiber Barré gezüchtigt waren, verschwanden alle diese Stimmen, und die Besessenheit von Loudun ließ von selbst nach ohne das Eingreifen irgend eines kirchlichen oder weltlichen Richters, worüber man nicht zu erstaunen braucht, da die Gerechtigkeit ja schon von vornherein von diesem Fall ausgeschlossen war ebenso wie die Menschlichkeit. Jedoch erlaubte Gott nicht, daß das Haus des Kollegiums der Protestanten gänzlich

ein Raub der Ursulinerinnen wurde. Sie erhielten noch ein Almosen von Seiten des Hofes, so wie ihnen während ihrer Teufelei von allen Seiten Almosen zugekommen waren:

Im Jahre 1652 kamen Ludwig XIV und die Königin, seine Mutter, nach Loudun. Der Großsiegelbewahrer wurde bei Duthibaut, einem der Anstifter der Besessenheit, einquartiert. Duthibaut war damals selbst nach Paris geeilt, um den Bruder von Grandier festnehmen zu lassen. Er hatte sich nun in das oberste Stockwerk seines Hauses zurückgezogen und lag dort krank. Als der Arzt Fanton, von dem noch die Rede sein wird, vom Krankenzimmer die Treppe hinunterstieg, sah er die Tür zum Zimmer des Großsiegelbewahrers offenstehen, und derselbe stand inmitten seines Zimmers. Fanton blieb an der Tür stehen, betrachtete den Großsiegelbewahrer ausgiebig und grüßte ihn überschwänglich. Der Anblick Fantons war eine Wohltat, und der Großsiegelbewahrer näherte sich ihm um einige Schritte, um ihn mit freundlicher Miene zu fragen, wer er sei und was er wünsche. Er antwortete, er sei der Hausarzt. Da er die Gelegenheit habe, den Herrn Großsiegelbewahrer, dessen Ansehen so groß sei, zu betrachten, habe er nicht widerstehen können. Da ihm aber der gnädige Herr die Gnade habe zuteil werden lassen, ihn zu fragen, ob er etwas wünsche, nähme er sich die Freiheit heraus, ihm im Namen der Reformierten Gemeinde, aus deren Reihen er sei, eine sehr bescheidene Vorstellung von dem erlittenen Unrecht zu machen. Der Großsiegelbewahrer forderte ihn auf, frei zu sprechen. Der Hof sei sehr zufrieden mit den Reformierten, da diese, und insbesondere auch die Einwohner von Loudun, in den letzten Bürgerkriegen ihren Pflichten nachgekommen seien, und sie hätten auch besonders beim Niederreißen des Schlosses von Saumur ihren Eifer gezeigt. Fanton sagte zu ihm: »Erlauben Sie mir hinzuzufügen, gnädiger Herr, daß die Truppen, die die Stadt entsandte, aus fast der gesamten reformierten Jugend bestand. Ihre Narben sind Beweis genug.« – »Schon gut, was ist Eure Bitte?« Fanton beschrieb ihm alle Einzelheiten, auf welch ungerechte Weise die Besessenen gewaltsam vom Haus des Kollegiums der Protestantischen Besitz ergriffen hätten, worüber in dieser Geschichte noch ausführlich berichtet werden wird. Der Großsiegelbewahrer versprach ihm seine Protektion. Er werde darüber mit der Königin sprechen. Zunächst solle Fanton aber zum Gemeindevorstand gehen und eine Bittschrift aufsetzen.

Als diese vorgelegt war, wurde der königliche Advokat Menuau mit einigen anderen Beamten herbeizitiert und gerügt. Sie waren zutiefst beleidigt. Als sie hörten, auf welche Weise die Bittschrift vorgebracht worden war, konzentrierten sie ihren ganzen Haß auf den, der das getan hatte. Als sie kurz darauf aber entdeckten, wer es gewesen war, legte sich ihr Zorn, da sie den Arzt sehr liebten. Stattdessen bedienten sie sich seiner: Die Gläubigen und die Mönche machten sich auf die Beine und belästigten die Königin und den ganzen Hof, indem sie ununterbrochen an Gott und an die Teufel der Ursulinerinnen erinnerten. Um sie loszuwerden, ließ Ihre Majestät den Abgesandten des Gemeinderats durch den Großsiegelbewahrer ausrichten, daß sie den Verlust ihres Hauses nicht für gerecht hielte. Sie wäre sehr erleichtert, wenn sie sich mit einer Summe von 2.000 Pfund zufrieden gäben, die Ihre Majestät als Erleichterung für diese armen Mädchen zahlen ließe. Dieses Angebot wurde wie ein Gesetz betrachtet und mit Unterwürfigkeit und Ovationen angenommen, obwohl diese Summe nicht einmal ein Drittel des Betrages deckte, den das Haus

wert war. Die Verse, die man am Ende dieses Buches findet, wurden in der ersten Auflage ausgelassen, weil die, die sie sahen, davon unter anderem drei fanden, deren Sprache ihnen zu gewöhnlich erschien und die darin enthaltenen Gedanken zu wenig ernsthaft. Andere, ebenfalls sehr ehrbare Leute, denen sie diesmal unterbreitet wurden, waren ganz entgegengesetzter Meinung.

Sie urteilten, daß gerade diese Verse geeignet seien für die Sache, um die es sich handelt. Sie wurde von einem Schriftsteller, obwohl sie verrucht und ernst ist, ein Witz genannt, und sie ist in der Tat nur ein ganz unwürdiger Scherz. (...) Was immer es sei: Da man bei diesem Thema die verschiedensten Gefühle haben kann, haben wir geglaubt, diese Verse anfügen zu können. Sie müssen wahrscheinlich dasselbe Schicksal erleiden wie die, für die sie geschrieben wurden, und sie werden verdammt oder gerechtfertigt werden wie Grandier.

Wer nur zur Unterhaltung liest, wird Befriedigung In der Handlung dieser Geschichte finden, aber es gibt auch für ihn langweilige und breit angelegte Stellen wie zum Beispiel die über den Arzt Fanton. Das Buch wurde jedoch nicht nur zur Unterhaltung geschrieben, sondern es handelt sich um eine sehr wichtige Sache, nämlich um eine vorgeschlagene und erhoffte Heiligsprechung. Für die Wunder an der seligen Oberin der Ursulinerinnen seien der Brief und die Vernehmung eines reformierten Arztes Beweis genug – ein Beweis, dem man wohl besser Achtung schenken sollte. Man hat sich entschlossen, diese Beweisstücke hier mit allen Tatbeständen zu veröffentlichen, damit die Menschen in Gegenwart und Zukunft gesund darüber richten können, wenn man nicht von dem frommen Wunsch abgeht, damit das gläubige Volk bei der Stange zu halten.

Ebenso verhält es sich mit den Auszügen aus der Beweisaufnahme, die manchen Leuten unangebracht erscheinen mögen, die aber andere wieder so aufmerksam lesen, als seien sie höchst bedeutsam.

– H. I. S. –

ERSTES BUCH

Wenn Ereignisse den Reiz des Neuen haben, werden sie besser von den Leuten aufgenommen, als wenn die Zeit sie in Vergessenheit eingehüllt zu haben scheint. Das gilt auch für die Ereignisse, die hier erzählt werden sollen.

Man kann sagen, daß sie hier aus der Vergessenheit hervorgeholt werden sollen, damit sie wieder auflieben, weil sie es durch ihre Wichtigkeit sowie ihre Einzigartigkeit verdienen. Sie wurden nur deshalb mit Schweigen bedeckt, weil Autorität und Tyrannei all denen den Mund gründlich verschloß, die es gewagt hatten, die Öffentlichkeit damit zu unterhalten oder ihr gar die Wahrheit vor Augen zu bringen. Heute kann man uneingeschränkt reden und so die Bosheit sowie lange und unheilvolle Intrigen eines Nonnenklosters samt einer großen Zahl von Geistlichen, die noch dazu von einer ganzen Stadt gefördert und vom Hof begünstigt wurden, an den Tag bringen. Diese Intrigen waren folgenschwer, denn durch sie wurde ein Pfarrer verbrannt. Sie halfen zudem bei dem Versuch, in Frankreich Grundsätze aufzustellen, die das Volk einer wahrhaften Inquisition ausgesetzt hätten. Diese Ereignisse waren seltsam und einzigartig, denn es haben sich überall dort Teufel eingemischt, wo man wünschte, daß sie sich einmischten – sie suchten ein ganzes Nonnenkloster heim und ließen die Nonnen handeln.

Schließlich erschien diese Geschichte um so beachtenswerter, da ihre Handlung sich über mehrere Jahre erstreckte und es eine Menge Zeugen von Rang und Namen gab. Nie zuvor hat man einen solchen Bericht mit so vielen Begleitumständen, Nachforschungen und Beweisen gesehen. Hier wird eine offene und vollendete Darstellung von dem gegeben, was man von Besessenheit, Teufelserscheinungen und den bei solchen Gelegenheiten geschehenen Wundern zu halten hat. Hier wird die Falschheit des menschlichen Herzens gezeigt, und wie weit dieses gehen kann, wenn es sich einmal zur Unzeit in etwas eingelassen hat.

Obwohl die Geschichte der Märtyrerin St. Ursula und der elftausend Jungfrauen in ihrer Begleitung voller Widersprüche ist und viele weise Leute an ihrer Wahrheit zweifeln, hat man nicht davon gelassen, diese Heilige zu kanonisieren. Zu ihrer Ehre hat im vergangenen Jahrhundert die selige Angele de Bresse einen Orden nach augustinischen Regeln gegründet, der im Jahre 1572 durch Papst Gregor III genehmigt wurde. Ab 1614 führte Madeleine l'Huillier mit Erlaubnis von Papst Paul V diesen Orden in Frankreich ein, indem sie ein Kloster in Paris gründete, von wo aus der Orden sich nach und nach im ganzen Land ausbreitete. Im Jahre 1626 wurde auch ein Konvent in Loudun eingerichtet, einer großen, aber schlecht bevölkerten Stadt zwischen den Provinzen Poitou, Touraine und Anjou, die diese drei voneinander trennt, ohne ein Teil davon zu sein oder von einer der drei abzuhängen.

Diese Gesellschaft war an diesem Ort noch sehr klein und befand sich deshalb in großer Armut, ziemlich beraubt aller zum Unterhalt notwendiger Dinge. Dieser Teil des Ordens hatte sich also nur wenig von seinem Ursprung entfernt, denn er war nicht so reich und üppig wie heute, da ein fortgeschrittenes Alter dem Orden Gelegenheit und Muße gab, an sich selbst zu denken und mit mehr Vorteil auf seine Versorgung zu achten. Der Konvent war aus Töchtern adliger und bürgerlicher Familien zusammengesetzt.

Diese Familien waren entweder nicht reich oder wollten jenen keine Mitgift geben, die sie aus ihrem Umkreis verbannten, um sie loszuwerden. Deshalb richteten sich diese Mädchen in einem nicht sehr großen Haus ein. Nach ihrem Einzug dort nahmen sie Pensionsschülerinnen zu sich, um sie zu unterrichten und um von deren Kostgeld ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Das Haus, in dem sie wohnten, gehörte Moussaut du Fresne. Sein Bruder, Prior Moussaut, wurde ihr erster Beichtvater. Er starb einige Zeit, bevor man von der Besessenheit sprach, um die es hier geht.

Die jüngsten dieser Damen hatten ein sehr fröhliches Gemüt und suchten so viel Unterhaltung, wie es ihnen ihre Behausung gerade erlaubte. Sie zogen ihren Vorteil aus diesem Todesfall und aus dem landläufigen Glauben, daß in dem Haus, das sie bewohnten, Geister hausen sollten. Sie standen nachts auf, rumorten auf dem Dachboden und vertrieben sich die Zeit damit, die jungen Schülerinnen in Angst zu versetzen. Es wurden auch einige der älteren und geistig nicht sehr regen Nonnen verschreckt, denn jene hatten ihnen nichts über ihr Spiel anzuvertrauen gewagt, und das ermutigte die Schauspielerinnen, sie sogar bis aufs Dach zu jagen. Das ist nicht sehr schwer in Loudun, wo die meisten Dächer so gebaut sind, daß man leicht hinaufgelangen kann. Sie trieben es schließlich so weit, daß sie in die Zimmer der Schülerinnen eindrangen, ihnen die Röcke unter den Betten wegzogen und all das taten, was zur Unterhaltung diente und die Schülerinnen und die anderen Nonnen an der Nase herumführte. Eine sechzehnjährige Schülerin namens Marie Aubin war hinter das Vergnügen und das Geheimnis dieser Schauspielerinnen gekommen. Sie half, die anderen zu erschrecken, indem sie große Angst vortäuschte, besonders als die Poltergeister in ihr Zimmer kamen, dessen Tür fest verriegelt gewesen war. Tatsächlich hatte sie die Tür vorher ganz leise geöffnet. Diesen Verlauf hat sie bis zu ihrem Tode im Alter von 65 Jahren immer ihren Freunden auf die gleiche Weise erzählt.

Nach Moussauts Tod wurde Jean Mignon, Stiftsherr der Kirche vom Heiligen Kreuz in Loudun, zum Beichtvater der Ursulinerinnen gewählt. Die älteren Nonnen berichteten ihm über den Gegenstand ihres Schreckens, während die jüngeren ihn über ihre Spielerei ins Vertrauen zogen. Dieser Mann war aber ein ehrgeiziger und böswilliger Intrigant, und er wurde dadurch von Leidenschaften hin und her gerissen. Er nahm sich nicht nur vor, dieses Spiel fortbestehen zu lassen, sondern es auch noch zu billigen, dabei mit Hand anzulegen, und er überlegte, ob er nicht irgendwie Gebrauch davon machen könnte für sein Ziel, sich an seinen Feinden zu rächen und dabei noch den Ruf der Frömmigkeit und Heiligkeit zu erlangen.

Aber um die Standpunkte und Absichten der Autoren dieses tragischen Stückes besser zu erkennen, muß man zunächst die Hauptfigur auf die Bühne bringen, auf deren Rücken sich diese ganze Katastrophe abspielte.

Urbain Grandier war ein Priester aus ehrbarer Familie, Sohn von Pierre Grandier und Neffe von Claude Grandier, der ebenfalls Priester war. Die Ursulinerinnen haben während ihrer Besessenheit behauptet, er hätte von dem einen oder dem anderen die schwarze Magie erlernt, aber die Bewohner seines Wohnortes Xaintes entlarvten diese Verleumdung durch das gute Zeugnis, das sie über Leben und Sitten der Familie Grandier ablegten. Urbain machte seine Hauptstudien bei den Jesuiten von Bordeaux, die bei ihm beachtliche Begabungen feststellten, ihm zugetan waren und ihn als Pfarrer des Markortes Loudun vorsahen, der den Jesuiten von Poitiers untersteht. Er bekam auch noch eine Stiftsstelle im Kapitel der Kirche vom Heiligen Kreuz.

Die Vereinigung zweier solcher Ämter in einer Person, die nicht einmal aus dieser Provinz stammte, erregte den Neid einiger Geistlicher, die sich selbst in einem der beiden zufrieden gegeben hätten. Das muß er sehr wohl gefühlt haben, denn als er sich angeklagt sah, sagte er oft zu seinen Freunden, daß es einem Teil der Leute, die sich gegen ihn gestellt hätten, mehr um seine Ämter als um seine Person ginge. Grandier war groß gewachsen und hatte ein hübsches Gesicht, einen gleichermaßen standhaften und scharfsinnigen Geist, war immer sauber und gut gekleidet. Stets zeigte er sich in langem Gewand. Diese äußere Eleganz stimmte mit der inneren überein. Er drückte sich mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit aus und predigte oft, wobei er diese Beschäftigung unvergleichlich besser verrichtete als die meisten Mönche, die die Kanzel besteigen. Es ist von ihm eine Grabrede auf den erlauchten Scévole de Ste. Marthe erhalten geblieben, welche ein sehr beredsames Stück ist und die Schönheit seines Genies beweist. Er war sanft und höflich zu seinen Freunden, aber stolz und hochmütig zu seinen Feinden, hielt viel auf seine Stellung, ließ niemals von einem seiner Vorhaben ab und warf ihm geschehenes Unrecht so energisch zurück, daß er die Gemüter, die er auf anderem Wege für sich hätte gewinnen können, erbitterte.

Durch sein stolzes Wesen war er vielerlei Feindschaften ausgesetzt, und der Ruf, den ihm seine Liebschaften einbrachten, hatte ihm noch mehr Feinde verschafft. Außer Rivalen hatte er auch beleidigte Väter und Ehemänner zu fürchten, die wütend waren über den schlechten Ruf, den seine häufigen Besuche einbrachten.

Etwa um 1620 führte er vor dem geistlichen Richter von Poitiers gegen einen Priester namens Monnier Klage. Am 21. April dieses gleichen Jahres erhielt er ein Urteil gegen diesen, auf dessen strenger Durchführung er bestand, um die einzuschüchtern, die es in Zukunft wagen würden, ihn zu belästigen. Das regte Monnier so auf, daß er, als er Grandier der Gotteslästerung und der Ungläubigkeit angeklagt sah, sich als Zeuge anbot und ihn peinigte durch die Anordnungen von Laubardemont, der vom Hof als Kommissar entsandt war.

Wenige Zeit später hatte Grandier noch einen Prozeß gegen die Mönche vom Heiligen Kreuz wegen eines Hauses, das er dem Stift streitig machte. Mignon, der sich seinen Forderungen heftig widersetzte, genoß dank seiner Familie und seiner Beziehungen hohes Ansehen und war zudem eine Autorität im Pfründenrecht. Diesen hatte höchste Eifersucht gegen den Pfarrer ergriffen, dessen Unternehmungen sich ständig gegen ihn richteten. Aber obgleich Mignon diesen Prozeß mit großem Eifer betrieb, konnte das Stift ihn nur verlieren. Da Grandier ihn mit seinem offenen Triumph beleidigte, behielt er ein heißes Gefühl der Rache in sich.

Barot, der Onkel von Mignon, der ein kinderloser reicher Mann war und deshalb von seinen Erben umschmeichelt und umsorgt wurde, wandte sich ebenfalls gegen den Pfarrer, der ihn wie einen Nichtswürdigen behandelte. Sogleich entstand in der ganzen Familie Barot ein bitterer Haß, und ein jeder bemühte sich, dies Grandier offen zu zeigen, um so dem reichen Verwandten den Hof zu machen.

Aber all das reichte noch nicht an den Verdruß des Staatsanwalts Trinquant, der ebenfalls ein Onkel von Mignon war. Grandier war mit seiner Tochter allzu intim gewesen; sie wurde krank und schwach. Ihre Freundin, Marthe le Pelletier, lebte in sehr mittelmäßigen Vermögensverhältnissen, und deshalb stellte sie diese ein, damit sie in den Momenten ihrer Schwäche bei ihr sei. Diese Freundin war ihr so zugetan und so treu,

daß sie, als das Kind geboren war, sich auf Kosten ihres eigenen Rufes seiner annahm und nach einer Amme suchte. Dadurch wurde nicht das Gerücht verhindert, das Kind sei von jener, die so lange Zeit zurückgezogen gelebt hatte, anstatt von der, die so barmherzig war, daß sie im Falle der Notwendigkeit sogar schwören wollte, sie selbst sei die Mutter.

Trinquant wußte, wie schlecht man über seine Tochter redete, und ließ Marthe le Pelletier ins Gefängnis werfen, um sie zu der Erklärung zu veranlassen, daß das inzwischen in die Hände einer Amme gegebene Kind ihr eigenes sei. Sie bestätigte dieses und versprach, das Kind mit so viel Sorge zu erziehen, daß das Gericht nichts gegen sie vorbringen könne. Die Öffentlichkeit machte sich über dieses Geschehen lustig. Man hielt die Erklärung nicht für wahr, wodurch Trinquant noch tiefer gekränkt wurde. So weit war diese Affäre bereits gediehen, als Barot sich von Grandier so schlecht behandelt fühlte, was ihn veranlaßte, eine Versammlung einzuberufen. Die Teilnehmer waren Trinquant, Mignon und der königliche Advokat Menuau, ein Verwandter und enger Freund von Mignon, der von einer heftigen Leidenschaft ergriffen war, wobei er Grandier als (vorgezogenen) Nebenbuhler hatte. Auf dieser Versammlung beschloß man, ihn aus dem Weg zu räumen oder ihn mindestens aus der Gegend von Loudun zu vertreiben. Kurze Zeit darauf erschien eine Klage gegen ihn vor dem geistlichen Richter von Poitiers unter dem Namen des Anstifters. Man beschuldigte ihn, Frauen und Töchter verführt zu haben, gottlos und ungläubig zu sein und niemals sein Gebetbuch zu benutzen. Er habe sogar in seiner Kirche eine Frau mißbraucht. Als Zeugen nannte man Cherbonneau und Boureau, zwei Schurken aus der »Hefe des Volkes«. Nachdem der geistliche Richter die Anklageschrift bekommen hatte, beauftragte er den Richter und Erzpriester von St. Marçolle und der Gegend von Loudun, ihm ständig über diese Sache zu berichten.

In dieser Zeit sprach der reiche und angesehene Duthibaut, der auf der Seite von Grandiers Feinden stand, sehr nachteilig über ihn in Gegenwart des Marquis von Bellai und verleumdeten ihn bitter. Das blieb dem Pfarrer nicht verborgen, der ihm dann auch seine Gefühle in so bissigen Worten zeigte, daß Duthibaut seinen Stock hob, den er gerade in der Hand hielt, und ihn damit schlug, obwohl er mit seinen Priestergewändern angetan und bereit war, die Kirche vom Heiligen Kreuz zu betreten, wo er der Messe beizuwohnen gedachte.

Grandier war außer sich wegen dieser Beleidigung und glaubte, daß ihm in Paris eher Recht gegeben würde als in der Provinz. Er machte sich auf den Weg, um dort seine Klage vorzubringen, aber während er diese Reise machte, leitete man in Loudun eine Untersuchung gegen ihn ein. Man gelangte bis zur Anhörung gewisser Zeugen, die man aus dem Nichts gezaubert hatte. Trinquant sagte als erster aus, um die anderen zu ermutigen, und er bürgte sogar für das Tun der Denunzianten. Nach der Vernehmung schickte man ihn zum Bischof von Poitiers, in dessen Umgebung die geheimen Gegenspieler Grandiers sehr einflußreiche Freunde hatten. Außerdem hatte jener sich Rechte angemaßt, die nur dem Bischof zustanden, indem er Delagarde, Bürger des Marktortes Mons, bei dessen Hochzeit das öffentliche Aufgebot erlassen hatte. Seine Feinde wußten diesen Frevel so hochzuspielen und den Bischof so gegen ihn einzunehmen, daß er gegen ihn den folgenden Haftbefehl erließ:

»Wir, Henri Louis Chateigner de la Rocheponzai, von Gottes Gnaden Bischof von Poitiers, haben die Klagen und die Tatsachen, die Uns durch die Erzpriesterschaft von

Loudun gegen den Pfarrer von St. Peter des Marktortes Loudun, Urbain Grandier, vorgetragen wurden, vernommen, und zwar durch Beaufragung des Erzpriesters sowie des abwesenden Priors von Chasseignes durch Uns. Wir haben auch die Beschlüsse Unseres Vertreters hierüber gesehen.

Wir haben beschlossen und ordnen hiermit an, daß der angeklagte Grandier ohne Aufsehen in das Gefängnis Unseres bischöflichen Palastes überführt wird, sofern er festgenommen werden kann. Wenn nicht, soll ihm an drei aufeinanderfolgenden Tagen eine Vorladung in sein Haus gebracht werden, und zwar durch jeden Priester oder Kleriker mit Tonsur, der dort eindringen kann, oder durch den ersten Polizisten, der durch Bitte von geistlicher Seite dazu verpflichtet ist. Jedem dieser genannten geben Wir einen Hirtenbrief sowie das Recht, so zu verfahren, ungeachtet irgendwelcher Widerstände oder Bitten, damit genannter Grandier angehört werde. Unser Vertreter kann die Maßnahmen treffen, die er zu treffen genötigt zu sein glaubt. Verfaßt am 22. Oktober 1629, im Original unterzeichnet mit Henri Louis, Bischof von Poitiers.« Grandier war in Paris, als dieses Dekret gegen ihn erlassen wurde. Er hatte sich dem König zu Füßen geworfen und sich bei ihm über die Stockschläge beklagt, die Duthibaut ihm in aller Öffentlichkeit gegeben hatte. Der König hatte diesen Fall an das Parlament weitergegeben, damit Duthibaut der Prozeß gemacht würde, denn diese Handlungsweise schien ihm stark beleidigend und einer Bestrafung würdig. Dieser brachte aber nun seinerseits heftige Beschuldigungen gegen Grandier vor. Er sagte, jener sei ein schamloser Mensch mit schlechtem Lebenswandel und von Verbrechen befleckt. Als Beweis für diese Anschuldigungen wies er einen Haftbefehl vor, der ihm vom Bischof von Poitiers übermittelt worden war. Das veranlaßte den Hof, bevor Recht gesprochen wurde, Grandier zu seinem Bischof zu schicken, um sich wegen der Untaten, deren man ihn beschuldigte, zu rechtfertigen. Er kehrte nach Loudun zurück und wandte sich wenige Tage später nach Poitiers, um sich zu verantworten. Dazu kam er allerdings nicht, denn kaum daß er angekommen war, wurde er von einem Gerichtsdienner namens Chatri verhaftet. Obgleich das am 15. November geschah und das bischöfliche Gefängnis kalt und finster war, blieb er mehr als zwei Monate dort, und man begann zu glauben, daß er sich nie mehr aus dieser Affäre ziehen können. Seine Feinde zumindest waren stark davon überzeugt. Duthibaut glaubte sich am Ziel seiner Bestrebungen, deren Folgen für ihn nur ärgerlich sein konnten, und Barot warf ein Auge auf sein Vermögen zugunsten seines Erben, des Pfarrers Ismael Boullieu. Währenddessen schwand das brennende Interesse der Verschwörer, da sie an die Kosten dachten. Obwohl sie sehr reich waren, versuchte doch ein jeder von ihnen, sich davor zu drücken, einen Beitrag zu den Unkosten zu leisten, die nicht durchschnittlich gewesen sein können, denn der Prozeß fand in Poitiers statt, und die Zeugen mußten sich dorthin begeben, um auszusagen und um dem Angeklagten gegenübergestellt zu werden. Aber die Bitterkeit Trinquants, die viel stärker als die der anderen war, ließ ihn schließlich diese Schwierigkeiten überwinden, und er sorgte auch dafür, daß seine Verbündeten gleich ihm einen Beitrag leisteten, damit der Prozeß nicht abgebrochen werden mußte.

Der Hauptanklagepunkt erwies sich als unhaltbar. Man beschuldigte Grandier, Frauen mißbraucht zu haben – aber da war keine, die sich beschwerte: diese Frauen und Mädchen wurden nicht genannt, und es gab keinen Zeugen, der sich förmlich für diese Tatsache verbürgte, und die Mehrzahl der Zeugen behauptete in der Folgezeit, daß

sie von vielen Dingen, von denen in der Anklageschrift die Rede war, nie etwas gehört hätten. Schließlich war es an der Zeit, das Urteil zu fällen. Man ließ den Advokaten Richard, der mit Trinquant verwandt war, noch zum Richtergremium zu. Der Bischof wurde von den geheimen Feinden Grandiers belästigt, die nicht aufhörten, ihn in den schwärzesten Farben zu malen und ihren Verleumdungen so viel Kraft zu verleihen, daß er am 3. Januar 1630 dazu verurteilt wurde, als Buße während dreier Monate jeden Freitag bei Wasser und Brot zu fasten, für fünf Jahre auf dem Gebiet der Diözese Poitiers von den Sakramenten ausgeschlossen wurde – in der Stadt Loudun sogar für immer.

Dieses Urteil wurde sogleich von beiden Seiten angefochten. Grandier rief den Erzbischof von Bordeaux an, und seine Gegner wandten sich mißbräuchlich unter dem Namen ihres offiziellen Vertreters an das Parlament in Paris, nur um ihm Steine in den Weg zu legen und ihn zu schwächen, damit er das Gewicht der Untaten, derer sie ihn beschuldigten, nicht mehr tragen könne. Das gelang ihnen nicht, denn er sah sich vor und wandte sich seinerseits an das Parlament. Aber da noch eine Menge von Zeugen gehört werden mußte, welche alle weit entfernt wohnten, übergab der Hof diesen Fall dem geistlichen Richter von Poitiers, damit er ein endgültiges Urteil falle. Der Staatsanwalt von Poitiers zog den Prozeß ganz neu auf, sowohl durch die Zusammenziehung aller Zeugen und deren Gegenüberstellung als auch durch scharfe Ermahnungen. Diese Arbeitsweise war zu Ungunsten der Ankläger, es fanden sich Widersprüche bei den Zeugen, die standhaft geblieben waren – es gab nämlich auch Zeugen, die ganz naiv zugaben, daß sie bestochen worden waren. Einer von ihnen trat von seinem Vorhaben zurück. Mit ihm zusammen erklärten andere, ebenfalls zurückgetretene Zeugen, daß sie von Trinquant vorgeschnitten und gezwungen worden waren. Gleichzeitig wurde bekannt, daß die Priester Mèchin und Boulieu gezwungen waren, Dinge zu sagen, an die sie nie zu denken gewagt hätten. Sie wollten durch handschriftliche Aussagen jene widerrufen. Die Schrift von Mèchin ist uns erhalten geblieben, und man zitiert sie trotz ihrer Länge in vollem Wortlaut, ebenso einige andere Akten, die hier nach abgedruckt sind, weil man glaubt, daß diese Genauigkeit zur Zufriedenheit der Leser beitragen wird und somit keinen Platz für irgendwelche Zweifel am Inhalt dieser Geschichte mehr übrig läßt.

»Ich, Gervais Mèchin, Priester und Vikar der St.-Peters-Kirche im Marktort Loudun, bestätige hier durch meine Hand- und Unterschrift, um mein Gewissen zu entlasten, gewisse Gerüchte, die besagen, daß die Anzeige, die vom Erzpriester Gilles Robert gegen Urbain Grandier vorgebracht wurde, dadurch zustande kam, daß genannter Robert mich überredete, niederzulegen, daß ich genannten Grandier mit Frauen und Mädchen bei geschlossenen Türen der Länge nach am Boden der Kirche von St. Peter habe liegen sehen; ITEM, daß ich gesehen hätte, wie zu ungewohnten Stunden Frauen und Mädchen genannten Grandier Tag und Nacht besucht hätten und daß einige dieser Frauen von ein Uhr mittags bis zwei oder drei Stunden nach Mitternacht dort geblieben seien und sich ihr Abendessen durch Dienstpersonal hätten bringen lassen, welches sich mit unerfreuter Miene zurückgezogen habe, ITEM, daß ich gesehen hätte, wie die Kirchentür offengestanden habe und von Grandier geschlossen worden sei, nachdem einige Frauen zu ihm hineingegangen seien.

Da ich nicht will, daß solche Gerüchte weiterhin in Umlauf sind, erkläre ich hiermit, daß ich genannten Grandier bei geschlossenen Kirchentüren weder entdeckt noch ge-

sehen habe, und auch nicht mit ihnen allein, denn immer, wenn er mit ihnen sprach, waren sie in Begleitung und die Türen offen. Was die Körperhaltung betrifft, so habe ich das meiner Meinung nach schon bei der Gegenüberstellung klar gemacht: genannter Grandier saß, und die Frauen waren genügend voneinander entfernt. Außerdem habe ich nie, weder bei Tag noch bei Nacht, gesehen, daß Frauen und Mädchen das Zimmer des genannten Grandier betreten hätten. Wohl ist es wahr, daß ich spät abends Leute kommen und gehen hörte, aber ich könnte nicht sagen, wer das war, weil nämlich in der Nähe des Zimmers dieses genannten Grandier ein Bruder von ihm schlief. Ich habe auch keine Kenntnis davon, daß Frauen und Mädchen sich Abendessen auf sein Zimmer hätten bringen lassen. Ich habe außerdem nie gesagt, daß er sein Brevier nicht benutzen würde, weil das gegen die Wahrheit wäre, denn oft hat er sich meines ausgeliehen, um daraus seine Stundengebete zu sagen. Ebenso erkläre ich, daß ich nie gesehen habe, wie er die Kirchentür schloß, und wenn er mit Frauen zusammen war, habe ich in keinem Fall etwas Unehrenhaftes entdecken können – nicht einmal, daß er sie in irgendeiner Weise berührte. Sie sprachen nur miteinander. Wenn sich in meiner ursprünglichen Aussage etwas finden sollte, so ist das gegen mein Wissen, denn man hat mich nicht lesen lassen, was ich unterschreiben mußte. Angefertigt am letzten Tag des Oktober 1630, unterschrieben mit G. Mèchin.«

Der geistliche Richter von Poitiers sprach sein Urteil am 25. Mai 1631, worin Grandier freigesprochen wurde trotz der gegen ihn bestehenden Anklage. Er triumphierte und beleidigte seine Gegner mit so viel Hochmut, als ob er schon ganz aus der Affäre heraus wäre. Jedoch mußte er noch einmal vor dem Gericht des Erzbischofs von Bordeaux erscheinen, das er selbst angerufen hatte, um ein Rechtfertigungsurteil zu erhalten. Kurze Zeit nachdem jenes Urteil in Poitiers gesprochen war, hielt sich der Würdenträger in seiner Abtei St.-Jouin-les-Marnes auf, die von Loudun nur drei Meilen entfernt ist. Der Pfarrer zeigte sich ihm, aber seine Feinde, die fast mutlos geworden waren, verteidigten sich nahezu gar nicht. Hier der Freispruch, den der Erzbischof verkündete, nachdem er den ganzen Prozeß revidiert hatte:

»Wir, Henri d'Escoubleau de Sourdis, von Gottes Gnaden Erzbischof von Bordeaux und Primat von Aquitanien, grüßen alle, die diesen Brief sehen. Wir nehmen Kenntnis von dem Prozeß zwischen Urbain Grandier, Priester und Pfarrer, der appelliert gegen das Urteil des Erhabensten Bischofs von Poitiers vom 3. Januar 1630 und alle seine Folgen, auf der einen Seite, und Jacques Cherbonneau von weltlicher Seite als Vertreter der Behörden. Wir haben, ohne Uns aufgrund der Ämter der Genannten ein Vorurteil zu erlauben, folgendes in Betracht gezogen: Unser Urteil vom vergangenen 30. August mit den darin genannten Beweisen; die Aussagen des Erzpriesters Gilles Robert und der Priester Gervais Mèchin und Boulieu; Unser Urteil über die Bittschrift, die Uns kürzlich am 10. Oktober von genanntem Grandier vorgelegt wurde und auf deren unterem Teil sich Unsere Verfügung befindet; die andere Bittschrift, die der genannte Grandier am 3. dieses Monats vorgelegt hat; die Bittschrift, die Jacques Caillé, Bote des Herrn de la Motte de Chamdenier, am 4. dieses Monats überbracht hat und auf deren unterem Teil sich Unsere Verfügung befindet; Unser Protokoll vom 7. dieses Monats, das Unsere Fragen an den genannten Caillé enthält mitsamt seinen Antworten; Unser Urteil desselben 4. dieses Monats; die Ermahnung, die an Unseren Vertreter erging mitsamt der Bestätigung, daß diese in der Stadt Loudun öffentlich bekanntgemacht wurde; eine weitere Bittschrift des genannten Grandier vom 17. des Monats mit Unserer Bestätigung darauf

sowie den Schlußfolgerungen Unseren Vertreters, dem das Ganze unterbreitet wurde. Wir haben das alles eingesehen und darüber nachgedacht und nach Anrufung des Heiligen Geistes Unsere Ratgeber um ihre Meinung gefragt. Mit diesem endgültigen Urteil setzen Wir das Urteil, um das Wir angerufen wurden, außer Kraft und Wir entlassen den Bittsteller, freigesprochen von den Vergehen und Verbrechen, deren man ihn angeklagt hat, freigesprochen von dem Verbot der Sakramente, das in genanntem Urteil erwähnt ist. Wir legen ihm wohlwollend und bescheiden nahe, sich mit seinen Ämtern zu befassen und den heiligen Dekreten und kanonischen Gesetzen zu folgen. Lediglich darf er sich um eine Wiedergutmachung seines Schadens und die Erstattung seiner Kosten bemühen, um die Einkünfte aus seinen Pfründen wiederzuerhalten, soweit er es für angebracht hält. Durch Uns angefertigt in Unserer Abtei St.-Jouin-les-Marnes am 22. November 1631, unterschrieben mit Henri de Sourdis, Erzbischof von Bordeaux, und verkündet vom unterzeichneten Grefier an den genannten Grandier, der an oben genanntem Datum in der Abtei anwesend war.«

Der Erzbischof kannte den Haß und die Geschicklichkeit der Feinde Grandiers. Da er ihn wegen seiner guten Qualitäten schätzte, riet er ihm, seine Pfründe zu tauschen und von dem Ort, wo er eine so mächtige Verschwörung gegen sich hatte, fortzugehen. Er aber war nicht fähig, einem so heilsamen Rat zu folgen. Haß und Liebe hatten zu sehr geblendet. Er haßte seine Feinde mit einer solchen Leidenschaft, daß er ihnen gerade in diesem Punkt keine Zufriedenheit geben konnte, doch war er noch heftiger besessen von der Liebe. Obwohl sich seine Liebe oft auf verschiedene Objekte verteilte, so gab es doch mindestens eine, die das wahrhafte Subjekt seiner zärtlichen Gefühle war, an die sein Herz durch so starke Bande gefesselt war, daß er weit davon entfernt blieb, diese brechen zu wollen – hielten sie ihn doch schon so eng, daß es ihm kaum möglich war, sich zu entfernen. Also kehrte er nach Loudun zurück – mit einem Lorbeerzweig als Siegeszeichen in den Händen. Die ehrbaren Leute waren über dieses wenig bescheidene Benehmen entrüstet, seine Feinde waren beleidigt, und selbst seine eigenen Freunde mißbilligten dies. Er nahm seine Pfründe wieder in Besitz und ließ sich kaum Zeit zum Atmen, denn er war voll Haß wegen der Beleidigung, die Duthibaut an ihm verübt hatte, und arbeitete gegen ihn. Das machte er so gründlich, daß er einen Haftbefehl von der Kammer von la Tournelle erhielt, wo Duthibaut vorgeladen und barhäuptig getadelt sowie zu verschiedenen Bußen und Zahlungen und zu den Prozeßkosten verurteilt wurde.

Grandier begnügte sich nicht damit, in dieser Angelegenheit Recht bekommen zu haben. Er beschloß, seine Rache so weit zu treiben, wie ihm dies rechtlich möglich war, und er bereitete ein Gesuch an den Hof vor, um von den Verschwörern Unkosten, Reparationen und die Einkünfte aus seinen Pfründen ersetzt zu bekommen, wie es im Urteil des Bischofs von Bordeaux gewünscht war. Vergeblich versuchten seine Freunde ihn davon abzuhalten, indem sie ihm vorhielten, was ihm schon alles geschehen sei und daß das ausreichte, ihn wissen zu lassen, welcher Dinge seine Feinde mächtig waren, wenn er es unternahme, sie bis zum Äußersten zu treiben. Wenn er sich für ihren Geldbeutel interessierte, würden sie wohl kaum weniger empfindlich dafür sein, als wenn er ihre Ehre anrührte. Aber sein Stolz brachte ihn an den Rand des Ruins: Die göttliche Vorsehung, die unergründlich ist, wollte ihn für seinen Stolz und seine Ausschweifungen mit den Frauen bestrafen und gleichzeitig auf dem Theater dieser Welt einen jener tragischen Akte erscheinen lassen, die durch falschen Eifer oder Unfrömmigkeit dort manchmal auf-

geführt werden und denen es nie im Volk an Leichtgläubigkeit und Zustimmung fehlt, obwohl die Vergangenheit reich an Erfahrungen hierüber ist. Sie sind offensichtliche Zeichen für die Schwächen des menschlichen Geistes.

Da man einen neuen Beichtvater für die Ursulinerinnen suchte, wurde Grandier vorgeschlagen. Daraufhin verbreiteten seine Feinde, daß er sich sehr gewünscht hätte, ausgewählt zu werden, und daß er wegen seiner schlechten Sitten abgelehnt worden sei. Die Oberin habe große Streitigkeiten über dieses Thema mit einer seiner engen Freundinnen gehabt. Es gibt aber viele Leute, die ganz im Gegenteil schreiben, daß die Nonnen ihm von ihrem Vorhaben hätten mitteilen lassen, und er habe abgelehnt, obwohl er sehr bedrängt wurde. Es steht aber auf jeden Fall fest, daß diese Mädchen sieben oder acht Jahre in Loudun wohnten, ohne ihn je gesehen zu haben, und als sie im Jahre 1634 ihm gegenübergestellt wurden, erschien es, daß sie ihm tatsächlich nie begegnet waren. Das hat auch Pater Tranquille in einem seiner Bücher bestätigt, und ebenso, daß der Pfarrer sich nie in ihre Angelegenheiten eingemischt hätte. Es gab also keinen Grund, daß er, nachdem er sich so von ihnen ferngehalten hatte, die Absicht hatte, ihr Beichtvater zu werden, und daß er ihnen diesen Vorschlag gemacht hätte.

Das Gerücht eines Besessenheitsfalles lief schon in der Stadt um, lange bevor dieser zum Ausbruch kam. Man konnte es nicht so geheim halten, daß nicht ein Schimmer von dem nach außen gedrungen wäre, was da im Kloster vor sich ging. Man erprobte alle Arten von Geschmeidigkeit, deren man sich möglicherweise bedienen könnte. Mignon nahm das als Reserve für seine Intrigen, sobald es an der Zeit war, damit zu spielen. Er ließ seine Schülerinnen zum Beispiel üben, wie man in Ohnmacht und Zuckungen gerät und wie sie ihre Körper verdrehen und verstellen konnten, damit sie diese Gewohnheiten annahmen, und er vergaß nichts zu lehren, was sie vielleicht befähigen könnte, als wahre Teufel zu erscheinen. Wahrscheinlich hat er einige einfache und leichtgläubige Nonnen in den Irrtümern und Ängsten gehalten, die sie zuvor bereitet hatten, und ihnen dann nach und nach eingetrichtert, daß sie am Ende heftig glaubten – und man behauptet, sie hätten es tatsächlich geglaubt –, daß in diesen Täuschungen etwas Wahres läge. Er verwickelte auch noch andere in diese Angelegenheit, die vorher nichts damit zu tun gehabt hatten. Er versicherte sich der Treue all derer, die daran beteiligt waren, denn er predigte, daß das alles dem Ruhme Gottes und der katholischen Kirche diene. Er gab ihnen die Überzeugung, daß die, die helfen würden, die in der Stadt zahlreich anwesenden Ketzer zu verwirren und einen schändlichen Pfarrer loszuwerden, der durch Frauenverführungen seinen Charakter entehre und der selbst ein versteckter Ketzer sei, der eine große Zahl von Seelen in der Hölle gefangen halte, gottgefällig handle. Er fügte hinzu, daß es dem Kloster auf diesem Wege gelingen würde, außerordentlich berühmt zu werden, und daß die Almosen, die man brächte, einen Wohlstand erzeugen würden, den man nie zuvor gekannt hätte. Er vergaß nichts, was er seinen Absichten noch hinzufügen konnte, und als er sah, daß die Sache so ziemlich zu der Reife gelangt war, wie er sie brauchte, begann er die Oberin und zwei weitere Nonnen zu beschwören. Zunächst zog er nur den Pfarrer und Kanonikus von St. Jacques in Chinon, Pierre Barré, hinzu. Der war ein Frommtuer und Heuchler, fast vom gleichen Charakter wie Mignon, aber viel gefühlsbetont und seherisch, der sich viele Extravaganzent leistete, um als Heiliger zu gelten. Er begab sich nach Loudun zu Fuß und hatte hinter sich eine Prozession seiner Gemeindemitglieder, um seiner

Heuchelei mehr Wirkung zu geben. Nachdem diese beiden vorgetäuschten Teufelsaustreiber für zehn oder zwölf Tage heimlich zusammengearbeitet hatten, glaubten sie, die Sache sei reif genug, um der Öffentlichkeit vorgesetzt zu werden. Sie beschlossen, den Magistrat von dem bedauernswerten Zustand der Nonnen zu benachrichtigen, wozu sie sich des Pfarrers von Venier, Granger, bedienten. Der war ein böswilliger und unverschämter Mensch, der von allen Priestern der Gegend gefürchtet und gehasst wurde, weil er beim Bischof von Poitiers gut angeschrieben war und ihnen dort oft sehr schlechte Dienste erwiesen hatte. Er hatte keinen Grund, sich über Grandier zu beklagen, der ihm im Gegenteil sogar einige Dienste erwiesen hatte, was ihn aber nicht davon abhielt, sich von Mignon und Trinquant dingen zu lassen und offen mit ihnen in Verbindung zu treten. Er ging deshalb am Montag, dem 12. Oktober 1632, zu Guillaume de Cézal de la Guérinière, dem Steuereinnehmer der Gegend um Loudun, und zum Staatsanwalt Louis Chauvet und bat sie im Namen der Teufelsaustreiber, sich zum Kloster der Ursulinern zu begeben, um zwei Nonnen zu begutachten, die von bösen Geistern besessen seien. Er machte ihnen klar, daß es ihre Pflicht sei, den Austreibungen beizuhören, um zu sehen, welche seltsame und fast unglaubliche Auswirkung die Besessenheit habe. Er sagte, daß eine von ihnen jede Frage, die man ihr stelle, auf lateinisch beantworte, obwohl sie vor diesem Vorfall nicht die geringsten Kenntnisse der lateinischen Sprache gehabt habe. Die beiden Beamten begaben sich also zum Konvent, wo sie den Beschwörungen beiwohnten, um sie zu genehmigen, falls sie zu dem Urteil kämen, das tun zu müssen, oder um den Ablauf dieser Vortäuschung anzuhalten, falls die Besessenheit sich als schwach und vorgetauscht erweisen sollte. Mignon erschien vor ihnen in den liturgischen Gewändern mit Albe und Stola. Er teilte ihnen mit, daß die Nonnen während zweier Wochen bereits von schrecklichen Gespenstern und Visionen heimgesucht worden seien und daß danach die Mutter Oberin und zwei andere Nonnen für acht oder zehn Tage sichtbar von bösen Geistern besessen worden seien, daß diese aber dank seiner, Mignons, und Barres Hilfe aus ihren Körpern vertrieben worden seien – auch einige Karmeliter hätten geholfen. Aber in der Nacht von Samstag auf den gestrigen Sonntag, dem 10. des Monats, waren die Oberin Jeanne de Belsiel, Tochter des Barons von Cose aus dem Lande Xaintognes, und eine Laienschwester, Tochter von Magnoux, erneut heimgesucht worden, und zwar waren sie von denselben Geistern besessen. Sie hatten während der Beschwörungen herausbekommen, daß das so war aufgrund eines Paktes, dessen Symbol und Zeichen drei Rosen waren, genau wie der erste Pakt drei schwarze Stacheln zum Zeichen hatte. Die bösen Geister hatten während der ersten Besessenheit nie ihre Namen nennen wollen, aber nun verkündete der, der in der Oberschwester steckte, daß er ein Feind Gottes sei und Astaroth heiße, und der Teufel in der Laienschwester nannte sich Sabulon. Schließlich sagte Mignon zu den beiden Beamten, daß die Schwestern gerade ruhten, und er bat sie, zu einem anderen Zeitpunkt wiederzukommen. Sie schickten sich gerade an zu gehen, als eine Nonne herbeigeeilt kam und verkündete, daß die Besessenen schon wieder heimgesucht würden. Sie begleiteten Mignon hinauf in ein kleines Zimmer, das mit sieben Betten ausgestattet war. In einem davon lag die Laienschwester, in dem anderen die Oberin. Um die letztere standen einige Karmeliter, einige Nonnen des Klosters, der Priester und Kanonikus der Heilig-Kreuz-Kirche mit Namen Mathurin Rousseau und der Arzt Mannouri. Kaum hatte die Oberin die beiden Beamten gesehen, da verfiel sie auch schon in heftige Bewegungen und tat seltsame Dinge. Sie stieß Schreie aus, die denen eines kleinen Schweines ähnlich waren.

Sie vergrub sich in ihr Bett und tauchte mit schrecklichen Verrenkungen und den Grimassen einer Wahnsinnigen wieder auf. Ein Karmelitermönch stand rechts, Mignon links von ihr. Dieser steckte ihr zwei Finger in den Mund, sagte, sie sei besessen, und gebrauchte einige Beschwörungsformeln. Er unterhielt sich mit dem Dämon, der ihm in dem hier wiedergegebenen Dialog antwortete.

Mignons Frage: »Propter quam causam ingressus es in corpus huius virginis? – Aus welchem Grund bist du in den Körper dieser Jungfrau eingedrungen?« – Antwort: »Causa animositatis. – Aus Feindseligkeit.« – Frage: »Per quod pacatum? – Durch welchen Pakt?« – Antwort: »Per flores. – Durch Blumen.« – Frage: »Quales? – Welche?« – Antwort: »Rosas – Rosen.« – Frage: »Quis misit? – Wer hat sie geschickt?« – Antwort: »Urbanus. – Urbain.« (Dieses Wort sprach sie nicht aus, ohne eine Weile gezögert zu haben, als ob sie unter Druck stünde.) – Frage: »Dic cognomen. – Nenne den Familiennamen.« – Antwort: »Grandier.« (Wieder ein Wort, das sie erst aussprach, nachdem sie einige Male dazu aufgefordert wurde.) – Frage: »Dic qualitatem. – Nenne seine Eigenschaft.« – Antwort: »Sacerdos. – Priester.« Frage: »Cuius Ecclesiae? – Von welcher Kirche?« – Antwort: »Sancti Petri. – Von St. Peter.« (Dies sprach sie sehr undeutlich.) -Frage: »Quae persona attulit flores? – Welche Person überbrachte die Blumen?« – Antwort: »Diabolica. – Eine teuflische.«

Nach diesen Worten kam sie wieder zur Besinnung, betete zu Gott und versuchte, etwas Brot zu essen, das man ihr gebracht hatte. Jedoch wies sie dieses gleich wieder zurück und sagte, sie könne es nicht essen, weil es zu trocken sei. Man brachte ihr eine flüssige Mahlzeit, wovon sie ziemlich wenig aß, denn sie wurde von den immer wiederkehrenden Verrenkungen behindert. Der Amtmann und der Staatsanwalt hatten sich in ihrer Nähe aufgehalten und aufmerksam beobachtet, was geschah. Als sie kein Anzeichen der Besessenheit mehr an ihr bemerkten konnten, zogen sie sich an ein Fenster zurück. Mignon kam zu ihnen und sagte, daß dieser Fall Ähnlichkeit habe mit dem des Priesters Gaufrédy, der kraft eines Haftbefehls des Parlaments von Aix-en-Provence hingerichtet worden sei. Hierauf antwortete man ihm nicht, aber der Staatsanwalt gab ihm zu verstehen, daß er die Oberin weiterhin nach dem Grund des Hasses ausfragen müsse, von dem sie in ihren Antworten gesprochen hatte. Er entschuldigte sich damit, daß es ihm nicht erlaubt sei, neugierige Fragen zu stellen. Die Laienschwester hatte auch mehrere Verrenkungsanfälle und machte dabei einige sehr außergewöhnliche Bewegungen. Man wollte sie befragen, aber sie schrie nur zweimal »Die andere, die andere«, was man ihr auslegte, als ob sie sagen wollte, daß nur die Oberin so weit informiert sei, daß sie antworten könne. Die Beamten zogen sich zurück und erfuhren, daß der Nonne die gleichen Fragen bereits mehrere Male gestellt worden waren, besonders in Gegenwart von Paul Grouard, dem Richter der Feldgendarmerie von Loudun, und von Trinquant, die von allem, was sie gesehen und gehört hätten, ein Protokoll angefertigt und unterschrieben hätten.

Das Aufsehen, das die Besessenheit hervorzurufen begann, erzeugte die verschiedensten Stimmungen. Die gläubigen Seelen, die die Geistlichen nur mit Respekt und Ehrfurcht ansahen und die deshalb blind und ungeprüft alles hinnehmen mußten, was ihnen von deren Seite vorgesetzt wurde, konnten es nicht glauben, daß Barré, Mignon, die Karmeliter, die Ursulinerinnen, Priester, Mönche und Nonnen fähig sein könnten, ein so schwarzes Komplott anzustiften und sich einen so teuflischen Betrug auszudenken. Aber die weltlich Gesinnten dachten nicht so wohlwollend, sie waren eher geneigt, alles

für verdächtig zu halten. Sie konnten nicht verstehen, wie die Teufel, die durch die eine Tür vertrieben worden waren, zur anderen wieder hereinkommen konnten, und das zur Verwirrung derselben Geistlichen, durch deren Macht sie vertrieben wurden. Man war erstaunt, daß der Geist der Oberin wie der der Laienschwester Latein sprach und daß dieses Latein nicht besser war als das einer Schülerin der vierten Klasse. Man dachte darüber nach, daß Mignon den Teufel nicht über den Haß befragen wollte, von dem er selbst gesprochen hatte, und man schloß daraus, daß der Teufel am Ende seiner Lektion gewesen sein müsse und daß ihm nichts anderes übrig geblieben sei (weil er noch nicht mehr gelernt hatte), als dieselbe Rolle vor allen Zuschauern immer wieder zu wiederholen. Zum Beispiel hatte er in Gegenwart des Amtmannes nichts gesagt, was er nicht schon vor dem Richter der Feldgendarmerie geäußert hatte. Es blieb auch nicht verborgen, daß einige Zeit vorher im Dorf Puidardane in einem Haus, das Trinquant gehörte, eine Versammlung der ärgsten Feinde Grandiers stattgefunden hatte, und es gab genug Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich hierbei um ein Gespräch über die Besessenheit gehandelt hatte. Man konnte auch nicht erklären, warum Mignon so schnell Äußerungen über die Ähnlichkeit des Falles mit dem des in Aix hingerichteten Priesters Gaufrédy, die er zu sehen meinte, geäußert hatte. Schließlich hätte man auch gewünscht, daß andere Geistliche als die Karmeliter als Zeugen zu diesen Beschwörungen gerufen würden, denn jeder kannte die Streitigkeiten, die zwischen ihnen und Grandier bestanden, da er gegen den privilegierten Altar, mit dem sie sich schmückten, gepredigt hatte und öffentlich über ihre Prediger sein Mißfallen hatte verlauten lassen. Am darauffolgenden 12. Oktober kehrten der Amtmann und der Staatsanwalt in Begleitung des Kanonikus Rousseau, gefolgt von einem Gerichtsschreiber, zum Kloster der Ursulinerinnen zurück, da sie gehört hatten, daß die Beschwörungen fortgesetzt würden. Sie ließen Mignon beiseite rufen und machten ihm klar, daß diese Sache von solch außerordentlicher Wichtigkeit sei, daß sie gerufen werden müßten, wenn man sich mit ihr befaßte. Sie fügten hinzu, daß man ihm nahelege, nicht mehr die Beschwörungen durchzuführen, denn das Gericht werde andere Teufelsaustreiber bestellen, damit nicht der Verdacht der Beeinflussung von seiner Seite entstehen könne. Schließlich läge dieser Verdacht sehr nahe, denn er sei der Beichtvater der Ursulinerinnen, und es bestehe tödlicher Haß zwischen ihm sowie seinen Verwandten und Grandier, welcher von der Oberin als Urheber des Schicksals und der Magie genannt werde, um welche es hier gehe. Mignon antwortete ihnen, daß weder er noch die Nonnen etwas dagegen hätten, wenn sie bei den Beschwörungen zugegen seien, und er erklärte, daß Barré an diesem Tag mit Beschwörungen an der Reihe gewesen sei. Er versprach ihnen aber nicht, mit den Beschwörungen aufzuhören, obwohl er seit diesem Tag keine öffentlichen Teufelsaustreibungen mehr vornahm. Barré trat hinzu und sagte zu den Beamten, daß sich bei der heutigen Beschwörung überraschende Ergebnisse gezeigt hätten. Er habe von der Oberin erfahren, daß es sieben Teufel in ihrem Leib gäbe, deren Namen er sich notiert habe. Astaroth sei der ranghöchste von ihnen. Grandier habe den Pakt, den er mit den Teufeln geschlossen habe, in Form von Rosen einem gewissen Jean Pivart gegeben, der ihn in die Hände eines Mädchens gelegt habe, die ihn dann über eine Mauer in das Kloster brachte. Die Oberin habe gesagt, daß dies in der Nacht von Samstag auf Sonntag geschehen sei, hora secunda nocturna, zwei Uhr nachts, waren die genauen Wörter, deren sie sich bediente. Sie habe das Mädchen nicht nennen wollen, aber sie nannte Pivart. Er, Barre, habe sie gefragt, wer denn dieser Pivart sei, und sie habe ihm geantwortet: »Est pauper

magus – ein armer Zauberer.« Als er noch einmal auf das Wort »magus« eingegangen sei, habe sie gesagt: »magicianus et civis – Zauberer und Bürger«.

Nach diesem Gespräch stiegen die Beamten in das Zimmer der Besessenen hinauf, wo sie eine große Schar Neugieriger vorfanden. Die Nonnen machten nun keine Grimassen und keine Bewegungen von Besessenen, weder während der Messe, die Mignon feierte, noch nach der Elevation des Sakraments. Sie sangen sogar mit den anderen Nonnen. Es passierte nichts, außer daß die Laienschwester, die sich mit Hilfe derer, die ihr am nächsten waren, hingesetzt hatte, ein großes Zittern in Armen und Händen bekam. Das war alles, was man beobachtete und für würdig hielt, in das Tagesprotokoll aufgenommen zu werden.

Da die Beamten die Absicht hatten, die Angelegenheit genau kennenzulernen, kehrten sie am Nachmittag gegen drei oder vier Uhr ins Kloster zurück, begleitet von Irénée de Ste. Marte, dem Herrn von Deshumeaux. Sie fanden das Zimmer angefüllt mit Leuten aller Stände. Die Oberin hatte zunächst wilde Zuckungen in ihrer Gegenwart, sie zeigte die Zunge, sie sabberte und sie schäumte fast so, als ob sie tatsächlich in einem Zustand äußerster Wut sei oder eben von einem bösen Geist behandelt würde. Barré fragte den Dämon, wann er aus ihr hinausfahren würde. Wer in der Nähe stand, hörte die Antwort: »cras mane – morgen früh« . Der Austreiber bestand darauf und fragte, warum er jetzt nicht gleich hinausfahre. Die Antwort war »pactum – ein Pakt«, und dann wurde das Wort »sacerdos – Priester« ausgesprochen, dann »finis« oder »finit« – die gute Nonne oder der Dämon sprach zwischen den Zähnen hindurch, was das Hören erschwerte. Man sprach Gebete, Austreibungs- und Beschwörungsformeln, aber sie antwortete nicht mehr. Man legte ein Tabernakel auf ihren Kopf und begleitete diese Handlung mit Gebeten und Litaneien, was aber auch keine besondere Wirkung zeigte. Einige Leute konnten lediglich sehen, daß sie um so heftiger gequält wurde, als man den Namen einiger Heiliger aussprach, so etwa St. Augustin, St. Hieronymus, St. Antonius und Maria Magdalena. Barré befahl ihr in diesem Moment, was er fortan noch des öfteren tat, sie solle sagen, daß sie ihr Herz und ihre Seele Gott schenke. Das tat sie unwidersprochen. Als er ihr aber befahl, Gott ihren Körper zu schenken, zeigte sie starken Widerstand und schien nur gewaltsam gehorchen zu wollen, als ob sie ausdrücken wollte, daß der Teufel wohl ihren Körper, nicht aber ihre Seele besitze. Nachdem sie aber auch diese letzte Antwort gegeben hatte, kehrte sie in ihren natürlichen Zustand zurück. Ihr Gesicht wurde so ruhig und zugleich fröhlich, als ob sie nie unter irgendwelchen außergewöhnlichen Gefühlen gelitten hätte. Sie lächelte Barré an und sagte zu ihm, daß jetzt kein Teufel mehr in ihr sei. Man fragte sie, ob sie sich an die Fragen erinnere, die man ihr gestellt habe, und an die Antworten, aber sie verneinte. Dann nahm sie etwas Essen zu sich und begann der Gesellschaft folgendes zu erzählen: Zuerst sei sie gegen zehn Uhr abends verhext worden. Da habe sie im Bett gelegen, und mehrere andere Nonnen seien im Zimmer gewesen. Plötzlich habe sie gefühlt, wie jemand eine ihrer Hände genommen habe und diese schloß, nachdem drei Stacheln hineingelegt worden seien. Da das geschehen sei, ohne daß es jemand gesehen habe, sei sie besorgt gewesen und von großer Angst ergriffen, weshalb sie die Nonnen gerufen habe, die bei ihr in diesem Zimmer gewesen seien. Sie seien gekommen und hätten die drei Stacheln in ihrer Hand gefunden. Während sie weitersprach, hatte die Laienschwester ein paar Krämpfe, deren Einzelheiten die Beamten nicht wahrnehmen konnten, da sie bei der Oberin standen und aufpaßten, was sie sagte.

Dieser Tag endete mit einem sehr lustigen Abenteuer: Während Barré betete und beschwore, erhob sich ein großer Tumult unter den Anwesenden, und es hieß, man habe gesehen, wie eine Katze durch den Kamin heruntergekommen sei. Eifrig suchte man diese Katze im ganzen Raum, die sich unter das Bett verkrochen hatte, wo sie hervorgeholt und auf das Bett der Oberin geworfen wurde. Barré machte Kreuzeichen über ihr und beschwore sie mehrmals, bis man endlich erkannte, daß sie eine der Katzen des Klosters war und nicht im geringsten ein Zauberer oder Teufel. Die Versammlung begann sich zurückzuziehen, als der Teufelsaustreiber erklärte, er werde die Rosen verbrennen, in denen die zweite Hexerei enthalten sei. Tatsächlich nahm er einen Strauß bereits verwelkter weißer Rosen und warf sie ins Feuer. Bei dieser Gelegenheit geschah kein Zeichen; die Rosen verbreiteten nicht einmal schlechten Geruch, als sie verbrannten. Man versprach den Versammelten, daß es am nächsten Tag allerhand wunderbare Ereignisse zu sehen geben werde, der Teufel werde ausgetrieben, und er werde noch offener sprechen, als er es bisher getan hatte. Man würde ihn zwingen, so überzeugende Zeichen zu geben von der Tatsache, daß er ausgetrieben sei, daß es niemanden mehr geben werde, der an der Besessenheit zweifle. Der Staatsanwalt Rene Herve sagte, man müsse ihn noch nach diesem Pivart ausfragen. Barot antwortete auf lateinisch: »Et hoc dicet et puellam nominabit – Er wird sowohl diesen als auch den Namen des Mädchens nennen«. Gemeint war die, die die Rosen gebracht hatte.

Grandier hatte sich zunächst über diese Teufelsaustreibungen lustig gemacht und lachte über das Zeugnis dieser vorgetäuschten Dämonen. Als ihm das aber zu weit getrieben wurde, übergab er dem Amtmann die Bittschrift an denselben 12. Oktober, worin er klagte: Die Aussage, Mignon habe Nonnen in seiner Gegenwart beschworen, die ihn dann als Urheber ihrer Besessenheit benannt hätten, sei ein Betrug und nackte Verleumdung, die sich gegen seine Ehre richtete und aus einer anderen falschen Anschuldigung resultiere, wegen der er sich bereits gerechtfertigt habe. Er bitte inständig darum, die Nonnen, die besessen zu sein vortäuschten, voneinander zu isolieren und sie getrennt zu verhören. Wenn sich wirklich ein Anschein von Besessenheit zeige, werde er gern Geistliche von hinreichender Rechtschaffenheit benennen, die nicht des Hasses gegen ihn verdächtig seien wie dieser Mignon und seine Anhänger, damit diese sie beschwören könnten, wenn es sein müsse, und die außerdem ein Protokoll der Austreibungen anfertigen würden, damit der, der ihn hasse, hernach sehen könne, ob er wirklich Grund dazu habe. Der Amtmann teilte Grandier seine Absichten und Schlußfolgerungen mit und ließ ihn wissen, daß es Barré war, der an jenem Tag die Beschwörungen im Auftrag des Bischofs von Poitiers durchgeführt hatte – dessen hatte sich jener in seiner Gegenwart gerühmt. Er erklärte ihm dies, damit er sich vorsehen möge. Da verstand Grandier, daß man ihn wieder einmal an seinen Bischof verwies.

Am nächsten Tag, dem 13. Oktober, gingen der Amtmann, der Staatsanwalt, ein Kriminalbeamter, der königliche Anwalt, der Richter der Feldgendarmerie und Deshumeaux, gefolgt von Gerichtsschreibern beider Gerichtsbarkeiten, um acht Uhr morgens zum Kloster. Sie durchschritten die erste Tür, die sie offen vorfanden. Mignon öffnete ihnen die zweite und führte sie in ein Sprechzimmer. Er sagte ihnen, daß sich die Nonnen gerade auf die Kommunion vorbereiteten, und bat sie, sich in ein Gebäude auf der anderen Straßenseite zurückzuziehen. Von dort würde er sie eine Stunde später rufen lassen. Sie gingen, nachdem sie ihm von der Bittschrift erzählt hatten, die dem Amtmann

von Grandier vorgelegt worden war. Als die Zeit gekommen war, betraten sie alle die Klosterkapelle, wo Barré sich mit Mignon am Gitter zeigte und zu ihnen sagte, daß er gerade die beiden Besessenen beschworen habe, die durch ihrer beider Hilfe von unreinen Geistern befreit worden seien. Sie hätten schon seit sieben Uhr am Morgen an den Austreibungen gearbeitet, ohne es jedoch für angebracht zu halten, andere Personen als die Austreiber hinzukommen zu lassen. Es seien große Wunder geschehen, die sie sämtlich aufgeschrieben hätten. Der Amtmann fuhr sie an und sagte, daß dieses Vorgehen nicht sinnvoll sei. Mit den Dingen, die in den letzten Tagen gesagt und getan worden seien, und mit den Abweichungen, die sich darin fänden, würden sie sich verdächtig machen. Da die Oberin Grandier öffentlich der Zauberei beschuldigt habe, hätten sie nichts mehr seit dieser Anklage heimlich tun dürfen, sondern nur in Gegenwart der Justiz und der Öffentlichkeit. Es sei eine große Unverschämtheit, so viele Leute von so hohem Rang an einem Ort warten zu lassen und währenddessen heimlich Teufelsaustreibungen vorzunehmen. Man werde dies protokollieren, wie man es bereits mit anderen Vorwürfen gemacht habe, die in ihrer Gegenwart laut geworden seien.

Barré gab zurück, er und Mignon hätten nur die Teufel vertreiben wollen, und das sei ihnen auch gelungen. Man müsse daraus einen großen Vorteil erwachsen sehen, denn sie hätten den bösen Geistern ausdrücklich aufgetragen, in acht Tagen irgendetwas Großartiges geschehen zu lassen, damit in Zukunft niemand mehr an der Zauberei und an der Befreiung der Nonnen zweifle. Die Beamten fertigten ein Protokoll an von diesem Gespräch und von allem, was vorausgegangen war, und nur der Kriminalbeamte wollte es nicht unterzeichnen.

Obgleich die Schurkereien der Feinde Grandiers nicht sehr fein ausgearbeitet waren, ließen sie ihn nicht an ihrer Boshaftigkeit, an ihrer Unverschämtheit und auch nicht an ihren wahren Absichten zweifeln. Er sah gegen sich den Kriminalbeamten, den königlichen Advokaten, den königlichen Bevollmächtigten, Mignon samt dessen Bruder, Herrn de la Coulée, der Parlamentspräsident war, den Pfarrer von Venier namens Granger, Duthibaut und Barot. Was ihn aber am meisten beunruhigte, war die Tatsache, daß sie René Mémin Seigneur de Silli, den Bürgermeister der Stadt, für sich gewonnen hatten. Der war ein Edelmann, der sowohl durch Reichtum als auch durch verschiedene Amtsstellungen ein hohes Ansehen genoß, besonders aber wegen seiner Freunde, zu denen er auch den Kardinal de Richelieu zählen durfte. Dieser hatte ihm einige gute Dienste, die er ihm früher geleistet hatte, als er noch Pfarrer oder Prior in jener Gegend war, nicht vergessen, und diese Dienste wurden auch während seines Aufstiegs fortgesetzt, hauptsächlich auch, als er das erste Mal in Ungnade gefallen war. Diese Überlegungen ließen den Pfarrer die Sache nicht zu leicht nehmen. Da er glaubte, vom Amtmann von Loudun verschwiegen auf den Bischof von Poitiers verwiesen worden zu sein, ging er zu diesem nach Dissai, wohin er sich von einem anderen Priester aus Loudun, Jean Buron, begleiten ließ. Der Hausverwalter des Bischofs, der sich du Pui nannte, sagte ihm, der Bischof sei krank. Da wandte er sich an dessen Schatzmeister und bat ihn, dem Bischof mitzuteilen, daß er gekommen sei, um ihm Protokolle vorzulegen, die Beamte von Loudun von Dingen angefertigt hätten, die im Kloster der Ursulinerinnen geschehen seien, und er sei auch gekommen, um sich über die Unterstellungen und Verleumdungen zu beschweren, die man über ihn verbreitete. Der Schatzmeister kehrte zurück und richtete ihm im Beisein von du Pui, Buron und

des Herrn de la Bresse aus, daß er sich vor den königlichen Richtern vorsehen müsse und daß es wohl angebracht sei, daß ihm Gerechtigkeit in dieser Sache geschehe. Da Grandier weiter nichts beim Bischof zu erledigen hatte, kehrte er nach Loudun zurück und wandte sich erneut an den Amtmann. Er berichtete ihm, was sich auf seiner Reise nach Dissai ereignet hatte und wiederholte seine Beschwerden über die gegen ihn gerichteten Verleumdungen. Er flehte ihn an, die weltliche Gerichtsbarkeit aus dieser Sache herauszuhalten. Er sagte, er wolle sich zum Hof begeben, um dort die Vollmacht zu erhalten, gegen Mignon und dessen Komplizen Untersuchungen einleiten zu lassen. Er verlangte, daß er unter den Schutz des Königs und der Justizwache gestellt werde, damit man auf seine Ehre und auf sein Leben achte. Der Amtmann nahm diesen Protest zu den Akten und verbot allen Personen, schlecht über ihn zu reden oder ihm Böses zu tun. Diese Verordnung erging am 28. Oktober 1632.

Mignon sah sich nun seinerseits beschuldigt, eine Schurkerei ausgeheckt zu haben, um den Pfarrer loszuwerden. Er beschwerte sich beim Amtmann, ohne dessen Rechtspruch anzuerkennen, denn er und Grandier seien Priester der Diözese Poitiers, und er habe sich an niemanden sonst als den Bischof wenden dürfen, um ihn der schrecklichsten aller Verleumdungen, die die Hölle jemals hervorgebracht habe, zu beschuldigen. Er sei bereit, sich in das Gefängnis der Behörden zu begeben, um die ganze Erde wissen zu lassen, daß er das Licht der Justiz nicht fürchte. Er fügte hinzu, daß er bereits am Vortage seine Unschuld beteuert habe, indem er in Gegenwart der Justiz selbst auf das heilige Sakrament des Altares geschworen habe, er habe niemals an die Verleumding gedacht, über die man sich beschwere. Er forderte Grandier auf, das richtigzustellen und aufzuhören, ihn als Verleumder anzuklagen. Von diesen Aussagen und Protesten ließ der Amtmann ihm einen Erlaß anfertigen, den er auch seinem Gegner mitteilen ließ. Nach dem 13. Oktober, an dem Barré sich damit gebrüstet hatte, die Dämonen der beiden Nonnen vertrieben zu haben, verging einige Zeit, ohne daß man von der Besessenheit reden hörte. Allerdings verließ Grandier sich nicht darauf, daß es so bleiben würde oder daß man ihn in Ruhe ließe. Er stellte sich vor, daß diese Weiber einige Zeit brauchen würden, um ihre Rolle einzustudieren und sie ihrem Regisseur vorzuführen, damit sie umso besser spielen könnten, wenn es um die weiteren Akte dieser Tragödie ginge. Hierin täuschte er sich nicht. Am 22. November wurde der Chirurg René Mannouri zum Mediziner Gaspard Joubert geschickt, um Ihn zu bitten, mit den anderen Ärzten von Loudun zum Kloster der Ursulinerinnen zu kommen, damit sie zwei Nonnen begutachteten, die von bösen Geistern heimgesucht würden.

Joubert war ein frei denkender Mann und ein Feind des Aberglaubens. Er wollte nicht ohne die Anordnung der Justiz dorthin gehen und er begab sich deshalb zum Amtmann, um ihn zu fragen, ob Mannouri ihn auf seine Anordnung hin gerufen habe. Der Amtmann verneinte und befragte Mannouri, um seinerseits zu erfahren, in wessen Auftrag er Joubert angesprochen habe. Mannouri erklärte, die Klosterpförtnerin sei in sein Haus gekommen und habe ihm mitgeteilt, die Besessenen seien noch nie so gequält worden wie zur Zeit, und die Nonnen baten alle Mediziner Louduns, mit einigen Chirurgen zu ihnen zu kommen. Darauf ließ der Amtmann Grandier rufen, da dieser vorher als Urheber der Besessenheit genannt worden war, und teilte ihm mit, daß er sich verpflichtet fühle, ihn wissen zu lassen, daß Barré am Vortage aus Chinon zurückgekommen sei, um die Beschwörungen wieder aufzunehmen, und daß das Gerücht umlaufe, die Oberin und Schwester Claire seien wie vordem von bösen Geistern heimgesucht worden.

Grandier sagte, das sei eine Kette von Machenschaften gegen ihn. Er habe sich bei Hof beschwert und werde sich weiterhin beschweren. Für die Zwischenzeit bitte er darum, mit den Beamten zu den jeweiligen Austreibungen gehen und die Ärzte hinzuziehen zu dürfen. Wenn man Anzeichen von Besessenheit feststelle, solle man die Nonnen isolieren und von anderen Teufelsaustreibern als Mignon und Barré befragen lassen, gegen die er sehr gerechtfertigte Verdachtsgründe habe. Der Amtmann erstattete dem Staatsanwalt Bericht, welcher seine Beschlüsse verkündete. Daraufhin wurde ein Schreiber zum Kloster geschickt, um von Barré und Mignon zu erfahren, ob die Oberin noch besessen sei. Wenn ja, so hatte er den Auftrag, ihnen zu sagen, daß man ihnen verbiete, heimlich vorzugehen bei den Austreibungen. Es sei ihnen vorgeschrieben, daß sie den Amtmann benachrichtigen müßten, der sich dort einfände mitsamt den Ärzten, die zu konsultieren er für notwendig halte, und mit allen Beamten, die er mitbringen wolle, sowie den Umständen, die das verursache. Grandier solle bezüglich seiner beantragten Amtsaufsicht Recht geschehen, und unverdächtige Teufelsaustreiber sollten ernannt werden. Als Barré und Mignon diese Anordnung vernommen hatten, erkannten sie sie nicht an und erklärten, sie seien erneut von den Nonnen gerufen worden, um ihnen bei der Behandlung einer langen und unbekannten Krankheit zu helfen, die sie für eine teuflische Besessenheit hielten. Sie hätten bis zum heutigen Tag im Auftrag des Bischofs von Poitiers gearbeitet, und dieser Auftrag sei bisher unwiderrufen. Dem Bischof hätten sie empfohlen, sich über den Stand der Dinge zu informieren, entweder selbst zu kommen oder Austreiber zu schicken, die ihm genehm seien, damit sie nach seinen Anordnungen handeln und gerecht über diese Besessenheit urteilen könnten, die als Betrug und Illusion dahingestellt werde, was gegen den Ruhm Gottes und den der katholischen Kirche gerichtet sei. Obwohl die Mädchen, die bei der zweiten Besessenheit so gequält worden seien, von Doktoren der Medizin, von Chirurgen und Apothekern untersucht würden, die alle gleich ihre Bestätigungen gegeben hätten, und obwohl eine große Zahl ehrenwerter und frommer Männer die Wunder Gottes gesehen hätte, so habe man doch nichts dagegen, daß der Amtmann und andere Beamte in Begleitung von Ärzten die Nonnen besuchten, während man auf die Antwort des Bischofs warte, die wohl am nächsten Tag kommen werde. Sie stimmten zu, daß ihnen die Türen des Klosters geöffnet würden, wenn das auch der Wille der Damen sei. Sie wiederholten noch einmal, daß sie den Amtmann nicht als ihren Richter anerkannten, und sie glaubten nicht, daß er ihnen verbieten könne, die Anweisungen des Bischofs auszuführen, sowohl was die Austreibungen betreffe, als auch was andere Dinge angehe, die der geistlichen Gerichtsbarkeit unterstünden. Schließlich beharrten sie darauf, daß jene Mädchen durch die Besessenheit sehr leiden müßten und daß die Austreibungen ihnen Erleichterung verschaffen würden. Der Amtmann, die übrigen Beamten und die Ärzte könnten ruhig kommen, um zu sehen, ob die Besessenheit eine Unterstellung oder die Wahrheit sei. Als der Amtmann diese Antwort erhalten hatte, verschob er seinen Besuch auf den nächsten Tag und hoffte, daß der Bischof käme oder wenigstens einen Geistlichen schicke, der weniger verdächtig war. Gleich am Morgen begab er sich zum Kloster, wo er bis zum Mittag vergeblich wartete. Daraufhin gab er einem anderen Gesuch Grandiers statt und ordnete an: »Es ist Barré und jedem anderen verboten, der Oberin und den übrigen Nonnen Fragen zu stellen, die dazu dienen, den Bittsteller oder irgendjemanden sonst anzuschwärzen, bei allen Strafen, die sich hieraus ergeben.«

Da diese Verordnung an Barré und eine Nonne stellvertretend für andere gerichtet war, antwortete Barré weiter, daß der Amtmann ihn nicht daran hindern könne, die Anordnungen des Bischofs auszuführen. Er erklärte, er werde von nun an die Austreibungen allein in Gegenwart von Geistlichen, unter Ausschluß von Laien, durchführen – außer wenn er anderes zum Ruhme Gottes für notwendig halte. Er klagte über die Ungeduld und die Behinderung bei der Austreibung, die es an jenem Morgen gegeben habe, weil der Amtmann es nicht habe abwarten können, bis man dem bösen Geist wieder und wieder befohlen habe, die Wahrheit in einer Frage zu sagen, die einer der Besessenen gestellt worden sei, die man in den Chor der Kirche gebracht habe. Er erklärte weiter, er werde keinesfalls tun, was jener gesagt habe, solange er noch auf Antwort vom Bischof warte, und fügte hinzu, daß die Nonnen wünschten, daß er seine Tätigkeit zu ihrer Erleichterung fortsetze, und daß sie sehr gelitten hätten, als man ihnen die Anordnung des Amtmanns bekanntgegeben habe.

Der Tag war fast vergangen, ohne daß der Bischof gekommen war. Es gab auch nicht das geringste Anzeichen dafür, daß er sich plötzlich die Mühe machen würde, von einer Sache Kenntnis zu nehmen, die ihn bisher auch nicht mehr als eine bloße Bagatelle berührt hatte. Das veranlaßte Grandier, dem Amtmann am Abend eine neue Bittschrift zu übergeben, von der alle Beamten der Vogtei und die Leute des Königs um Kenntnis gebeten wurden. Die Leute des Königs aber weigerten sich, Kenntnis davon zu nehmen. Der Advokat fühlte sich verärgert und beleidigt durch die unverschämte Redeweise, die der Bittsteller sich in seiner Gegenwart gegen Mignon herausgenommen hatte, von dem er ein naher Verwandter war. Der Staatsanwalt war ein Vetter zweiten Grades desselben Mignon, und zwar durch seine Frau, die eine Tochter Trinquants war, dessen Amt er seit kurzem innehatte. Außerdem hatte er seit einem halben Jahr mit Grandier mehrere Streitigkeiten und außerdem hatte er vom Bischof das Recht bekommen, jenen nicht als seinen Pfarrer anerkennen zu müssen. Beide erklärten, daß sie mit menschlichem Gewissen glaubten, die Nonnen seien wirklich vom Teufel besessen. Sie seien davon überzeugt durch das Zeugnis der verschiedenen Ärzte von außerhalb und der weltlichen und regulären Geistlichen, ohne daß sie jedoch daran gedacht hätten, Grandier könne der Urheber dieses finsternen Unglücks sein. Als diese Erklärungen geschrieben und unterzeichnet waren, ordneten die Richter an, daß die Oberin und die Laienschwester getrennt in bürgerliche Häuser gebracht würden. Jede von ihnen solle eine andere Nonne zur Gesellschaft bei sich haben. Ihnen solle geholfen werden von ihren Teufelsaustreibern, von rechtschaffenen Frauen, Ärzten und anderen Personen, die sich erböten, auf sie aufzupassen. Allen anderen sei es verboten, sich ihnen ohne Genehmigung zu nähern. Der Schreiber wurde zum Kloster gesandt, um dieses Urteil den Nonnen zu verkünden. Als die Oberin es vernommen hatte, antwortete sie in ihrem und im Namen der Gemeinschaft, daß sie keinesfalls die Rechtsprechung des Amtmanns anerkenne. Es gäbe eine Verordnung des Bischofs von Poitiers vom 18. November, in der es heiße, er wünsche, daß man in der betreffenden Angelegenheit fortfähre. Sie sei bereit, ihm eine Abschrift zu übergeben, damit er nicht sagen könne, er habe davon nichts gewußt. Was die Isolierung betreffe, so stelle sie sich dagegen, weil diese im Widerspruch zu ihrem Gelübde des ständig abgeschiedenen Lebens stünde, von dem sie von niemand anderem als dem Bischof freigestellt werden könne. Dieser Einspruch wurde in Gegenwart der Dame de Charnizai, Tante müütlicherseits einer der Nonnen, und von Mannouri, dem Chirurgen, der Schwager einer anderen Nonne war, verkündet, und beide schlossen sich.

an. Falls der Amtmann sich anders verhalten würde, drohten beide, ihn unter ihrem eigenen privaten Namen zu verklagen. Das Papier wurde unterzeichnet und vom Schreiber zum Amtmann gebracht, der verkündete, daß die beiden Parteien sich betreffs der Isolierung geeinigt hätten und daß er sich am darauffolgenden 24. November zum Kloster begeben wolle, um den Austreibungen beizuwohnen. Er fand sich dann auch zur angekündigten Stunde dort ein und brachte die Ärzte Daniel Roger, Vincent de Faux, Gaspard Joubert und Mathieu Fanton mit. Er sagte diesen, daß er sich auf ihr Urteil in ihrem Gutachten verlässe, und ordnete an, sie sollten die beiden Nonnen, die ihnen vorgeführt würden, aufmerksam betrachten und untersuchen, ob die Ursache ihrer Leiden natürlich oder übernatürlich sei. Sie setzten sich in die Nähe des Altares, der durch ein Gitter vom Chor abgetrennt war, wo die Nonnen normalerweise saßen und sangen, und gegenüber wurde die Oberin einen Augenblick später auf ein kleines Bett gelegt. Während Barré die Messe las, hatte sie starke Krämpfe. Ihre Arme und Hände verdrehten sich, ihre Finger schlossen sich zur Hälfte, ihre Wangen blähten sich ganz auf, und man sah nur das Weiße in ihren Augen. Einige Nonnen umgaben sie und standen bei ihr, und es gab eine Menge Zuschauer im Chor und am Altar. Als die Messe zu Ende war, kam Barré zu ihr, um ihr die Kommunion zu geben und sie zu beschwören. Er hielt das Sakrament in der Hand und sprach zu ihr: »Adora Deum tuum, Creatorem tuum. – Bete deinen Gott, deinen Schöpfer an.« Unter Druck antwortete sie: »Adoro te. – Ich bete dich an.« – »Quem adoras? – Wen betest du an?« fragte der Austreiber mehrere Male. »Jesus Christus«, gab sie zurück und vollführte Bewegungen, als ob sie unter starker Gewalt litte. Daniel Drouin, Assessor der Feldgendarmerie, konnte es nicht lassen, ziemlich laut zu sagen: »Das ist aber ein Teufel, der es nicht sehr genau nimmt!« Barré änderte den Satz und fragte die Besessene: »Qui est iste quem adoras? – Wer ist jener, den du anbetest?« Er hoffte, nun würde sie wieder »Jesus Christus« sagen, aber sie antwortete: »Jesu Christe«, und es erhoben sich mehrere Stimmen unter den Anwesenden, die riefen: »Das ist aber schlechtes Latein!«

Barré bestand dreist darauf, daß sie gesagt habe: »Adoro te, Jesu Christe. – Ich bete dich an, Jesus Christus.« Er stellte ihr dann noch einige Fragen über unseren Erlöser, worauf sie antwortete: »Jesus Christus est substantia Patris. – Jesus Christus ist die Substanz des Vater.« – »Ein Teufel, der zugleich ein großer Theologe ist«, sagte der Austreiber. Sodann fragte er nach dem Namen des Teufels, worauf erst nach heftigen Krämpfen und einiger Zeit geantwortet wurde, er heiße Asmodée. Er erkundigte sich auch nach der Zahl der Teufel, die im Körper der Besessenen seien, und sie antwortete, es seien sechs. Der Amtmann hieß Barré fragen, wieviele Begleiter er habe, was auch getan wurde. Die Nonne antwortete: »Quinque. – Fünf.« Als sie aber auf Bitten desselben Amtmanns aufgefordert wurde, auf griechisch zu sagen, was sie gerade auf lateinisch gesagt habe, da schwieg sie, obwohl sie mehrere Male bedrängt wurde, und schließlich kam sie in ihren natürlichen Zustand zurück. Der Austreiber fragte sie noch auf Anordnung des Amtmanns, ob sie sich erinnere, was während ihrer Krämpfe geschehen sei. Nein, sie erinnere sich nicht, ließ sie vernehmen. Der Amtmann erkundigte sich, ob sie sich denn wenigstens erinnere, was zu Beginn ihres Zustandes in ihrem Geist und in ihrem Körper vorgegangen sei, denn das Ritual ließ die Austreiber die Besessenen stets fragen, welche körperlichen und geistigen Bewegungen in diesen Momenten vorhanden seien. Sie sagte, sie habe Gotteslästerungen im Sinn gehabt. Am gleichen Tag stellte man eine andere kleine Nonne vor, die zweimal den Namen

Grandiers aussprach und dann furchtbar lachte, und dann wandte sie sich an die Versammelten und sagte: »Ihr alle tut nichts, was wert ist.« Barré trat zu ihr, um ihr die Kommunion zu geben, was ihm unmöglich war, da sie nicht aufhörte zu lachen. Dann zog sie sich zurück, um der Laienschwester Claire Platz zu machen. Seitdem diese sich im Chor aufhielt, hatte sie ständig eine Art Stöhnen vernehmen lassen, und als man sie auf ein kleines Bett gelegt hatte, sagte sie lachend: »Grandier, Grandier, man muß auf dem Markt etwas davon kaufen.« Als Barré zu ihr trat, um sie zu beschwören, tat sie, als ob sie ihm ins Gesicht spucken wollte und hob die Nase in seiner Richtung als Zeichen des Hohns. Sie machte zu allen Zuschauern unzüchtige Bewegungen und sprach mehrmals ein schmutziges und unehrenhaftes Verb aus. Der Austreiber beschwore sie, den Namen des Teufels zu nennen, der in ihr stecke, und zuerst nannte sie Grandier. Als er weiter drängte, nannte sie endlich den Dämon Elimi, aber sie wollte nicht sagen, wieviele Teufel insgesamt in ihrem Körper waren. Er fragte sie noch: »Quo pacto ingressus est Daemon? – Durch welchen Pakt ist der Teufel eingedrungen?« Und sie gab zurück: »Duplex. – Zweifach«, was zeigte, daß dieser Teufel es nicht genauer nahm als der andere. Während ihrer Krämpfe wurde sie von einer Nadel gestochen, die in ihrem Ärmel steckte. Es schien, als habe der Teufel sie nicht unempfindlich gegen körperliche Schmerzen gemacht, denn sie sagte heftig, man solle ihr diese Nadel wegnehmen, da sie davon gestochen werde. Als sie von ihren Krämpfen befreit war, sagte sie zum Gendarmerieassessor, daß sie sich an alles erinnere, was geschehen sei, und daß Barré ihr viel Böses angetan habe. Das war die Szene an jenem Morgen, aber am Abend gab es einige Dinge, die weder den Austreibern noch den Nonnen gefielen.

Der Amtmann kam mit seinem Schreiber in Begleitung mehrerer Richter und einer beachtlichen Zahl anderer Leute gegen drei oder vier Uhr am Nachmittag in das Zimmer der Oberin und sagte zu Barré, daß er vorhave, diese von der Laienschwester zu trennen, damit er alle ihre Bewegungen genau beobachten könne, ohne daß seine Augen durch andere und entferntere Objekte gestört würden, was dann ausgeführt wurde. Sobald man mit den Austreibungen begann, wurde die Oberin auch wieder von heftigen Krämpfen gequält, die etwa denen des Morgens ähnlich waren, außer daß ihre Beine gekrümmmt schienen, was man nie zuvor beobachtet hatte. Nach mehreren Beschwörungen hieß der Austreiber sie beten und fragte sie erneut nach Zahl und Namen der Teufel, die in ihr steckten. Sie antwortete nach vielen wiederholten Bitten, daß da einer sei, der sich Achoas nenne. Der Amtmann verlangte, daß man ihr die Frage stelle, ob ihre Besessenheit herrühre »ex pacto magi aut ex pura voluntate Dei – aus dem Pakt des Magiers oder aus dem reinen Willen Gottes«. Ihre Antwort war: »Non est voluntas Dei. – Es ist nicht der Wille Gottes.« Um diese Befragung zu unterbrechen, fragte Barré sie: »Wer ist dieser Magier?«, und als sie »Urbanus« antwortete, bedrängte er sie mit »welcher Urbanus, etwa der Papst?« Sie antwortete: »Grandier.« Der Amtmann schlug vor, sie zu fragen: »Cuius esset ille Magus – Von wo stammt dieser Magier?« Antwort: »Cenomanensis – Aus Le Mans.« Frage: »Cuius Diocesis – Aus welcher Diözese?« Antwort: »Pictaviensis – Aus Poitiers.« Sie wurde vom Amtmann noch bedrängt, auf lateinisch das zu sagen, was sie auf französisch gesagt hatte, als sie den Namen des einen Teufels nannte, worauf sie sich zwei oder dreimal zu sprechen bemühte, aber nichts sagen konnte außer »sisi« oder »titi«, und dann hörten ihre Krämpfe auf. Für einen beträchtlichen Zeitraum wurde sie weder gequält noch beunruhigt, und Barré richtete diese schrecklichen Worte an sie: »Ich will, daß du zum Ruhme Gottes gequält wirst und daß du dem Teufel deinen Körper

überläßt, um ihn zu quälen, wie unser Herr den seinen den Juden überlassen hat.« Kaum hatte er geendet, da verfiel die Nonne wieder in ihre normalen Krämpfe. Der Amtmann öffnete den Mund, um Fragen vorzuschlagen, aber der Austreiber beeilte sich, ihm zuvorzukommen, und befragte den Dämon. »Quare ingressus es in corpus huius puellae? – Warum bist du in den Körper dieses Mädchens eingedrungen?« Antwort: »Propter praesentiam tuam. – Wegen deiner Gegenwart.« Der Amtmann unterbrach und fragte, ob man nicht Fragen stellen wolle, die er und die anderen Beamten vorschließen, und er versprach, für den Fall, daß sie drei oder vier gestellte Fragen richtig beantworten würde, würden sie an die Besessenheit glauben und das auch unterschreiben. Man erbot sich, ihm zu gehorchen, doch gerade da hörten die Krämpfe auf. Weil es schon spät war, zogen sich alle zurück.

Am nächsten Tag, dem 25. November, kehrten der Amtmann und die meisten Beamten beider Parteien sowie der Schreiber zum Kloster zurück. Die Oberin wurde in den Chor der Kirche gebracht, und als die Vorhänge des Gitters zurückgezogen waren, begann Barré gewohnheitsmäßig die Messe zu feiern. Während der Messe hatte die Besessene heftige Krämpfe, ähnlich denen der vergangenen Tage, und während einer dieser Krämpfe schrie sie ohne beschworen oder gefragt worden zu sein: »Grandier, Grandler, schlechter Priester!« Die Messe wurde beendet. Dann betrat der Austreiber den Chor, das Ziborium in der Hand, und legte es sich auf den Kopf, indem er verkündete, daß seine Handlung rein und einwandfrei sei, ohne Leidenschaft, ohne schlechte Absicht, und er bat Gott, er möge ihn vernichten, wenn er von irgendeiner Schlechtigkeit, Suggestion oder Überzeugung gegenüber den Nonnen während dieser ganzen Aktion Gebrauch gemacht hätte. Danach trat der Prior der Karmeliter vor, gab die gleiche Erklärung ab mit derselben Verwünschung und das Ziborium in ähnlicher Weise auf seinem Haupt, und er fügte in seinem und im Namen der anwesenden und nicht anwesenden Geistlichen hinzu, daß die Flüche von Dathan und Abiron auf sie kommen mögen, wenn sie gesündigt oder in dieser Angelegenheit irgendwelche Fehler gemacht hätten. Auf diesem Wege wollten die Teufelsaustreiber die schlechten Meinungen verwischen, die das Vorgehen in diesem Fall auf sie gerichtet hatte. Sodann näherte Barré sich der Oberin, um ihr die Kommunion zu geben, aber da verfiel sie in Krämpfe mit so großen Bewegungen, daß sie ihm fast das Ziborium aus der Hand gerissen hätte, aber trotz dieser Schwierigkeiten gelang ihm die Kommunion. Kaum hatte sie die Hostie empfangen, da streckte sie die Zunge heraus und tat so, als ob sie sie wieder ausspucken wollte. Der Austreiber steckte sie mit den Fingern wieder hinein und verbot dem Dämon, sie erbrechen zu lassen. Und als sie sagte, daß die Hostie ihr mal am Gaumen, mal in der Gurgel festklebe, ließ er sie dreimal Wasser schlucken, wonach er den Dämon wie bei den früheren Austreibungen befragte. Frage: »Per quod pactum ingressus es in corpus huius puellae? – Durch welchen Pakt bist du in den Körper dieses Mädchens eingedrungen?« Antwort: »Aqua. – Durch Wasser.« Nun stand aber neben dem Amtmann ein Schotte namens Stracan, der war Direktor des Kollegs der Reformierten von Loudun. Der Amtmann verlangte, daß der Dämon »aqua« auf schottisch sagen sollte, um alle Anwesenden davon zu überzeugen, daß es keine Suggestion von irgendeiner Seite gäbe. Barré gab zurück, daß er das täte, wenn Gott es ihm erlaube, und er gab gleichzeitig den Befehl, den er mehrmals wiederholte, aber die Nonne antwortete: »Nimia curiositas. – Das ist zu große Neugier«, und nachdem sie das mehrere Male wiederholt hatte, sagte sie: »Deus non

volo.« Man schrie auf, daß das ja wohl ziemlich falsch gesprochen war. Der Teufel wurde in Gottes Namen beschworen, richtig zu sprechen, aber genau die Wörter »Deus non volo« wurden wiederholt, womit sie sagen wollte: »Gott will nicht.« Der Teufelsaustreiber regte sich auf und sagte, es habe den Anschein, die Frage ginge tatsächlich zu weit. Die Frage sei sachdienlich und vernünftig, ließ der Kriminalbeamte vernehmen: »Durch das Ritual, das Sie da betreiben, müßten Sie wissen, daß die Kunst, eine ferne und unbekannte Sprache zu sprechen und über Dinge zu reden, die weit weg geschehen, wahre Anzeichen echter Besessenheit sind.« Der Austreiber gab zurück, daß der Teufel sehr wohl diese Sprache kenne, aber daß er im Moment keine Lust habe, sie zu sprechen. »Wenn Sie wollen«, fügte er hinzu, »lässe ich Ihnen alle Ihre Sünden aufzählen, und er wird sie nennen.« Hiermit wollte er andeuten, daß der Teufel, um den es hier ging, wohl über verborgene Dinge Bescheid wisse. »Das macht mir nichts aus«, sagte der Beamte, woraufhin Barré sich der Oberin zuwandte, als ob er sie befragen wollte, aber als der Amtmann sagte, das habe keinen Sinn, ließ er davon ab und behauptete sogar, daß er gar nicht die Absicht gehabt habe, sie zu befragen. Die Anwesenden hatten es sich nun in den Kopf gesetzt zu hören, ob der Teufel Fremdsprachen könne, und der Amtmann schlug in ihrem Namen Hebräisch vor, da es eine tote und zudem die älteste von allen Sprachen sei, die der Teufel eher als eine andere kennen müsse. Es wurde allgemein Beifall geklatscht, und der Austreiber befahl der Besessenen, das Wort »aqua – Wasser« auf hebräisch zu sagen. Sie antwortete nicht, aber man hörte sie ganz leise sagen: »Ah, ich will nicht!« Ein Karmeliter, der etwas entfernt stand, versicherte, sie habe »zaquaq« gesagt – das war ein hebräisches Wort und bedeutete »Ich habe Wasser vergossen«. Aber alle, die etwas näher standen, blieben dabei, daß sie »Ah, ich will nicht!« gesagt habe, woraufhin der Unterprior der Karmeliter diesen Mönch öffentlich tadelte.

Die Besessene hatte noch einige Krämpfe. Bei einem davon erhob sie sich über ihre Liege. Sofort wurde ihr Kopf von einer Nonne herabgezogen, und die anderen, die ihr am nächsten standen, drückten ihren Körper herunter. Sie behaupteten, sie habe fast mit dem Arm die Deckenbalken berühren können und dabei ihr Bett nur mit einem Fuß berührt, aber das wurde nur von wenigen Leuten beobachtet.

Nach diesen langen und starken Krämpfen schien sie nicht mehr bewegt, als sie vorher gewesen war – ihre Farbe war nicht einmal so lebhaft. Als dann die Zuschauer gerade fortgehen wollten, sprach sie aus eigenem Antrieb zweimal die lateinischen Wörter aus, die »Fegefeuer« bedeuten.

Grandier hatte entdeckt, daß es außer den Teufelsaustreibungen in Gegenwart des Amtmanns und des Zivilbeamten auch noch solche in Gegenwart des Kriminalbeamten gegeben hatte, der davon Protokolle anfertigte. Er legte ihm eine Bittschrift vor, in der er ihn beschuldigte, daß er eine Anklage abgelehnt habe, die fälschlicherweise gegen ihn, den Bittsteller, gerichtet sei, der bei diesen und bei anderen Gelegenheiten Zeichen seines bösen Willens erhalten habe. Sie hätten immer noch Differenzen miteinander. Eine der angeblich Besessenen sei eine Cousine zweiten Grades von ihm und zudem seine Haushälterin gewesen. Alle diese Gründe sowie andere, die noch zur rechten Zeit am rechten Ort entwickelt würden, hätten ihn hindern müssen, sich an Dingen zu beteiligen, die ihn, den Bittsteller, beträfen. Dennoch bitte er ihn, nichts zu tun und zu schreiben in dieser Angelegenheit. Diese Bittschrift wurde dem Kriminalbeamten im Kloster übergeben, wo er sich gerade aufhielt. Er bestätigte dem Bittsteller sei-

ne Worte und Erklärungen und sagte, wenn jener bei der Justiz angeklagt würde, werde er tun, was gerechtfertigt sei. Für die Zwischenzeit befahl er, die Bitschrift zur Schreibstube zu bringen, damit eine Abschrift angefertigt würde. Der Amtmann und der Zivilbeamte kehrten gegen drei oder vier Uhr am Nachmittag desselben Tages zum Kloster zurück. Barré ging mit ihnen ein wenig im Hof spazieren und sagte dabei zum Zivilbeamten, daß er sehr erstaunt darüber sei, daß dieser Grandier unterstützte, nachdem er ihn auf Befehl des Bischofs von Poitiers angezeigt habe. Der Beamte gab zurück, er werde sich entsprechend verhalten, wenn es angebracht sei, aber bei den angegebenen Tatsachen habe er nur das Ziel, die Wahrheit zu erfahren. Diese Antwort war nicht nach dem Geschmack dessen, der dieses Gespräch begonnen hatte, und er zog nun den Amtmann beiseite, um ihn von einer Sache zu überzeugen, der er nicht mehr zugeneigt war als der Zivilbeamte. Er hielt ihm vor, daß er, der von hochgestellten Persönlichkeiten abstamme, von denen einige hohe geistige Würdenträger gewesen seien, und der sich an der Spitze aller Beamten der Stadt befindet, weniger Abneigungen gegen den Glauben an die Besessenheit der Nonnen zeigen dürfe, die doch ohne Zweifel dazu diene, Gott zu rühmen und das Ansehen der Kirche und der Religion zu heben. Der Amtmann antwortete kalt und mit sehr wenigen Worten, daß er stets das tue, was gerecht sei.

Als man in das Zimmer hinaufkam, wo bereits eine große Versammlung war, sah die Oberin Barré mit dem Ziborium in der Hand und bekam sofort starke Krämpfe, als ob der Teufel beim Anblick dieses Gegenstandes in Wut geraten sei. Der Austreiber fragte den Teufel wieder: »Per quod pactum ingressus es in corpus huius puellae? – Durch welchen Pakt bist du in den Körper des Mädchens eingedrungen?« Antwort: »Aqua – Durch Wasser.« Das zeigte, daß die Nonne ihre Lektion gut gelernt hatte. Frage: »Quid finis pacti? – Was ist das Ziel des Paktes?« Antwort: »Impuritas. – Unreinheit.« Der Amtmann verlangte, daß sie auf griechisch »finis pacti impuritas« sagen solle, was ihr vom Austreiber befohlen wurde, aber sie zog sich wie gewöhnlich aus der Affäre, indem sie antwortete: »Nimia curiositas. – Das ist zuviel der Neugier.« Der Amtmann ergriff das Wort und fragte von sich aus, wer den Pakt überbracht habe und nach ihrer Antwort fragte er sie: »Quale nomen magi? – Wie heißt der Zauberer?« Antwort: »Urbanus. – Urbain.« Frage: »Welcher Urbanus, etwa der Papst?« Antwort: »Grandier.« Frage: »Cuius qualitatis? – Von welcher Würde ist er?« Antwort: »Curatus« – was wohl »Pfarrer« bedeuten sollte. Der Amtmann ließ sie fragen: »Sub quo Episcopo ille Grandier tonsuram accepisset? – Unter welchem Bischof hat Grandier die Tonsur erhalten?« – »Nescio. – Ich weiß es nicht«, gab sie zurück. Barré sagte, daß dies wirklich etwas sei, das der Teufel möglicherweise nicht wissen könne. Er stellte ihr darauf eine weitere Frage, die der Amtmann vorgeschlagen hatte: »Sub quo Episcopo Cenomanensi natus esset ille Grandier? – Unter welchem Bischof von Le Mans ist dieser Grandier geboren?« Sie antwortete: »Cenomanensi. – Von Le Mans« aber obwohl man die Frage mehrere Male wiederholte, beantwortete sie sie nicht und sie konnte den Namen des Bischofs nicht nennen. Sie konnte nicht einmal die Fragen beantworten, die der Austreiber von sich aus stellte.

Frage: »Quis attulit aquam pactis? – Wer hat das Wasser des Paktes gebracht?« Antwort: »Magus. – Der Zauberer.« Frage: »Qua hora? – Um wieviel Uhr?« Antwort: »Septima. – Um sieben.« Frage: »An matutina? – Am Morgen?« Antwort: »Sero. -Am Abend.« Frage: »Quomodo intravit? – Wie kam er herein?« Antwort: »Janua. –

Durch die Tür.« Frage: »Quis vidit? – Wer hat ihn gesehen?« Antwort: »Tres. – Drei.« Barré bekräftigte diese Aussage des Teufels und versicherte, daß, als er mit der Oberin am Sonntag, nachdem sie von der zweiten Besessenheit befreit worden sei, mit dem Beichtvater Mignon und einer anderen Nonne, die sich nicht wohl gefühlt habe, zu Abend auf ihrem Zimmer gegessen habe, sie ihm gegen sieben Uhr ihren mit einigen Wassertropfen befeuchteten Arm gezeigt habe, ohne daß man eine Person gesehen hätte, die sie dahin getan haben könnte. Er habe ihr den Arm sofort mit Weihwasser gewaschen und ein paar Gebete gesprochen, während sie mit ihren Händen ein Gebetbuch zweimal durchgerissen und ihm zu Füßen geworfen habe, worauf er sie geohrfeigt habe. Mignon hielt auch eine lange Ansprache, um zu bekräftigen, was gesagt worden war, und er endigte mit einer großartigen Predigt und mit schrecklichen Verwünschungen in Gegenwart des Sakraments, das er beschwore, ihn zu verderben und zu verdammten, wenn er nicht die Wahrheit gesagt habe. Als er fertig damit war, fragte der Austreiber die Besessene, ob sie den lateinischen Satz »Sub quo Episcopo natus esset« gehört habe, worauf sie schwor, weder diesen Satz noch etwas Lateinisches gehört zu haben. Dann sagte er zur Versammlung, die dabei war, sich aufzulösen, daß er am nächsten Tag den Dämon verjagen werde, und er ermahnte sie alle, zur Beichte und zur Kommunion zu kommen, damit sie würdig seien, daß ihnen dieses Wunder offenbart werde. Was bei dieser letzten Austreibung geschehen war, wurde in der ganze Stadt bekanntgemacht. Da ging Grandier am 20. November zum Amtmann, um ihm eine große Petition vorzulegen, worin er darlegte, daß die Nonnen böswillig und durch Suggestion fortführen, ihn in ihren Krämpfen als Urheber der vorgetäuschten Besessenheit zu nennen. Er habe aber die angeblich Besessenen nie gesehen und nie mit ihnen in Verbindung gestanden, auch nicht mit ihren angeblichen Teufeln. Um die Suggestion zu entlarven, über die er sich beklage, müsse man sie isolieren. Es sei nicht gerecht, daß seine Todfeinde Mignon und Barré auf sie aufpaßten und Tag und Nacht mit ihnen verbrächten – dieses Vorgehen mache die Suggestion sichtbar und greifbar. Dadurch würde Gottes Ehre und seine, des Antragstellers, beeinträchtigt – er nehme doch ohne Widerspruch den ersten Rang unter den Geistlichen von Loudun ein. Durch diese Betrachtungen bat er ihn, daß die angeblich Besessenen isoliert würden und daß Kirchenleute, die ihm, dem Bittsteller, nicht verdächtig erschienen, auf sie aufpassen sollten und daß Ärzte ihnen als Beistand gegeben würden. Man solle all das durchführen, ohne auf irgendwelche anderen Widersprüche und Anträge Rücksicht zu nehmen, und sich von diesen nicht beeinflussen lassen, weil die Angelegenheit so wichtig sei. Im Falle, daß es ihm nicht gefiele, die Isolierung anzuordnen, würde er, der Bittsteller, sich wegen Rechtsmißbrauch beklagen. Der Amtmann schrieb unten auf die Petition, daß ihm noch am gleichen Tag Recht geschehe.

Kaum hatte der Pfarrer das Amtshaus verlassen, als die Ärzte dort eintraten, die an einer der Austreibungen teilgenommen hatten, und nun ihren Bericht abgaben, der in die Protokolle aufgenommen wurde. Sie legten dar, daß sie in der Person der Mutter Oberin krampfartige Bewegungen beobachtet hätten, daß aber ein einziger Besuch nicht ausreiche, die Ursache dieser Bewegungen herauszufinden, die sowohl natürlich als auch übernatürlich sein könnte. Man müßte sie genauer sehen und untersuchen, um mit Sicherheit und gutem Gewissen entscheiden zu können. Zu diesem Zweck baten sie darum, einige Tage und Nächte ganz in ihrer Nähe verbleiben zu dürfen, ohne daß sie getrennt würden, und sie in Gegenwart der anderen Nonnen und einiger Beamter behandeln zu dür-

fen. Sie dürften weder Nahrungsmittel noch Medikamente, wenn diese benötigt würden, aus anderen Händen als aus den ihrigen bekommen, und man dürfe sie nicht berühren sowie nicht anders als laut mit ihnen reden. Nur dann könnten sie getreu und wahr berichten, was sie betreffs der Ursache ihrer Krämpfe beobachten würden. Als dieser Bericht unterschrieben und unterzeichnet war, begab sich der Amtmann selbst zum Kloster, denn die Zeit drängte. Dort fand er im zweiten Innenhof den Zivilbeamten, seinen Assessor, die Berater Cesvet und Gauthier mit den Kriminalbeamten und dem Gendarmerieassessor. Sie ließen Barré ihre Ankunft mitteilen, und er führte sie dann in die Kapelle. Vor und hinter ihnen ging eine große Menschenmenge. Nun wechselte der Austreiber den Ton und befahl dem Teufel, die Wirklichkeit des Körpers Unseres Herrn im Sakrament zu erkennen und zu bekennen. Die Oberin hatte große Krämpfe, bevor sie zu diesem Bekenntnis kam. Sie erhob sich von ihrem Bett, wie sie es schon einmal getan hatte, und sie wurde nur unter dem Kopf und am Körper unterstützt. Endlich nahm sie die Kommunion nach ähnlichen Widerständen wie am Vortage, und dann gab es etwas Ruhe. Es darf hier nicht ausgelassen werden, was während der Messe geschehen war. Aus Ehrfurcht vor dem Sakrament waren die Römisch-Katholischen niedergekniet. Der Amtmann bemerkte einen jungen Mann namens Dessentiers, der einen Hut auf dem Kopf trug. Er befahl, den Hut abzunehmen oder hinauszugehen. Die Oberin schrie in diesem Moment, daß Hugenotten anwesend seien. Der Austreiber fragte »wie viele«, und sie antwortete »zwei«, woraus man schloß, daß der Teufel nicht zählen könne oder die Hugenotten nicht kannte, denn außer Dessentiers waren da noch das Ratsmitglied Abraham Gauthier mit seinem Bruder und vier von seinen Schwestern, der Abgeordnete Rene Fourneau und der Anwalt Pierre Angevin. Man erinnerte sich, daß Barré am Vortage die Besessene gefragt hatte, ob sie Latein verstehe, und sie hatte geschworen, sie verstehe es nicht. Er wiederholte ihr diese Frage, und sie gab die gleiche Antwort. Er bedrängte sie noch, das beim Ziborium zu beschwören. Sie hatte zunächst einige Schwierigkeiten und sagte: »Mein Vater, sie lassen mich große Reden halten; ich glaube fest, daß Gott mich dafür bestraft.« – »Meine Tochter«, gab er zurück, »du mußt zum Ruhme Gottes schwören.« Er sagte zu ihr, daß man erzähle, sie habe ihren Schülerinnen den Katechismus ausgelegt, was sie verneinte, aber zugab, ihnen das Paternoster und das Credo erklärt zu haben. Als sie wieder in Krämpfe verfiel, fragte er den Dämon auf französisch, wer ihn in den Körper der Oberin geschickt habe. Die Antwort war, es sei Urbain Grandier gewesen, Pfarrer der St.-Peters-Kirche des Marktortes. Der Amtmann befahl dem Austreiber, sie zu fragen, wo dieser Pfarrer sich im Moment aufhalte. Die Frage war dem Ritual angemessen, mußte also gestellt werden. Die Besessene antwortete, er sei im Saal des Schlosses. Das sei als falsch erwiesen, ließ der Amtmann laut vernehmen. »Ich habe ihm befohlen, in ein bestimmtes Haus zu gehen, wo er sich unzweifelbar befindet, denn er hat sich angeboten, mir zu helfen, diesen Beweis zur Wahrheitsfindung zu versuchen, ohne daß man die Besessenen isolieren muß, was bei Nonnen ein schwieriges Unterfangen ist.« Er fügte noch hinzu, daß Grandier, wenn er an diesem Tag ins Schloß gegangen wäre, was durchaus möglich sei, so dort gewiß schon eine Weile nicht mehr sei. Und um Barré zu beweisen, daß dem Teufel mit seinen Kundschaftern schlecht gedient sei, befahl er Barré, einige Mönche zu nennen, die mit einem Beamten und einem Schreiber zum Schloß gehen sollten. Der Austreiber benannte den Prior der Karmeliter, und der Amtmann rief den Amtsassessor Charles Chauvet auf sowie den Priester Ismael Boulieu und den Schreibstübenvorsteher

Pierre Thibaut. Diese machten sich auf den Weg, um ihren Auftrag auszuführen. Die Oberin wurde durch das Vorgehen des Amtmanns so verschreckt, daß sie stumm blieb und auch ihre Krämpfe nicht mehr bekam, obwohl man noch einige Zeit fortfuhr, sie zu beschwören. Man ließ Hymnen singen, nach denen das Schweigen aber nicht nachließ, das noch mehr als eine halbe Stunde dauerte. Als Barré ein wenig aus seinem Schreckenstaumel erwacht war, schlug er vor, Schwester Claire in den Chor bringen zu lassen, und sagte, ein Teufel werde den anderen ermuntern. Der Amtmann aber sagte, daß dies Verwirrung stiften werde. Man könne der Oberin zwischendurch etwas über das, was gerade geschehe, suggerieren und deshalb müsse man zumindest warten, bis die, die ausgegangen waren, zurückkämen. Aber so triftig auch dieser Grund war, versuchte man doch, ihn beiseite zu schieben. Man mußte sich um jeden Preis dieses Amtmanns und der Beamten entledigen, die begannen, Grandiers Meinung zu sein, oder man mußte ihnen zumindest irgendetwas vormachen. Die Schwester Claire erschien also trotz des Widerstands des Amtmannes und der anderen Beamten, die, da sie diesem Betrug sich nicht ausgesetzt sehen wollten, sich zurückzogen und dabei ihren Groll zum Ausdruck brachten. Die Leute, die sie zum Schloß geschickt hatten, begegneten ihnen im Hof. Sie berichteten, sie hätten die Dame d'Armagnac getroffen, die im Begriff gewesen sei, dem Gouverneur, ihrem Mann, zu folgen, den man auf einer Trage wegen einer Unpäßlichkeit aufs Land brachte. Sie habe ihnen gesagt, daß Grandier wohl vor drei Stunden dort gewesen, aber sofort wieder gegangen sei, und danach habe sie ihn nicht wieder gesehen. Sie hatten die Erlaubnis bekommen, das Schloß zu durchsuchen. Sie betraten den großen Saal und alle anderen Räume, aber fanden ihn nirgends. Danach seien sie zum Heilig-Kreuz-Platz hinuntergegangen, denn der Amtmann habe ihnen ja gesagt, sie fänden Grandier im Haus des Charles Morat, wohin ihm zu gehen befohlen war und den Rest des Tages zu bleiben, nachdem er seine Bittschrift abgegeben hatte. Sie hätten ihn auch in diesem Haus gefunden. Bei ihm seien Pater Veret, Beichtvater der Nonnen von Gaîne, die Kanoniker Mathurin Rousseau und Nicolas Benoit und der Arzt Coutis gewesen, von denen sie vernommen hätten, daß sie dort schon mehr als zwei Stunden zusammen gewesen seien. Nachdem sie diesen Bericht gehört hatten, gingen die Beamten fort, und der Prior der Karmeliter betrat den Chor, wo die Oberin verblieben war. Sie hatte noch ein paar Krämpfe, wobei einer der Karmeliter sie fragte, wo dieser Grandier denn jetzt sei. Sie gab zurück, er spaziere zur Zeit mit dem Amtmann in der Heilig-Kreuz-Kirche umher. Aber wer ihr diese Antwort eingegeben hatte, der irrte mit dieser Unterstellung, denn De Canaye, Herr von Grandfonds und der Ratgeber Jean Cesvet gingen hinaus, um zu sehen, ob der Teufel nun mehr Recht habe als beim ersten Mal. Sie gingen zur Heilig-Kreuz-Kirche, wo sie den Amtmann nicht fanden. Dann gingen sie zum Amtshaus, wo sie ihn fanden, wie er gerade seine Sprechstunde abhielt. Er versicherte, daß er vom Kloster direkt dorthin gekommen sei und Grandier überhaupt nicht gesehen habe. Die Austreiber wußten nicht, wie sie solchen Ärger wie den dieses Tages verhindern konnten. Sie beschlossen endlich, die Nonnen sagen zu lassen, daß sie nicht mehr beschworen werden wollten, wenn der Amtmann und die Beamten, die normalerweise mit ihm kamen, zugegen seien. Grandier erfuhr von diesem Beschuß und legte dem Amtmann eine weitere Bittschrift vor, worin er ihm anzeigte, daß die vorgetäuschte Besessenheit nur mit einem Ziel erfunden und suggeriert werde: seinen Ruf zu beschmutzen, ihn anrüchig zu machen und als unbrauchbar für Gottes Kirche abzustempeln. Seine Feinde hätten all ihre Kräfte und Künste angewandt, um das glaubhaft zu machen. Da ihnen dies aber

nicht gelungen sei, hätten sie von überall her ihre Anhänger zusammengeholt, um sie als Zeugen auszunutzen. Diese Praktiken seien sehr verurteilenswert gegenüber der Öffentlichkeit, der Religion und gegenüber ihm, dem Bittsteller, dessen Name wegen seines Charakters angesehen, andererseits aber schrecklich mit Füßen getreten, verleumdet und diffamiert sei. Da es unmöglich sei, durch solche Praktiken zur Wahrheit durchzudringen, verlange er weiterhin, daß die angeblich Besessenen getrennt und aus den Händen von Barré, Mignon, Granger und ihrer Anhänger gerissen werden, um in die Hände von Geistlichen, die vom erhabensten Bischof von Poitiers genannt seien, und von Ärzten gegeben zu werden sowie in die Hände von irgendwelchen anderen Personen, die dem Amtmann genehm seien, damit die Unschuld des Bittstellers erkannt und bestätigt werden könne. Er verlangte, daß die Isolierung entgegen irgendwelcher Einsprüche und Gesuche ausgeführt werde und ohne Beeinflussung durch solche. Es wurde unter dieser Schrift vermerkt, daß dieser Bitte am gleichen Tag noch stattgegeben werde. Das Verlangen schien angebracht und juristisch vertretbar, aber es war mit zu großen Schwierigkeiten verbunden, die Nonnen zu trennen, und zwar gegen ihren Widerstand, der sich auf das kirchliche Recht gründete, und man glaubte, daß der Bischof von Poitiers und der Klerus daran Anstoß nehmen könnten und dieses Vorgehen verhinderten. Man gab sich also damit zufrieden, eine Versammlung aller Bewohner der Stadt einzuberufen, um zu beraten, was zum Wohl der Öffentlichkeit zu tun sei. Das Ergebnis dieser Versammlung war, daß man an den Generalstaatsanwalt und an den Bischof von Poitiers schrieb, Ihnen alle angefertigten Protokolle schickte und sie bat, kraft ihrer Autorität und ihrer Einsicht den Lauf dieser schändlichen Intrige zu unterbrechen. Der Generalstaatsanwalt antwortete, daß die Angelegenheit rein kirchlicher Natur sei, das Parlament wollte sie nicht zur Kenntnis nehmen, und der Bischof antwortete überhaupt nicht.

Was aber die Bitschriften der Feinde Grandiers betriff t, so wurden diese nicht so totgeschwiegen, obwohl sie die Urheber und Fälscher der Besessenheit waren. Der Mißerfolg der Austreibungen vom 26. November ließ sie mehr Vorsichtsmaßnahmen treffen, und sie trachteten danach, vom Prälaten einen neuen Auftrag zu bekommen, worin dieser einige Geistliche benennen sollte, die von seiner Seite an den Austreibungen teilnehmen würden. Bald darauf machte Barré eine Reise nach Poitiers, und der Bischof benannte Basile, Dekan der Domherren von Champigny, und Demorans, Dekan der Domherren von Thouars. Beide waren verwandt mit den Feinden Grandiers, die Ihre Auswahl und Ernennung veranlaßt hatten. Hier die Abschrift ihres Auftrags.

»Wir, Henri Louis Chateigner de la Rocheponzai, von Gottes Gnaden Bischof von Poitiers, grüßen die Dekane von St. Peter in Thouars und von Champigny-sur-Vede. Hiermit befehlen Wir Euch, nach Loudun zu reisen, um im Kloster der Ursulinerinnen an den Teufelsaustreibungen teilzunehmen, die von Herrn Barré gemacht werden, weil diese Mädchen von bösen Geistern besessen sind. Genanntem Barré geben wir die Vollmacht, zum Zweck der Anfertigung von Protokollen aller Geschehnisse sich einen beliebigen Schreiber zu nehmen. Erlassen und verfertigt in Poitiers am 28. November 1632. Unterzeichnet mit Henri Louis, Bischof von Poitiers«, und weiter unten: »Im Auftrag des genannten Herrn, Michelet.«

Diese beiden neuen Beauftragten versäumten nicht, sich sofort nach Loudun zu begeben, denn sie hatten schon vorher Bescheid gewußt und waren vorbereitet. Vom ersten Dezembertage an nahmen sie an den Austreibungen teil und machten Protokolle von dem, was

geschah.

Marescaut, einer der Schatzmeister der Königin, nahm ebenfalls daran teil. Die Königin hatte nämlich von der Besessenheit der Ursulinerinnen reden hören, doch wenn sie jemanden fragte, bekam sie nur ganz verwirrende Antworten. Sie wünschte Aufklärung darüber, und deshalb hatte sie dem Schatzmeister befohlen, die Reise nach Loudun zu machen, von den Umständen dieser Angelegenheit genau Kenntnis zu nehmen und ihr einen getreuen Bericht zu liefern. Er kam am letzten Novembertag in Loudun an und begab sich gleich am nächsten Morgen zum Kloster, um in Gegenwart der vom Bischof entsandten Dekane zu sehen, was geschah. Der Amtmann und der Zivilbeamte, deren Protokolle veröffentlicht und an verschiedene Stellen geschickt worden waren, fürchteten, daß er sich beeinflussen und mißbrauchen lasse und daß er dem Hof einen Bericht liefern könnte, der an der Wahrheit ihrer Protokolle Zweifel lasse. Deshalb begaben sie sich auch dorthin und beachteten gar nicht, daß man sie nicht hereinlassen wollte. Sie wurden begleitet von ihrem Assessor, einem Gendarmerieleutnant und einem Schreibstuben Vorsteher. Sie klopften lange an die Tür, bevor man sich anschickte, ihnen zu öffnen. Endlich kam eine Nonne, um ihnen zu sagen, daß sie nicht eintreten dürften, weil sie verdächtig seien, denn sie hätten verbreitet, die Besessenheit sei nur Heuchelei und Unterstellung. Der Amtmann hielt sich nicht damit auf, mit diesem Mädchen zu streiten, sondern befahl ihr, Barré zu holen, der einige Zeit später In seinen Priestergewändern erschien. Der Amtmann beschwerte sich in Gegenwart von Marescaut, daß man ihm und den anderen Beamten den Eintritt verweigert habe, was sogar gegen die Antworten des Bischofs von Poitiers spräche, Barré erklärte, er selbst habe nichts dagegen, daß sie hereinkämen. Deswegen seien sie doch gekommen, gab der Amtmann zurück, und außerdem, um darum zu bitten, dem Teufel zwei oder drei Fragen zu stellen, die sie vorschlagen wollten, die aber übereinstimmten mit dem, was im Ritual vorgeschrieben sei. »Ohne Zweifel«, fügte er hinzu, »werden Sie sich nicht weigern, diesen Beweis in Gegenwart des Schatzmeisters der Königin zu liefern, der von ihr geschickt worden sei, denn dies wäre die Gelegenheit, an höchster Stelle jeden Verdacht von Suggestion und Unterstellung zu zerstreuen.« – »Das werde ich tun, wenn es mir gefällt«, antwortete der Austreiber unverschämt. »Es ist Ihre Pflicht«, fuhr der Amtmann fort, »zumindest wenn Sie ehrlich vorgehen, denn es hieße Gott verhöhnen, wenn man ihn mit einem falschen Wunder verherrlichen wollte, und man tut der Kirche Unrecht, wenn man ihren Wahrheiten durch Betrug und Illusion Autorität verleiht.« Barré antwortete, er sei ein guter Mensch, der wisse, wozu er verpflichtet sei, und er führe das auch aus, aber was sie selbst beträfe, so müßten sie sich daran erinnern, unter welchen großen Gemütsbewegungen sie fortgegangen seien, als sie das letzte Mal an den Austreibungen teilgenommen hätten. Die Beamten, die auf mehrfaches Drängen hin nichts hatten erreichen können, verboten ihm ausdrücklich, eine Frage zu stellen, die dazu geeignet sei, irgendeine Person, ganz gleich welche, zu diffamieren, bei der Strafe, die einem Aufrührer und Störer der öffentlichen Ordnung zustehe. Er gab ihnen zurück, daß er keinesfalls ihre Rechtsprechung anerkenne, worauf sie sich zurückzogen. Die Besessenheit hätte ohne Zweifel unter der Leitung der beiden Dekane, die ganz den Gegnern Grandiers zugeneigt waren, neu an Kraft gewonnen, wenn nicht das Gerücht vom Kommen des Erzbischofs von Bordeaux ihre Maßnahmen viel wirksamer als alle Austreibungen unterbunden hätte. Das Gerücht hatte die Macht, die Dämonen verschwinden zu lassen, den Mut des Beschuldigten zu heben und den Nonnen eine äußere und

innere Ruhe zu geben, die sie zu gewinnen oder verlieren fähig waren, je nachdem wie es zu dem Ziel paßte, das man sich gesetzt hatte. Tatsächlich war der Erzbischof kaum in St. Jouin angekommen, da sandte er auch schon seinen Arzt nach Loudun mit dem Auftrag, die angeblich Besessenen zu sehen und ihre Grimassen, Verdrehungen und Krämpfe genau zu betrachten. Er gab ihm ein Empfehlungsschreiben an Mignon mit, damit dieser Kanonikus es nicht umgehe, ihn vollständig wissen zu lassen, in welchem Zustand sie seien. Mignon führte ihn ins Kloster und zeigte ihm die Oberin und Schwester Claire, aber er sagte ihm, sie seien auf wunderbare Weise von den bösen Geistern befreit. Er hätte sich nicht die Mühe zu machen brauchen, den Arzt zu überzeugen, daß diese zu dem Zeitpunkt überhaupt nicht besessen seien, denn dieser fand sie friedlich, ruhig und ausgeruht vor, als ob sie nie irgendein Leiden gehabt hätten, und nachdem er sich nach St. Jouin zurückgezogen hatte, hörte man weiter nichts Neues. Der Pfarrer wartete einige Zeit, um aus den Schritten, die unternommen würden, zu entnehmen, ob die Besessenheit ein Ende genommen hätte, wie er hoffte, oder ob zu fürchten war, daß die Teufel nach Loudun zurückkehrten, wenn der Erzbischof nicht mehr da war. Aber schließlich überwogen diese Befürchtungen in seinem Geist und in dem seiner Freunde, und er richtete einen Bittbrief an diesen Würdenträger am 27. Dezember, und darin hieß es, seine Feinde hätten versucht, ihn durch falsche und verleumderische Anklage zu zerdrücken, was ihnen jedoch nicht gelungen sei, denn er sei freigesprochen worden sowohl durch sein, des Erzbischofs, Urteil als auch durch das des geistlichen Richters von Poitiers, in ihrer Eigenschaft als den Hof vertretende Richter. Dennoch hätten sie seit drei Monaten erfunden und überall verbreitet, er habe böse Geister in die Körper der Ursulinerinnen gehext, mit denen er aber nie gesprochen habe. Außerdem habe ihr Beichtvater, Mignon, der sein Todfeind sei und zugleich einer der Urheber der ersten Anklage gegen ihn, nicht davon abgelassen, sie heimlich zu beschwören. Mit ihm habe sich Pierre Barré, ein Priester aus der Diözese von Tours, sowie einige weltliche und Ordensgeistliche verbündet, die sich gebrüstet hätten, drei- oder viermal die angeblichen Teufel ausgetrieben zu haben, welche aber ebenso oft zurückgekehrt seien durch Pakte, die man ihm, dem Bittsteller, unterschoben habe. Er habe Mignon und Barré wissen lassen, daß sie ihm verdächtig seien: der eine wegen der Differenzen, die sie miteinander hätten, der andere wegen seines seltsamen Vorgehens und seiner Verbindungen zu ersterem. Sie hätten es aber nicht unterlassen, bei den Nonnen zu sein, Tag und Nacht, und zusammen mit ihren Anhängern. Er habe sich an die Richter der Stadt gewandt, um vor der Wut des gegen ihn aufgehetzten Volkes geschützt zu werden, sowie an Seine Exzellenz, den Bischof von Poitiers, der ihm durch seinen Schatzmeister habe sagen lassen, daß er sich nicht in diese Angelegenheiten einmischen wolle, und im Gegensatz zu der Erklärung, die er darüber Barré habe zukommen lassen, habe dieser vom Bischof erneut die Vollmacht erhalten, Austreibungen zu veranstalten in Gegenwart der Dekane von Thouars und Champigny, die nahe Verwandte seiner erklärten Feinde seien. Während dreier verschiedener vorgetäuschter Besessenheitsfälle hätten Mignon und Barré dazu geneigt, Fragen zu stellen, die ihn diffamieren und Aufruhr gegen ihn verursachen sollten. Er habe Grund zu glauben, daß die Dämonen, die seine, des Erzbischofs, Ankunft in die Flucht gejagt hätte, nicht wiederkämen, bis jener sich zurückgezogen habe, und er fürchte, daß seine, des Bittstellers, Unschuld schließlich unter den seltsamen Machenschaften so vieler gegen ihn verschworener Feinde zusam-

menbrechen werde, wenn diese Angelegenheit in derselben Verwirrung belassen würde, in der sie bis jetzt gewesen sei, da es an der zuständigen Autorität gefehlt habe. Er bitte ihn, all diese Gründe zu betrachten und, wenn es ihm gefalle, Barré, Mignon und ihren Anhängern, seien sie Laien oder Geistliche, im Falle einer neuen Besessenheit in Zukunft Beschwörungen zu verbieten und die angeblich Besessenen zu überwachen, und irgendwelchen anderen Geistlichen oder Laien den Auftrag zu geben, falls er sie geeignet fände, sie zu ernähren, medizinisch zu behandeln oder zu beschwören, wenn er es für nötig halte, und das alles in Gegenwart des Magistrats; schließlich möge er anordnen, wenn es ihm gefiele, daß die angeblich Besessenen getrennt werden, damit jeder böse Verdacht vermieden und die Wahrheit an den Tag gebracht werde. Hier die Anordnung, die der Erzbischof unten auf die Bittschrift setzte: »Vorliegende Bittschrift gesehen und hierüber Unseren Stellvertreter befragt. Den Bittsteller an Unseren Vertreter in Poitiers verwiesen, damit ihm dort Recht geschehe. Wir haben dem Herrn Barré, dem Jesuitenpater Escaye, der in Poitiers wohnt, und dem Pater Gau vom Oratorium, wohnhaft in Tours, aufgetragen, an den Austreibungen zu arbeiten, falls dies nötig werden sollte, gemäß dem Befehl, den Wir ihnen zu diesem Zweck gegeben haben. Wir verbieten allen anderen, bei allen rechtlich möglichen Strafen, sich in die genannten Teufelsaustreibungen einzumischen.« Hier noch der Befehl, der in dieser Anordnung erwähnt wurde:

»Befehl, vom Erzbischof von Bordeaux an den Amtmann von Loudun über sandt, damit er bei den Beschwörungen der Ursulinerinnen im Falle einer neuen Besessenheit eingehalten werde.

Sofort, wenn Herrn Barré davon mitgeteilt wird, hat er den Jesuitenpater Escaye aus Poitiers und Pater Gau aus dem Oratorium von Tours zu rufen, und alle drei führen abwechselnd, jeweils in Gegenwart der beiden anderen, die Beschwörungen durch, wenn das nötig sein sollte. Sie sollen die Besessene aus der Gemeinschaft heraustrennen und sie in ein gemietetes Haus bringen, das sie für diesen Zweck für geeignet halten. Sie dürfen niemanden aus ihrem Bekanntenkreis bei ihr lassen mit Ausnahme einer Nonne, die bis zu diesem Zeitpunkt nicht befallen gewesen sein darf. Sie sollen zwei oder drei katholischen Ärzten, den angesehensten der Provinz, vorgeführt werden, die, nachdem sie sie einige Tage betrachtet oder ihnen Abführmittel gegeben haben, wenn sie dies für nötig halten, ihren Bericht anfertigen sollen. Nach dem ärztlichen Bericht soll man mit Drohungen, Disziplinarmaßnahmen, wenn man sie für nötig hält, oder mit anderen natürlichen Mitteln versuchen, die Wahrheit herauszubekommen, wenn die Besessenheit nicht im guten freiwillig aufhört. Hiernach soll man beobachten, ob man irgendetwas Übernatürliches feststellen kann wie zum Beispiel: Antworten auf die Gedanken der drei Austreiber, die sie ihren Mitarbeitern im geheimen mitgeteilt haben; das Erraten mehrerer Vorgänge, die geschehen, während man mit ihnen spricht, und zwar an entferntem Ort oder außerhalb des Verdachts, daß sie davon wissen könnten; oder daß die betreffende Nonne in verschiedenen fremden Sprachen mindestens acht bis zehn richtige und gut zusammengesetzte Wörter spricht; oder daß sie, wenn man sie mit zusammengebundenen Händen und Füßen auf einer Matte liegen läßt und niemand sich ihr nähert, sich erhebt und beträchtliche Zeit den Boden nicht berührt; nur dann soll man nach voraufgegangenen Schwüren und Gebeten zu den Austreibungen schreiten. In diesem Fall soll man sich jede Mühe geben, daß der Teufel ein sichtbares und unverdächtiges Zeichen seines Hinausfahrens gebe. Bei der Ausführung dieses Befehls dürfen sich

keine anderen Priester einmischen, wenn sie nicht unverdächtigt sind und von allen drei Austreibern übereinstimmend gerufen werden, und sie dürfen die Besessene nicht in irgendeiner Weise berühren oder ansprechen. Andernfalls werden sie mit Exkommunikation bestraft. Wenn es mehrere Besessene gibt, muß der gleiche Befehl eingehalten werden. Und damit nicht irgendwelche Freidenker schlecht reden können über die Sorgfalt, die die Kirche in dieser Sache walten läßt, um die Wahrheit der Besessenheit zu ergründen, und über die barmherzige Hilfe, die ihre Mitglieder hierbei tun, werden die Herren Amtmann und Kriminalbeamter und niemand sonst gebeten, bei der Ausführung dieses Befehls zu helfen und die Protokolle zu unterzeichnen, die hierbei von obengenannten geführt werden. Hierfür steht ihnen der Prior der Abtei von St. Jouin zur Verfügung. Es werden jene Mittel bewilligt, sei es für den Transport der Mädchen, für die Konsultation der Ärzte, die Ausgaben für die Austreiber oder die Bezahlung der Frauen, die den Kranken helfen. Wir haben befohlen, vorausgesetzt, daß das Haus arm ist, daß die Ausgaben Unserer Kasse angelastet werden, und deshalb geben Wir hier Herrn Barré das Recht, beim Pächter Unserer Abtei in St. Jouin jede Summe anzufordern, die er nötig zu haben glaubt. Für den Fall, daß die genannten Herren Pater Escaye und Pater Gau nicht in Poitiers und Tours sein sollten oder daß sie sich aus irgendeinem Grund nicht einfinden können, müssen die Oberen des jeweiligen Hauses auf ihre Kosten jemanden von ähnlichem Rang zur Verfügung stellen, wenn sie es können.«

Als man diesen Befehl sah, hörte die Besessenheit völlig auf, und sogar alle Gerüchte darüber verstummtten. Barré zog sich nach Chinon zurück. Die Dekane gingen zu ihren Kapiteln. Die Nonnen blieben ganz ruhig in ihrem Kloster. Die Teufel respektierten das einzige Kreuz, das der Erzbischof an den Anfang seines Schreibens gesetzt hatte, mehr als die unendliche Zahl der Kreuze, die die Austreiber über den Betroffenen gemacht hatten. Der Unterschied zwischen dem Vorgehen dieses Würdenträgers und dem des Bischofs von Poitiers rief in den Gemütern vieler ehrbarer Leute verschiedene Gefühle hervor: die Gerechtigkeit, das Interesse und die Barmherzigkeit des ersten trugen ihm ihre Hochschätzung ein, aber die Gleichgültigkeit und die sträfliche Nachsicht des anderen, wovon man überhaupt nicht mehr reden sollte, beschmutzten diesen mit einem Fleck, der nicht mehr auszulöschen ist. Der Pfarrer hatte jedoch aus zu vielen finsternen Erfahrungen gelernt und fürchtete, daß man ihm weitere Fallen stellen könnte. Er dachte daran, daß der Amtmann nur eine Abschrift dieses Befehls habe, der ihm vom Erzbischof zusammen mit einem Brief geschickt worden war, und daß sich das Original in den Händen von Barré befand. Er machte den Amtmann darauf aufmerksam, daß diese Papiere verloren gehen oder mit der Zeit beiseite geschafft werden könnten, wenn man keine Vorsichtsmaßnahmen trafe, und er schlug vor, die Kopie des Befehls und den Brief, den er bekommen hatte, der Schreibstube zu übergeben, damit man darauf zurückkommen könne, wenn es nötig sei. Der Amtmann gab seiner Bitte statt, und am 31. März 1633 wurden die Schriftstücke der Schreibstube übergeben.

ZWEITES BUCH

Der umsichtige Befehl, den der Erzbischof von Bordeaux erlassen hatte, hatte wohl die Macht, die Nonnen, die Austreiber und sogar die Teufel zum Schweigen zu bringen. Aber er konnte nicht verhindern, daß das Volk redete und gegen alle, die in diese so verächtliche Angelegenheit verwickelt waren oder sie sogar begünstigt hatten, zu Felde zog. Es gab nur wenige dieser Frömmel, die den Mönchen und den Leuten der Kirche all ihre Erleuchtung und die Bewegungen ihres Bewußtseins hingaben und gegen die Beweise der Falschheit dieser Besessenheit Widerstand leisteten. Man zog die Schülerinnen aus dem Kloster der Ursulinerinnen zurück und man schickte die Mädchen der Stadt nicht mehr dort in die Schule. Man ließ sie ihre Abneigung in jeder Hinsicht merken. Sogar ihre Verwandten schämten sich, mit ihnen noch etwas zu tun zu haben, die meisten brachen den Kontakt zu ihnen ab und wollten nichts mehr über sie hören. Diese Wendung der Gemüter gegen sie ließ die Nonnen verzweifeln. Dafür machten sie Mignon verantwortlich und warfen ihm vor, daß sie statt der zeitlichen und geistlichen Vorteile, auf die er ihre Hoffnung hin geweckt hatte, nun in Armut und schlechtem Ruf leben müßten. Dieser Domherr war von seinem eigenen Mißfallen zerfressen und hatte diese Sticheleien nicht nötig, um seinen Haß und seine Wut zu steigern: Tag und Nacht dachte er darüber nach, wie er sein eigenes Ansehen und das der Nonnen wiederherstellen und sich für die erlittenen Beleidigungen rächen könnte. Das Unternehmen war schwierig und geeignet, einen weniger hartnäckigen und leidenschaftlichen Charakter aufzugeben zu lassen. Er hatte die Schwierigkeiten schon zu spüren bekommen und wahrscheinlich wäre er nie an sein Ziel gekommen, wenn der Zufall sich nicht eingemischt und ihm eine unvorhergesehene Gelegenheit gegeben hätte, sein Vorhaben auszuführen. Die königlichen Ratgeber hatten den Beschuß gefaßt, alle Schlösser und Festigungen im Innern Frankreichs schleifen zu lassen – nur die an den Grenzen sollten erhalten bleiben. Der Urheber dieses Plans war der Kardinal Richelieu. Er paßte auf, daß das Schloß von Loudun nicht stehen blieb, denn er wollte diese Stadt ganz besonders erniedrigen und hatte sie deshalb schon ziemlich verfolgt. Zum Beispiel hatte er einige Rechte und die Rechtsprechung dieser ersten auf seine Stadt Richelieu übertragen lassen, aber es war ihm ein anderes Projekt mißlungen, nämlich die besten Einwohner der Stadt zu verpflichten, die seine zu bevölkern. Diese hatten sich aber zurückgezogen und lieber woanders um Asyl gesucht.

Der Auftrag, die Befestigung emzureißen, wurde Laubardemont mitgeteilt. Der war einer der Männer, die dem Kardinal absolut zugetan waren. Er wußte sich gut damit zu beschäftigen, alle Gelegenheiten zum Zerstören, Auslöschen oder Blutvergießen auszunutzen und dabei noch im Rahmen des gesetzlich Erlaubten zu bleiben. Man hatte ihn schon mehrmals als Kommissar bei blutigen Angelegenheiten erwählt, und seitdem hatte er diese Ehre noch öfters gehabt. Er begab sich also nach Loudun, um sich seinem Auftrag zu widmen. Hauptsächlich pflegte er dort mit Mémin de Silli Umgang, ebenfalls, eine Kardinalskreatur. Mignon und alle seine Freunde gingen Mémin besuchen. Er stellte sie Laubardemont vor, von dem sie freundlich empfangen wurden. Er drückte ihnen seine Anteilnahme aus für die Beleidigung, die die ganze Gesellschaft und die Nonnen, mit deren Oberin er verwandt war, erlitten hatte. Es ging nun darum, Mittel zu suchen, mit denen man den Kardinal dazu bringen konnte, mit ihren Absichten mitzugehen, und

zwar durch etwas, was ihn persönlich berührte. Daran fehlte es nicht, denn welcher Wege bedienen sich nicht Bosheit, Haß und Rache – und was sind sie nicht alles fähig zu entdecken und zu erfinden?

Es gab in der Nähe der Königsmutter eine Frau namens Hammon, die dieser Prinzessin bei der Gelegenheit, als sie die Ehre hatte, mit ihr sprechen zu dürfen, gefallen hatte. Sie war unter dem gemeinen Volk von Loudun geboren und hatte dort den größten Teil ihres Lebens verbracht. Grandier war ihr Pfarrer gewesen, und da er alle Damen von Geist in seiner Gemeinde kannte, kannte er auch sie bis in alle Einzelheiten. Unter ihrem Namen war eine saftige Satire veröffentlicht worden, die sich gegen die Minister richtete – besonders gegen den Kardinal Richelieu. Es waren einige Einzelheiten seines Lebens und seiner Amtsführung darin aufgedeckt, worüber er sich besorgt und unwillig äußerte. Die Verschwörer hielten es für angebracht, Grandier dieses Stück in die Schuhe zu schieben zugleich mit einer gewöhnlichen Korrespondenz mit der Hammon, von der er den Inhalt erst erfahren hatte. Diesem Vorwurf wurde aber dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit verliehen, weil die Satire ans Licht gekommen war, als der Kardinal gerade einmal in Ungnade gefallen war. Dieser hatte früher, als er nur Prior von Coussai war, bereits Arger mit Grandier gehabt, der sich als oberster Geistlicher der Gegend von Loudun bezeichnete und dem Prior von Coussai nicht weichen wollte. Dieser Zündstoff wurde von Laubardemont für ganz ausgezeichnet befunden und war geeignet, im Geist des Kardinals heftige Rachegelüste wachzurufen, wozu es dann natürlich auch kam. Man brachte sodann den Kommissar dazu, die Fratzen, Verrenkungen und Verkrampfungen der Nonnen anzusehen. Durch die Übung, die man ihnen sorgsam im geheimen hatte angedeihen lassen, hatten sie es zu neuen Graden der Perfektion in diesem Dressurstück gebracht. Sie wurden für sehr geschickt und erfahren in der Kunst, den Teufeln zu widerstehen, befunden. Laubardemont zumindest schien sehr zufrieden und versprach, ihre Bemühungen zu unterstützen, wenn er wieder in Paris sei, wohin er zurückkehrte, als das Schloß vollständig abgerissen war.

Bei seiner Abreise hinterließ er in Loudun einige Teufel, die er durch seine Gegenwart zurückgerufen hatte – dieselben, die durch die Gegenwart des Erzbischofs von Bordeaux vertrieben worden waren. Sie kamen in Scharen, bereit, andere zu empfangen. Und diese versäumten es nicht, ihnen Gesellschaft zu leisten. Die Oberin und Schwester Claire hatten aber nicht allein die Ehre, diese Gäste zu beherbergen, sondern diese bemächtigten sich noch fünf anderer Nonnen, sechs weiterer, die heimgesucht, und dreier, die verflucht wurden. Das Kloster erwies sich als zu klein für die große Zahl der Dämonen, die in Massen kamen, um dort zu wohnen. Sie mußten sich in der Stadt eine Unterkunft suchen gehen. Dort wurden sechs weltliche Mädchen von ebenso vielen Teufeln besessen, zwei weitere wurde heimgesucht und zwei verflucht. Sie machten außerdem noch einen Ausflug bis zur Stadt Chinon, wo sie sich wie im Hause eines Freundes bei zwei sehr frommen weltlichen Mädchen niederließen, deren Beichtvater Barré war – so wie Mignon der Beichtvater all derer war, die in Loudun besessen oder verflucht waren. Daraufhin wurde von diesen Priestern oder ihren Freunden ein Buch mit dem Titel »Dämonomanie von Loudun« zusammengestellt. Es enthält die Namen aller Teufel und all der Mädchen, die von ihnen geplagt wurden, und deren darin beschriebene Leiden ohne Zweifel ein außerordentliches Mitleid in den Herzen der Leute hervorrief, wenn sie es lasen und den Berichten Glauben schenkten. Die Teufel führten ihre Kunststücke zum großen Erstaunen aller Leute auf, die geglaubt

hatten, sie würden es nie wagen zurückzukehren, und die weder verstehen noch erraten konnten, weshalb die Teufel diese Kühnheit besaßen. Währenddessen verstand Laubardemont es, in Paris sein Ansehen zu ihren Gunsten so nützlich zu machen, daß er den Befehl erhielt, persönlich nach Loudun zurückzukehren, um dort Beobachter ihres Vorgehens zu sein und bei all ihren Unternehmungen den Vorsitz zu führen. Er kam am 6. Dezember 1633 gegen acht Uhr abends an und wohnte im Hause Bourneuf, das Paul Aubin, dem Vollstrecker der königlichen Befehle und Schwiegersohn von Mémin, gehörte. Seine Ankunft blieb so geheim wegen der Uhrzeit und der Lage des Hauses in der Vorstadt, daß weder Grandier noch seine Freunde davon erfuhren. Doch Mémin, Hervé und Menuau begaben sich sofort zu ihm. Er rühmte sich ihnen gegenüber seiner Ansprache, mit der er den Kardinal beeinflußt hatte, der dadurch aufs höchste aufgebracht war und die Ausführungen seiner Rache in Laubardemonts Hände legte. Er gab ihnen alsdann Beweise von dem Eifer, mit dem er an die Sache herangegangen war, und zeigte ihnen seine Vollmacht, die erst vom letzten Novembertag datierte und folgendes enthielt:

»Herr von Laubardemont, königlicher Berater in Staats- und Privatangelegenheiten, soll sich nach Loudun begeben und, wenn nötig, auch an andere Orte, um sorgfältig Nachforschungen gegen Grandier anzustellen, und zwar in bezug auf all das, dessen er zuvor angeklagt war, und das, was ihm zusätzlich noch vorgeworfen wird und mit der Besessenheit der Ursulinerinnen oder anderer durch den Fluch genannten Grandiers Besessenen und von Teufeln Gequälten zu tun hat, und in bezug auf alles, was sich seit Anbeginn der Austreibungen und der genannten Besessenheit zugetragen hat. Er soll über die Protokolle und andere Akten der hierzu abgestellten Beamten Bericht erstatthen, an den stattfindenden Austreibungen teilnehmen und von allem Protokolle anfertigen. Er soll angemessen vorgehen, um den Beweis und die vollständige Bejahung genannter Tatsachen zu erbringen. Vor allem soll er gegen den genannten Grandier einen Prozeß anordnen und durchführen sowie gegen andere, deren Mittäterschaft sich herausstellen wird, und zwar bis zum endgültigen, abschließenden Urteil, ungeachtet allen Widerstandes, aller Berufungen oder irgendwelcher Ablehnung, wegen der man sich nicht beeinflussen lassen soll, was die Beurteilung der Verbrechen betrifft, ganz zu schweigen von der Revision, die von dem genannten Grandier verlangt werden könnte. Es ist ein Befehl Seiner Majestät an alle Gouverneure, Generalleutnants der Provinzen und an alle Amtshalter, Seneschalle und so weiter sowie an die anderen städtischen Beamten und Untertanen, daß diese zur Ausführung des oben Genannten jede Hilfe, Unterstützung und Gefängnisse zur Verfügung stellen, so wie es in ihrer Macht steht und sie danach befragt werden.« Er zeigte ihnen auch noch zwei Anordnungen des Königs, unterzeichnet mit »Louis« und weiter unten mit »Philippeaux«, vom gleichen Tag, dem letzten Novembertag 1633, die beinhalteten, daß der genannte Herr von Laubardemont den Auftrag habe, Grandier und seine Mittäter festzunehmen und an sicherem Ort gefangen zu halten, mit dem gleichen Befehl an alle Vogteien, Marschälle usw. sowie andere Beamte und Untertanen, die Ausführung obigen Befehls zu unterstützen und deshalb den Anordnungen des genannten Herrn Folge zu leisten. Die Gouverneure und Generalleutnants sollten jede Hilfe und Unterstützung geben, um die sie gebeten würden.

Diese so weitgehenden und außergewöhnlichen Machtmittel, die Laubardemont gegeben waren, überraschten die Gesellschaft, die das Vorgelesene angehört hatte, sehr angenehm. Als es aber der Öffentlichkeit vorgetragen wurde, überraschte es ebenfalls, wenn auch in ganz anderer Weise, alle ehrbaren Leute, die diese ganze Angelegenheit nur

mit unparteiischem oder uninteressiertem Blick ansahen. Man war äußerst erstaunt darüber, daß es noch erlaubt sein sollte, Nachforschungen über alles, dessen Grandier angeklagt gewesen war, zu wiederholen, sowie über das, was ihm neu vorgeworfen würde, wie die Vollmacht besagte. Das Erstaunen stieg jedoch weiter, als man sah, mit welchem Nachdruck seine Feinde sich der ihnen verliehenen Macht bedienten, da man gegen alle Regeln der Justiz gleich mit der Verhaftung des Angeklagten begann, bevor man auch nur die geringste Untersuchung begonnen hatte. Dieser Schlag sollte als von der Hand des Königs ausgegangen verstanden werden und als vom Kardinal verfügter Bann, und er sollte dazu dienen, die Freunde des Pfarrers einzuschüchtern, die Zeugen, die man gegen ihn vorbringen würde, zu ermutigen sowie den Nonnen mehr Freiheit und mehr Mut zu geben, die Rollen, die man ihnen zudiktirt hatte, gut zu spielen. Zu diesem Zweck beauftragte Laubardemont den Guillaume Aubin, Herrn de la Grange, den Bruder von Bourneuf und Leutnant der Gendarmerie, indem er ihm seine Vollmacht zeigte, er solle ganz früh am nächsten Morgen hingehen und die Person Grandiers festnehmen. Da dieser Offizier sich nicht verpflichtet fühlte, die Gefühle von Mémin, dem Schwiegervater seines Bruders, nicht zu verletzen, ließ er heimlich Grandier über die erhaltenen Befehle unterrichten.

Der Pfarrer fühlte sich in keiner Weise schuldig und ließ la Grange für seinen Großmut danken und ihm bestellen, er vertraue auf seine Unschuld und auf die Barmherzigkeit Gottes und er habe sich deshalb entschlossen, sich nicht zurückzuziehen. Also erhob er sich wie gewohnt vor Tagesanbruch und ging aus dem Haus, das Gebetbuch in der Hand, um in der Heilig-Kreuz-Kirche der Frühmesse beizuwohnen. Sobald er aus dem Haus trat, bemächtigte la Grange sich seiner in Gegenwart von Mémin und einer großen Anzahl seiner anderen Feinde, die ihr Auge an diesem Schauspiel erfreuen und gleichzeitig das Vorgehen la Granges überwachen wollten, dessen sie sich nicht ganz sicher waren. Zugleich wurde an seine Zimmer, seine Schränke, alle anderen Örtlichkeiten des Hauses und an seine Möbel das königliche Siegel angebracht. Jean Pouquet, Bogenschütze der königlichen Leibwache, sowie die Bogenschützen der Gendarmerie von Loudun und Chinon erhielten den Befehl, ihn in das Schloß von Angers zu bringen. Dort blieb er mehr als vier Monate in einem Gefängnis, wohin der Ortskommandant Michelon ihn hatte bringen lassen. Während dieser Zeit dort zeigte er viel Resignation, aber auch Standhaftigkeit und schrieb viele Gebete und Meditationen, deren Manuskripte, die zwölf Hefte im Quartformat umfaßten, in seinem Prozeß vorgetragen wurden – ebenso vergeblich wie das vorteilhafte Zeugnis, das sein Beichtvater, Kanonikus Pierre Bâcher, über ihn ablegte, welcher ihn auch während seiner Haft kommunizierte.

Laubardemont zögerte nicht, das Haus des Gefangenen durchsuchen zu lassen und eine Liste aller seiner Bücher, Papiere und Möbel anzufertigen. Es fand sich nichts, was ihm hätte schaden können außer einer Abhandlung über das Zölibat, von seiner Hand geschrieben, sowie zwei Blätter mit Versen auf französisch, die niemals veröffentlicht worden sind, die aber ihre Richter als schmutzig und unzüchtig bezeichneten, ohne zu erklären, er habe sie geschrieben – zumal er es tatsächlich nicht getan hat. Man gab sich nicht damit zufrieden, diese beiden Schriftstücke zu beschlagnahmen, sondern man nahm alle Papiere, Dokumente und Freisprechungsurteile, deren der Angeklagte sich bei seiner Verteidigung hätte bedienen können, und man störte sich nicht an den Klagen und am Widerstand seiner siebzigjährigen Mutter Jeanne Estière. Da man an dieser Inventaraufnahme nicht ununterbrochen arbeitete, wurde sie nicht vor dem letzten Januartag

des Jahres 1634 beendet, während man mit der eigentlichen Beweisaufnahme erst am 2. des vorhergehenden Monats begann. Der Rechtsanwalt Pierre Fournier übernahm das Amt des Staatsanwalts. Die Mutter des Angeklagten zeigte sich darüber sehr bedrückt, denn er war Schwiegersohn des Anwalts Richard, gegen den sie geklagt hatte, weil er um Mitternacht in ein Haus gegangen war, um zwei Frauen zur falschen Aussage gegen ihren Sohn zu bewegen. Jedoch bat Fournier kurz danach, aus seiner Aufgabe entlassen zu werden, aus dessen Durchführung man sehr wahrscheinlich schließen konnte, daß sein Gewissen dabei eine große Rolle gespielt haben mußte, denn während seines ganzen Lebens, vor und nach dieser Zeit, wurde er immer für einen ehrenwerten und rechtschaffenen Mann gehalten.

Kaum war die erste Beweisaufnahme beendet, nahm man am 19. desselben Monats noch eine zweite vor und vom 30. an begann man mit der schriftlichen Aufzeichnung der Aussagen der Nonnen. Die Freunde und Berater von Grandiers Mutter gaben sich alle Mühe, sich dieser Sturzflut seltsamen und heftigen Vorgehens entgegenzustellen. Auf ihren Rat legte sie dem Kommissar am 17. Dezember einen Antrag vor, in dem sie ihm vorwarf, er sei mit der Oberin verwandt, er wohne bei einem der Feinde ihres Sohnes, er habe diesen gefangennehmen lassen, bevor irgendeine Nachforschung oder ein Dekret gegen ihn ergangen sei; zudem habe er dem Gendarmerieleutnant die ärgsten Feinde ihres Sohnes zur Seite gestellt, er habe versucht, ihn jedes Mittels der Verteidigung zu berauben, indem er sich seiner Papiere bemächtigt und diese aus Loudun habe entfernen lassen. Aber statt diesem so legitimen Einsprüchen stattzugeben, schrieb Laubardemont unter den Antrag folgende Anordnung: In Anbetracht seines Auftrags und da er nichts von einem legitimen Grund wisse, nicht so zu verfahren, werde er weiterhin besagten Auftrag durchführen, unbeeinflußt von dieser Bittschrift. Die Antragstellerin werde sich schon an den König selbst wenden müssen. – Man drang in ihn, etwas über die Wahrheit oder Unwahrheit der Beschuldigungen zu äußern, aber er wollte nichts davon tun und er antwortete immer nur in ganz allgemeinen Worten.

Ohne die Klausel, die dem Kommissar erlaubte, entgegen jeden Widerstand, jeder Eingabe oder Beschwerde zu arbeiten, hätte man sicher all sein Vorgehen für ungültig erklärt, denn außer den angeführten Beschuldigungen ergaben sich täglich neue, die mehr als berechtigt waren. Mignon, Mémin, Moussaut und Hervé waren ständig bei ihm, und er weigerte sich nicht, die Zeugen in ihrer Gegenwart zu vernehmen. Es gab allerdings einige, die nichts zu Lasten des Angeklagten aussagten, aber ihre Aussagen wurden nicht aufgeschrieben, und man entließ sie unter Drohungen, damit die, die nach ihnen vernommen würden, nicht ihrem Beispiel folgten. Man veröffentlichte auch einen Mahnbrief, der noch von verschiedener Seite ergänzt war und von Schändlichkeiten strrotzte, die anzuhören einen vor Schreck erschaudern ließ. Der Name Grandiers wurde hierin genannt, und die Verbrechen, in die man Licht zu bringen gedachte, waren so schmutzig und abscheulich, daß die Ohren aller ehrbaren Leute verärgert waren. Zur Verkündung dieses Briefes wurde der Priester Mounier ausgewählt, der Zeuge in der ersten Affäre war, über die zuvor berichtet wurde, so als ob man sich vorgenommen hätte, sich nur verdächtiger Leute zu bedienen und als ob es zum Ruhme Gottes gereiche, wenn man alle Formen der Justiz und die Grenzen der Gleichheit übergehe.

So außerordentlich dieses Vorgehen auch war und so wenig Hoffnungen es auf eine Änderung gab, wollte Grandiers Mutter doch nicht mit verschränkten Armen sitzen bleiben und auch keinen Anlaß haben, sich vorwerfen zu müssen, sie habe etwas unversucht gelassen,

was der Verteidigung ihres Sohnes dienlich gewesen wäre. Sie ließ daraufhin am 3. Januar 1634 Laubardemont mitteilen, daß sie gegen seine Anordnung vom 12. Dezember 1633 Berufung einlegen und ihn verklagen wolle. Daraufhin verordnete er am gleichen Tag, daß ungeachtet der Berufung und der Klage von ihm und vom Staatsanwalt der besagte Auftrag weiter durchgeführt und die Veröffentlichung des Mahnbriefes durch den Staatsanwalt fortgesetzt würde. Es sei jedem verboten, die Zeugen einzuschüchtern, und im Falle der Zu widerhandlung sei der genannte Staatsanwalt zu Ermittlungen berechtigt.

Der Bischof von Poitiers enthielt sich nicht, seinerseits zu diesem Vorgehen beizutragen, und, ohne auf den Befehl seines Vorgesetzten, des Erzbischofs von Bordeaux, zu achten, erließ er einen anderen, der weit weniger geeignet war, zur Wahrheit vorzudringen. Die Mutter des Pfarrers bezeichnete diesen neuen Befehl als Amtsmißbrauch und ließ Laubardemont und dem Bischof den Befehl des Erzbischofs zustellen, damit sie ihn nicht ignorieren könnten. Der Bruder des Angeklagten legte auch am 9. und 10. Januar zwei Anträge vor: den einen, daß eine Abschrift des veröffentlichten Mahnbriefs, und den anderen, daß dieser zur Schreibstube gebracht werden solle, damit ein Protokoll »cum figura« mit ihm, dem Bittsteller, angefertigt würde. Man antwortete ihm, es sei jetzt nicht einmal genügend Zeit, den Empfang der Bitschriften amtlich zu bestätigen. Gegen diesen Bescheid legte man Berufung ein, deren Akte am 10. Januar zugestellt wurde. Am 12. desselben Monats ließ man auch noch eine Klage überbringen, und als diese beim Kommissar keine Wirkung zeigte, legte die Mutter des Angeklagten am 17. des Monats eine weitere Bitschrift vor, die neue Beschuldigungen enthielt, welche nicht mehr zulässig befunden wurde als die erste. Es wurde erlassen: Die Anschuldigungsgründe seien nicht stichhaltig und würdig und seien deshalb hinfällig, außer wenn die Bittstellerin beim König vorspräche, wenn sie dies für angebracht hielte.

Als sie die Mitteilung dieser Verordnung erhielt, ließ sie ihrerseits am nächsten Tag eine Berufungsakte überbringen zusammen mit einer Darstellung der Berufungsklage, die in der Kanzlei des Parlaments in Paris aufgenommen worden war, und zwar am 14. des vorhergehenden Monats. Aber der Kommissar zerfetzte die Vorladungen, während der Staatsanwalt erklärte, all dies sei nichtig und als Anschlag zu verstehen, damit die Vollmacht, die ihm Seine Majestät verliehen habe, beeinträchtigt würde. Er ordnete wie zuvor an, daß weiter so verfahren und daß man unaufhörlich an der Verwirklichung des Prozesses arbeiten werde. Zu diesem Zweck werde mit der öffentlichen Bekanntmachung des Mahnbriefes durch Herrn René le Mounier und andere, die vom Staatsanwalt hiermit beauftragt würden, fortgefahrene. Der Staatsanwalt und auch der genannte Mounier, der Schreiber und andere seien von der von Seiten des Hofes erlassenen Vorladung befreit, und es sei Bertrand und allen anderen Amtsdienern und Sergeanten verboten, solche und ähnliche Versuche zu unternehmen, sei es auch zugunsten des angeführten Berichtes über die Berufung oder ähnlichem, bei Androhung einer exemplarischen Strafe.

Diese seltsame Verordnung vom 21. Januar wurde der Gegenpartei übermittelt, woraufhin diese ebenso wie gegen die frühere Berufung einlegte. Die Berufungsakte wurde am 27. des Monats an Gilles Pouquet übergeben, damit sie in die Hände Laubarde monts gelange.

Diese Vorgänge, auf die man sich aufmerksam konzentrierte, stellten die Besessenheit ein wenig in den Hintergrund. Man unternahm jedoch von Zeit zu Zeit Austreibungen,

entsprechend dem neuen Befehl, den man vom Bischof bekommen hatte. Aber da Laubardemont nicht die Muße hatte, an den Austreibungen teilzunehmen, gab man sich nicht so viel Mühe wie vordem, und sie hatten nicht ihre volle Kraft. Außerdem blieb unter den Verschwörern ein wenig Furcht, das Parlament könne von der Sache erfahren, und deshalb hielten sie es für angebracht, etwas Zeit verstreichen zu lassen, damit sie besser wüßten, was zu tun sei. Währenddessen suchten sie nach Mitteln, die sie berechtigten, ihre Vorhaben durchzuführen. Sie ließen den Bischof bitten, selbst zu kommen oder einen angesehenen Geistlichen zu schicken, damit dieser in seinem Namen handeln könne. Sogleich gab der Bischof einen neuen Auftrag an Demorans, Dekan der Domherren von Thouars und Bakkalaureus der Theologie in der Pariser Fakultät, als sein Vertreter an der Vorbereitung des Prozesses teilzunehmen, obwohl er verwandt und befreundet war mit Grandiers ärgsten Feinden, worüber man den Bischof nicht im unklaren gelassen hatte. Am 2. Februar führte Laubardemont diesen Stellvertreter nach Angers, zusammen mit dem Staatsanwalt und Jacques Nozai, dem Schreiber der Kommission, und er begann am vierten des Monats damit, Grandier zu vernehmen, was er bis zum 11. Februar fortsetzte. Aus dem Auszug der Beweisaufnahme, die in den Prozeß einging, sah man nicht, daß Grandier sich je widersprochen hätte, noch daß er etwas gesagt hätte, aus dem man einen Vorteil gegen ihn hätte gewinnen können, außer daß er gestand, Autor der Handschrift gegen das Zölibat der Priester zu sein, welche man in seiner Kammer gefunden hatte. Als dieses Geständnis sowie die Ablehnung der Taten, die man dem Angeklagten vorwarf, von diesem unterzeichnet waren, kehrte Laubardemont nach Paris zurück, wo er den Rest des Monats Februar und einen Teil des März verbrachte, ohne seine Freunde in Loudun wissen zu lassen, wann er bereit sei zurückzukommen. Da dieses Schweigen sie zutiefst beunruhigte, sahen sie sich gezwungen, Granger, den Pfarrer von Venier, zu ihm zu schicken, um ihn inständig zu bitten, ihnen zu Hilfe zu kommen, und ihm die Umstände zu schildern, unter denen sie ihn zurückriefen. Der Pfarrer brauchte sich nicht viel Mühe bei dieser Aufgabe zu machen, denn der Auftrag paßte gut zum Charakter und zu den gewalttätigen Neigungen Laubardemonts. Um aber alle Unbequemlichkeiten, die sich ihm bei der ersten Reise entgegengestellt hatten und die auch jetzt noch von Seiten des Parlaments zu erwarten waren, zu vermeiden, erhielt er am letzten Tag im Mai eine Verordnung des Staatsrates, die nicht weniger seltsam war als die Vollmacht, mit der er bereits versehen war.

Diese Verordnung beinhaltete, daß ohne Rücksicht auf die dem Parlament vorgelegte Berufung und die daraus entstehenden Folgen, die von Seiner Majestät für nichtig erklärt wurden, Herr Laubardemont den Auftrag habe, den von ihm begonnenen Prozeß gegen Grandier fortzusetzen, ohne auf irgendwelche Widerstände, Berufungen und Anschuldigungen zu achten, die gemacht worden seien oder gemacht würden, und ohne sich davon beeinflussen zu lassen. Zu diesem Zweck werde der König im Falle der Notwendigkeit erneut Gehör verleihen. Hiermit sei dem Parlament von Paris und anderen Richtern bei einer Strafe von fünfhundert Pfund verboten, sich mit dieser Sache zu befassen. Mit dieser Verordnung, die ihn zum völlig unabhängigen Richter dieses Falles machte, begab er sich nach Loudun zurück – zur vollen Zufriedenheit der Verschwörer. Sofort schickte er Bogenschützen nach Angers, um Grandier herbeischaffen zu lassen, und ließ ihm in Loudun ein außergewöhnliches Gefängnis bereiten: In einer Wohnung, die Mignon gehörte und in der ein Sergeant namens Bontems lebte, der zuvor Sekretär von Trinquant und ein Zeuge gegen Grandier bei der ersten Anklage gewesen war, die man gegen ihn

gestellt hatte. Die Frau von Bontems bespitzelte den unglückseligen Grandier bei Tag und Nacht, so daß die angeblich Besessenen fast alles wußten, was er tat und sprach. Mignon ließ einige Fenster des Zimmers, das als Gefängnis dienen sollte und sich in der obersten Etage des Hauses befand, zumauern und die übrigen durch starke Gitter versperren. Er ließ sogar dicke Eisenträger in den Kamin einbauen, damit die Teufel nicht kommen könnten, um den angeblichen Zauberer aus seinen Ketten zu entreißen. Als dieser aus Angers ankam, führte man ihn in dieses Zimmer, wo er fast jeglichen Tageslichts beraubt war, und auf dem Stroh liegend schrieb er einen Brief an seine Mutter:

»Liebe Mutter! Ich habe Deinen Brief bekommen und alles, was Du mir geschickt hast, ausgenommen die Kammgarn-Strümpfe. Ich trage meine Leiden mit Geduld und ich beklage Deine mehr als meine. Mir ist sehr unbequem, da ich kein Bett habe. Versuche bitte, mir meines bringen zu lassen, denn wenn der Körper sich nicht ausruht, kommt der Geist um. Schließlich kannst Du mir noch ein Brevier, eine Bibel und die Schriften des Heiligen Thomas schicken, die mir als Trost dienen können. Um den Rest kümmere Dich nicht; ich hoffe, daß Gott meine Unschuld an den Tag bringen wird. Ich empfehle mich meinem Bruder, meiner Schwester und allen unseren guten Freunden und bin Dein Dir immer sehr ergebener Sohn, Grandier.«

Nachdem man den gerichtlichen Prozeduren vorgegriffen hatte, indem man den angeblichen Zauberer einsperrte, wandte man sich der Tatsache der Besessenheit zu und versuchte, ihr einen Anschein von Wahrheit zu verleihen, den sie bisher nicht einmal gehabt hatte. Zu diesem Zweck hielt man es für ratsam, die Nonnen zu isolieren, da die Weigerung während der vorigen Besessenheit, dies zu tun, ungerecht und verdächtig erschien war und völlig geeignet, die Öffentlichkeit glauben zu lassen, sie seien nicht ehrlich und wahrhaftig. Man teilte die Besessenen also in drei Gruppen. Schwester Claire und Cathérine de la Présentation wurden im Haus des Domherrn Maurat untergebracht; die Oberin, Louise de Jésus und Anne de Ste. Agnès im Hause des Herrn de la Ville, Anwalt und Ratgeber der Nonnen; und Elisabeth de la Croix, Monique de Ste. Marthe, Jeanne du St. Esprit und Séraphique Archer kamen in einem anderen Haus unter. Dort wurden sie alle von der Schwester Mémins, der Frau des Nicolas Moussaut, betreut, die sich immer in der Nähe der Oberin aufhielt, wenn diese beschworen wurde. Sie flüsterte ihr ins Ohr, was sie über Grandier erfahren hatte, denn die Frau von Bontems kam und ging unaufhörlich, und zwar so offen, daß es fast niemanden gab, der es nicht bemerkte.

Der Angeklagte stellte bei seinen Richtern den Antrag, sie möchten doch eine richtige und wirksame Isolierung verfügen anstatt dieser schwachen und nur scheinbaren, die man durchgeführt habe und die doch nichts weiter sei als reine Illusion. Es sei nämlich notwendig, daß die Nonnen gänzlich voneinander getrennt würden, damit sie aufhörten, untereinander zu sprechen, Maßnahmen zu ergreifen und sich zu ermutigen, eine Rolle zu spielen, die vielleicht viel verzwickter sei, als sie es sich vorstellen könnten. Sie müßten von unverdächtigen Personen betreut werden, ganz gleich ob von Geistlichen, Ärzten oder Frauen, und sie müßten einige Monate ohne Verbindung zu den Feinden Grandiers oder den Urhebern der Besessenheit bleiben. Dann, so zweifle er nicht, werde sich irgendeine finden, die, bedrückt von ihrem Gewissen und befreit von ihrem Tyrannen, die Wahrheit gestehen werde und sie aufdeckte. Aber gerade um einer solchen Ungelegenheit aus dem Weg zu gehen, hätten die Austreiber immer das Verlangen

nach einer Isolierung verworfen, bis daß sie die volle Freiheit gehabt hätten, alles nur so durchzuführen, wie es ihnen beliebte. Deshalb hätten sie auch die Nonnen in Gruppen nach ihrer Wahl untergebracht und die gerissensten und zähesten denen zugesellt, die sie für geistesschwach und weniger entschieden gehalten hätten. Das sei nicht wirklich eine Isolierung, sondern ein Mittel, mit dem sie die Öffentlichkeit blenden wollten.

Man schenkte der Bitte Grandiers keine Beachtung. Man fuhr fort, die Besessenen von der Schwester und Frau seiner Feinde beaufsichtigen zu lassen, durch deren Einmischung Mignon und die Austreiber ihnen alles suggerierten, was sie wollten. Man ließ sie in den betreffenden Häusern in der Zahl, in der sie dorthin gebracht worden waren, und als Gipfel der Unregelmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten begnügte man sich damit, statt die berühmtesten Ärzte der benachbarten großen Städte wie Poitiers, Angers, Tours oder Saumur zu Rate zu ziehen, diese lieber in kleinen Orten auszusuchen, alles Leute ohne Verdienst und Ansehen, mit Ausnahme des Louduner Arztes Daniel Roger, der in der Tat einige Wertschätzung genoß, dessen einzige Stimme aber nicht all die einer ganzen Truppe von Nichtswissern und Leuten ohne Bildung und Erfahrung aufwiegen konnte. Einer kam aus dem Marktfecken Fontevraud, und er hatte niemals eine Prüfung oder eine Ausbildung hinter sich gebracht, weshalb er sich aus Saumur hatte zurückziehen müssen. Ein anderer war aus der Stadt Chinon, wo er ohne Beschäftigung blieb, denn er war sozusagen ein Melancholiker und Griesgram, der auch die Besessenheit von Chinon unterstützte, die später als Täuschung erkannt wurde und deren Urheber und Mitspieler bestraft wurden, wie man noch in dieser Geschichte sehen wird. Ein weiterer kam aus Thouars. Er hatte seine Jugend als Laufbursche im Geschäft eines Händlers in Loudun verbracht und hatte sich dann als Arzt niedergelassen und er fand sich ganz stolz, in einer so hochwichtigen Angelegenheit zu Rate gezogen zu werden. Ein anderer aus derselben Stadt und einer aus Mirabeau waren nicht sehr angesehen, aber sie hatten das große Verdienst, mit den Feinden Grandiers verwandt zu sein.

Die Auswahl eines Apothekers und eines Chirurgen war auch nicht mehr tragbar und berechtigt. Der Apotheker hieß Pierre Adam und war ein leiblicher Vetter von Mignon. Er war Zeuge bei der ersten Anklage gegen Grandier gewesen und war durch Parlamentsverordnung am 10. März 1633 zu einer beachtlichen Geldstrafe verurteilt worden, da seine Aussage die Ehre eines Fräuleins aus Loudun verletzt hatte. Nun aber verließ man sich auf ihn bei der Zubereitung der Medikamente, und niemand sah oder wußte, ob er das nahm, was von den Ärzten verschrieben wurde, ob er nicht die Dosis verdoppelte oder ob er statt milder und wohltuender Abführmittel starke Medikamente benutzte, die die Nonnen in Krämpfe oder in Ohnmacht schicken könnten. Er hatte sich schon in letztergenannter Eigenschaft gegen die obengenannte Isolierung gewandt, und daß man ihn wählte, stieß allgemein auf Ablehnung. Die Mutter und der Bruder des Angeklagten beschwerten sich mehrmals beim Kommissar vergeblich hierüber; sie konnten nicht einmal auf ihre eigenen Kosten Abschriften der Eingaben erhalten, die an ihn gerichtet waren. Er versprach immer, sie seiner Schreibstube zu übergeben, aber er tat es nie. Grandier beklagte sich auch bei den Richtern, die entsandt worden waren, um an seinem Prozeß teilzunehmen, über die ungerechte Wahl der Ärzte. Er bat sie, den angeblich Besessenen fähige und erfahrene Leute zu Seite zu stellen sowie Apotheker, die nicht »Crocus Metallorum« statt »Crocus Martis« gaben, wie Adam es getan hatte, wovon man wohl wußte. Aber die Richter waren geschickt worden, um das Vorgehen Laubardemonts zu kräftigen

und nicht, um es zu korrigieren, und sie schenkten den Bitten keinerlei Beachtung. Am 9. April und an den folgenden Tagen legte man verschiedene Akten über die Berufung und Beschäftigung der Ärzte, des Apothekers und des Chirurgen an, und am 12. April erließ, wie man sagt, Laubardemont ein vorläufiges Urteil, in dem er anordnete, daß alle Zeugen, die über die betreffenden Belastungen und Erkundigungen gehört worden waren, und andere, die der Staatsanwalt zu benennen beliebe, zusammenkommen sollten, damit die nicht Angehörten gehört würden und alle in ihren Aussagen überprüft werden und nötigenfalls dem Angeklagten gegenübergestellt werden könnten, zu welchem Zweck derselbe gefangen gehalten würde. Vom nächsten Tag an begann man mit den Gegenüberstellungen, die an den folgenden Tagen fortgesetzt und wieder aufgenommen wurden. Bei dieser Gelegenheit schlug man im »Factum« Grandiers vor, das mit ihm zu tun, was mit dem heiligen Athanasius geschehen war, denn das sei ein ausgezeichnetes Mittel, um durch Gegenüberstellung zur Wahrheit zu gelangen. Dieser Heilige war auf dem Konzil von Tyr von einer sittenlosen Frau angeklagt worden, die ihn niemals zuvor gesehen hatte. Als die Frau in die Versammlung kam, um ihre Anschuldigung öffentlich vorzutragen, erhob sich ein Priester namens Timothe, stellte sich ihr vor und sprach mit ihr, als ob er Athanasius sei. Sie glaubte dies und damit bewies sie der Versammlung ihr eigenes Verbrechen und die Unschuld, welche sie anzugreifen gewagt hatte. Wenn Laubardemont dasselbe tun würde, indem er den Nonnen drei oder vier Priester gleichzeitig mit Grandier vorstelle, die gleich gekleidet, etwa gleich groß und fast gleicher Hautfarbe seien, die sie nie zuvor gesehen hätten, stehe es fest, daß, wenn der Pfarrer zufällig von einigen der Nonnen bezeichnet werde, es doch zumindest einige gäbe, die ihn nicht erkennen könnten und die dann durch ihre falsche Wahl die Wahrheit ans Licht bringen würden. Aber es war das Ziel dieses Kommissars, sie zu verbergen, nicht sie aufzudecken. Deshalb ließ er nach diesem Geschehen, als er etwas mehr Zeit hatte als vorher, erneut mit den Beschwörungen beginnen. Der Bischof von Poitiers hatte den Pater l'Escaye und den Pater Gau ihrer Amter enthoben, obwohl sie von seinem Vorgesetzten, dem Erzbischof, ernannt worden waren, und hatte an ihrer Stelle zwei andere geschickt, nämlich seinen Theologen und Pater Lactance. Man verurteilte die Wahl des ersten aufs schärfste, denn er gehörte zu den Richtern, die das erste Urteil gegen Grandier gefällt hatten, welches der Erzbischof von Bordeaux aufgehoben hatte. Sie wohnten im Haus von Nicolas Moussaut, und nach einiger Zeit zogen zum Erstaunen aller Unparteiischen auch einige Nonnen dort ein. Mémin, Menuau und Hervé gingen jeden Tag in dieses Haus, um die Austreiber zu besuchen und sich ganz privat mit ihnen zu unterhalten. Diese nahmen ihre Arbeit am 15. April auf. Als Lactance sah, daß die Oberin sehr wenig Latein konnte, befahl er ihr, auf französisch zu antworten, obwohl er sie sehr oft auf lateinisch fragte. Es gab Leute, die ihm entgegneten, daß sie in derselben Sprache antworten und daß der Teufel alle Sprachen kennen müsse, worauf der Pater manchmal antwortete, der Pakt sei eben so geschlossen, und ein anderes Mal: es gäbe eben Teufel, die noch dümmer seien als Bauern.

Kurze Zeit darauf sah man eine Verstärkung für die Austreiber ankommen. Es waren die Kapuzinerpatres Luc, Tranquille, Potais und Elizée sowie zwei Kapuziner, die sich auch schon von Anfang an in die Besessenheit eingemischt hatten und die vom Bischof von Poitiers geduldet waren. Es waren die Patres Pierre de St. Thomas und Pierre de St. Mathurin. Man erinnerte sich ihrer zu dieser Zeit, und sie schlössen sich den Kapuzinern an, die mit großen Plänen und besonderen Absichten geschickt waren, welche die wich-

tigsten Mönche Frankreichs, als deren Haupt der berühmte Pater Josef galt, untereinander abgesprochen hatten. Ihr Ziel war es, der Aussage Geltung zu verschaffen, die sich in den Büchern des Paters Tranquille findet: »Wenn der Teufel ordnungsgemäß beschworen wird, muß er die Wahrheit sagen.« Dadurch glaubten sie, die körperliche Gegenwart Jesu Christi im Sakrament und alle anderen Dogmen der Römischen Kirche unwiderlegbar beweisen zu können. Aber sie hofften vor allem, daß dies die Möglichkeit gäbe, eine Art Inquisition zu errichten, was ein sicheres Mittel gewesen wäre, von allen Geistlichen den Besitz, die Ehre und das Leben aller Privatleute, besonders der Ketzer, abhängig zu machen. Der Pater Josef begab sich auch incognito nach Loudun, um selbst zu untersuchen, was es mit dieser angeblichen Besessenheit auf sich habe, ob es genug Anschein von Wahrheit gäbe und ob er sich an die Spitze der Austreiber setzen könne. Er wollte nämlich selbst den Ruhm für sich beanspruchen, die Teufel vertrieben zu haben, und so das hohe Ansehen der Frömmigkeit und Heiligkeit zu erlangen. Aber dieser schlaue Mönch war so vorsichtig, nicht öffentlich in diese Angelegenheit einzutreten. Er wußte bald, daß dies nicht das Richtige sei für einen Mann von seiner Wichtigkeit und daß man so etwas lieber untergeordneten Leuten überlassen solle, die sich mit der Wertschätzung von Heuchlern und kleinem Volk zufrieden geben, wodurch sie nicht Gefahr laufen, dem Gespött der großen Welt und der gebildeten Leute ausgesetzt zu sein. Die verschiedenen Ansichten, die dem Pater Josef zugeschrieben werden, finden sich sorgfältig entwickelt in dem Buch »Das Leben des Kapuzinerpaters Josef«, Den Haag, bei G. de Voys, 1705, Seite 328.

Die Besessenen wurden in Gruppen an die verschiedenen Austreiber aufgeteilt, die sie an vier verschiedenen Orten beschworen. Das war in der Heilig-Kreuz-Kirche, im Kloster, in St. Peter von Martrai und in der Liebfrauen-Priorei im Schloß. Bei den Beschwörungen am 15. und 16. April geschah nicht viel. Vom 17. desselben Monats an unterließ Laubardemont es nicht, Grandier laufend über die aus den darüber angefertigten Protokollen ersichtlichen Fälle zu verhören. Die Ärzte, der Apotheker und der Chirurg begannen auch, ihre Berichte über das, was sie gesehen hatten, und über ihre Beobachtungen an den Besessenen und deren Schwächenfällen abzugeben. In der Auftragszeit brachten sie sechsundzwanzig davon zustande. Zusammengefaßt enthielten ihre Erklärungen, daß die Dinge, die sie gesehen hatten, übernatürlicher Art seien und ihre Kenntnisse der Medizin übertrafen. Was jedoch am 23. April geschah, erschien nicht so sehr verwunderlich. Lactance beschwore die Oberin und fragte sie in ziemlich schlechtem Latein, in welcher Form der Teufel in ihr sei. »Als Katze«, gab sie zurück, »und als Hund, als Hirsch und als Ziegenbock.« – »Quoties?« fuhr der Austreiber fort und wollte wissen, wievielmal. »Ich habe mir den Tag nicht gut gemerkt«, sagte sie, denn sie glaubte, »quoties« sei dasselbe wie »quando«, was »wann« bedeutet. Als dieselbe Nonne am nächsten Tag, dem 24., von der Beschwörung zurückkam, blieb sie in der Nähe des Hauses der Witwe Barot stehen und sagte, daß sie nicht vorbeigehen könne, denn sie habe die Hand des Pfarrers durch das Fenster ihres Schlafzimmers gesehen. Dieses Fenster war aber so klein, daß kaum etwas Licht hindurchkam, und so konnte sie durch dieses Verhalten nichts weiter erreichen als das Gelächter derer, die zugegen waren. Am 26. erging der Befehl, der Pfarrer solle untersucht werden. Die Oberin hatte erklärt, sein Körper trage Zeichen des Teufels, und wo diese Zeichen seien, sei er besonders unempfindlich. Dieser Unglückliche wurde dabei so unmenschlich behandelt, daß der bloße Gedanke an das, was man ihn erleiden ließ, einen vor Schreck erzittern lassen kann.

Man beauftragte damit den Chirurgen Mannouri, einen seiner erbarmungslosesten Feinde. Als dieser in sein Zimmer eintrat, zog man Grandier ganz nackt aus, rasierte ihn am ganzen Körper, und Mannouri begann, ihn zu untersuchen. Wenn er beweisen wollte, daß eine Körperstelle vom Teufel gezeichnet, also unempfindlich sei, drehte er die Sonde an einem runden Ende und führte sie so, daß sie nicht ins Fleisch eindringen konnte und keine Druckstellen dort hinterließ, sondern daß sie sich in seine hohle Hand schob. Der Patient stieß nun keinen Schrei aus, weil er keinen Schmerz fühlte. Wenn aber der grausame Chirurg zeigen wollte, daß die anderen Stellen des Körpers sehr empfindlich seien, drehte er die Sonde anders herum zur sehr spitzen Seite und durchbohrte ihn bis auf die Knochen, so daß die Menschenmenge, die draußen vor dem Gefängnis wartete, so bittere Klagen und so durchdringende Schreie hörte, daß den Leuten das Herz blutete. Doch Laubardemont, der bei dieser Handlung zugegen war, zeigte nicht die geringste Spur von Mitleid. Die Oberin hatte sich beim ersten Mal damit zufrieden gegeben zu sagen, der Zauberer habe fünf solcher Zeichen an seinem Körper, ohne sie genauer zu bezeichnen oder wenigstens die Stellen, an denen sie zu finden seien, aber am nächsten Tag, dem 27., gab sie zwei Stellen an, die diejenigen, die ihn ganz nackt gesehen hatten, auch bemerkt hatten, und die drei anderen konnten die Ärzte nicht sehen, denn, so heißt es im »Auszug aus den Beweisen...«, sie waren zu schwer zu erkennen. Wenn aber der Teufel, der in ihr steckte, schon Dinge nicht wußte, die geheim waren oder so nah bei ihr versteckt waren, daß die Leute sie nicht in ihren Berichten erwähnten, wußte er erst recht nicht viel mehr über das, was weiter weg passierte. Am 30. des Monats fragte nämlich der Austreiber den Teufel, weshalb er am vorigen Samstag nicht habe antworten wollen, und dieser antwortete durch den Mund der Nonne, er sei damit beschäftigt gewesen, die Seele von Proust, einem Abgeordneten des Parlaments in Paris, in die Hölle zu bringen. Die Neugierigen führten sofort sorgfältige Nachforschungen durch, ob es im Parlament einen Abgeordneten dieses Namens gegeben habe, und sie ließen sogar die Totenregister durchsehen, ob nicht jemand dieses Namens in Paris gestorben sei und welches Amt er innegehabt habe, aber weder das eine noch das andere stellte sich als wahr heraus. Man hat auch dann in allen Büchern, die zugunsten der Besessenheit geschrieben wurden, nicht gesehen, daß man es gewagt hätte, dieses Ereignis zu den Wunderdingen zu zählen, die der Oberin zugeschrieben wurden.

Man nahm auch Austreibungen in der Kirche der Karmeliter vor. Dort fragte einer der Austreiber eine Besessene, wo die Zauberbücher Grandiers seien, und sie gab zurück, man werde sie in der Wohnung eines gewissen Fräuleins finden, welches sie benannte. Es war dieselbe, wegen der der Apotheker Adam die ansehnliche Geldstrafe zu zahlen hatte. Augenblicklich gingen Laubardemont, Hervé, Menuau, Moussaut und einige andere in das Haus dieses Fräuleins. Sie durchsuchten alle Räume und Truhen und suchten auch an den verstecktesten Stellen, und als sie nichts gefunden hatten, warf der Austreiber dem Teufel nach der Rückkehr vor, er habe die Justiz getäuscht, und beschwore ihn erneut, die Wahrheit zu sagen. Er antwortete, eine Nichte dieses Fräuleins habe diese Bücher fortgenommen. Man eilte sofort zu dieser Nichte, die aber in der Kirche war, wo sie gerade ihre Gebete verrichtete, so daß sie unmöglich in der vom Teufel angegebenen Zeit zu ihrer Verwandten gegangen sein konnte. Man konnte also die Rache Adams nicht so weit ausführen, wie er es gehofft hatte und wie man es ihm als Dank für seine Verdienste versprochen hatte, und er mußte sich mit dieser einen Belästigung zufrieden

geben, die man an seiner Feindin verübt hatte.

Grandier hatte einen Bruder, der parlamentarischer Anwalt war und auch das Amt eines Ratgebers bei der Amtsverwaltung in Loudun innehatte. Man hielt es für ratsam, zu verhindern, daß er das Parlament ersuchte, vom Fall seines Bruders Kenntnis zu nehmen, was ja schon durch Eingaben und eine vorgelegte Bittschrift versucht worden war, und deshalb beschuldigte die Oberin auch diesen Mann der Zauberei. Kaum hatte er diese Beschuldigung vernommen, machte er eine Eingabe bei Hof, damit ihm wegen dieser Verleumdung Recht geschehe, und er sagte, man habe ihn nur belästigt, um seinen Bruder aller Mittel, die ihm zur Seite stünden, zu berauben. Aber Duthibaut, der in Paris war, ließ ihn kraft einer Anordnung Laubardemonts inhaftieren und ihn in das Haus eines der Urheber der Besessenheit bringen, aus dem er erst nach dem Tod seines Bruders auf dringendes Ersuchen seiner Freunde mit großer Mühe herauskam.

Anfang Mai hatte einer der Teufel der Oberin versprochen, sie zwei Fuß hoch vom Erdboden abzuheben. Lactance drängte ihn oft, sein Versprechen zu erfüllen, was er aber nicht tat, denn die Oberin hatte versucht, die Augen der Leute zu täuschen, indem sie einmal so etwas ähnliches versuchte, wobei aber einer der Zuschauer den unteren Rand ihres Kleides hob und allen anderen zeigte, daß sie die Erde mit den Fußspitzen berührte. Ebenso hatte der Dämon Eazas versprochen, die Nonne Nogeret drei Fuß hochzuheben, und ein anderer Dämon namens Cerbère versprach, deren Schwester zwei Fuß zu heben, aber sowohl der eine wie der andere waren Teufel genug, um ihr Wort nicht zu halten. Der Dämon Beherit gab vor, seine Rolle so gut gespielt zu haben, daß er die Ehre seiner Kameraden wiederherstellen und seinen eigenen Ruf hätte festigen können. Zu diesem Zweck prahlte er damit, daß er das Käppchen Laubardemonts von seinem Kopf abheben und in der Luft halten wolle, solange man ein »Miserere« sprach. Als die angegebene Zeit gekommen war, beschwore ihn Lactance in allen vorgeschriebenen Formen, dieses Wunder vor den Augen der Zuschauer zu vollführen. Dieser Austreiber benutzte abwechselnd Schmeicheleien, Beschimpfungen und Drohungen, und als er sah, daß er nichts erreichte, wußte er wohl, daß etwas nicht richtig gelaufen war oder etwas nicht funktioniert hat. Einige Leute hatten nämlich Verdacht geschöpft. Sie dachten, es sei spät und Zeit, einige Fackeln anzuzünden. Sie hatten auch gesehen, daß Laubardemont sich auf einen Stuhl weit entfernt von den anderen gesetzt hatte, und zwar genau unter einem Gewölbe der Kirche. Sie gingen hinaus und stiegen in das Gewölbe, wo sie von dem vorgefunden wurden, der an dem Stück, das man sich ausgedacht hatte, hätte arbeiten müssen. Der mußte also sein finsternes Werk im Stich lassen und seinen kleinen Angelhaken mit dem Draht oder Faden, an dem dieser aufgehängt war, mitnehmen. Er hätte diesen Haken durch ein schnell angelegtes Loch hängen lassen müssen, das genau über der Stelle war, an der Laubardemont sitzen sollte, und der hätte den Faden genommen und an eine kleine Schlaufe, die an dieser Kappe angenäht war, festgemacht, indem er so getan hätte, als ob er sie nur richtig aufsetzen wollte. Nach einiger Zeit wäre an diesem Faden gezogen worden, und man hätte die Kappe hochgehoben. Sodann hätte der Austreiber ein »Miserere« singen lassen, wobei die Kappe die ganze Zeit oben geblieben und erst am Ende des Gesanges heruntergefallen wäre. Aber dieser Ruhm wurde auch Beherit nicht zuteil, der von der gleichen Verwirrung bedeckt blieb wie seine Kameraden.

Man fühlte wohl, daß so viele Fehlschläge die Besessenheit in Verruf bringen könnten. Eine große Zahl Edelmänner und andere weit höhere Leute waren nach Loudun gekommen

und hatten erwartet, dort jeden Tag ein neues Wunder auftauchen zu sehen. Sie begannen, der Dinge, die sie gesehen hatten, überdrüssig zu werden und sich in ihre Provinzen zurückzuziehen, wohin sie nichts Neues berichten konnten, was den Glauben an diesen teuflischen Verrat gesteigert hätte. Pater Tranquille beklagt sich in seinem Buch: »Einige sind gekommen, um die Wunder von Loudun zu sehen, und wenn die Teufel ihnen nicht gleich solche Zeichen gaben, wie sie es verlangten, gingen sie sofort unzufrieden fort und vergrößerten die Zahl der Ungläubigen.« Deshalb entschloß man sich, ein großes Ereignis zu produzieren, um die schwache Neugier zu beleben, und den Glauben, der dabei war zu erlöschern, neu zu erwecken. Lactance versprach also, daß von den sieben Teufeln der Oberin am 20. Mai sicher und unabänderlich drei hinausfahren würden. Diese drei sollten Asmodée, Gresil der Glänzende und Aman der Mächtige sein. Sie sollten ihr beim Ausfahren drei Wunden an der linken Seite beibringen und ebenso viele Löcher in ihr Hemd, ihren Rock und in ihr Kleid machen. Die längste der drei Wunden sollte so lang sein wie eine Nadel, die denen, die der Austreibung beiwohnten, gezeigt wurden, wo sie stattzufinden hätten. Die Stellen, an denen diese Wunden auftauchen sollten, wurden gleichermaßen festgelegt. Man versicherte sogar dem Kommandeur der Torwache, der sich in Loudun aufhielt, daß die Besessene die Hände hinter dem Rücken verbunden habe, wenn ihr die Wunden beigebracht würden. Der bezeichnete Tag war gekommen, und die Heilig-Kreuz-Kirche war voller Leute, die sehen wollten, ob die Teufel wenigstens einmal ihr Wort halten würden. Zunächst beauftragte man einige Ärzte aus Nachbarorten, die sich gerade dort aufhielten, die Seite, die Röcke, das Hemd und das Kleid der Nonne zu untersuchen. Sie berichteten, sie hätten keine Wunde an ihrer Seite gefunden, keine Unterbrechung in ihrer Kleidung und kein Eisen, das schneiden könne, in den Falten ihres Kleides. Nach dieser Untersuchung stellte Pater Lactance etwa zwei Stunden lang Fragen auf französisch. Die Antworten kamen in derselben Sprache, und als er dann Beschwörungen und Befehle hinzuzufügen begann, erschien ein Arzt aus Saumur namens Duncan, der Direktor der protestantischen Akademie und Professor der Philosophie war. Er sagte, man habe zu hoffen gegeben, man werde der Nonne die Hände binden. Der Austreiber stimmte zu, es sei besser, ihr die Hände zu binden, um jeden Verdacht der Täuschung und des Betrugs zu vermeiden. Er fügte noch hinzu, daß viele Leute zugegen seien, die nie die Krämpfe gesehen hätten, in die die Schwester zu fallen pflege, und deshalb sei es gerecht, diese hier zu beschwören, bevor man sie fesse, zur Befriedigung der Leute. Er nahm also die Austreibungen und Beschwörungen wieder auf, und bald machte sie eine Körperbewegung, die fürchterlich schien: Ihre Hände und Füße wurden weit nach außen gezogen, und als die Hand- und Fußflächen genau übereinander lagen, gingen ihre Gliedmaßen in den ursprünglichen Zustand zurück, und sie erhob sich. Der Austreiber ließ ihr keine Ruhepause, denn kaum war sie aus dieser ersten Verkrampfung befreit, sprach er erneut seine Beschwörungsformeln. In diesem Moment warf sie sich mit dem Gesicht auf den Boden, und man sah, wie sich ihr rechter Schenkel nach außen zog. Sodann ließ sie sich auf ihrem Arm und ihrer linken Seite nieder und blieb so einige Zeit. Schließlich hörte man sie stöhnen, und als sie ihre rechte Hand aus ihrem Busen zog, sah man die Fingerspitzen blutverschmiert. Die Ärzte hatten ihr Stöhnen gehört und suchten sofort mit den Augen nach der Ursache sowie mit ihren Händen in ihrer Kleidung und auf dem Körper. Sie fanden ihren Rock an zwei Stellen durchschnitten sowie den Unterrock und das Hemd an drei Stellen. Die Löcher waren so lang wie ein Finger breit ist. Sie fanden auch die

Haut an drei Stellen unter der linken Brustwarze durchtrennt. Die Wunden waren so leicht, daß sie kaum durch die Haut kamen. Das mittlere Loch war so lang wie ein Gerstenkorn, die beiden anderen weniger lang und weniger tief. Doch war aus allen drei Wunden Blut ausgetreten, welches das Hemd verfärbt hatte. Laubardemont wurde durch diese Voreiligkeit durcheinander gebracht wegen der Zahl und Art der Zuschauer und besonders wegen des Kommandeurs der Stadtwache, dem man versprochen hatte, daß ihr die Hände gefesselt würden, und er mußte sagen, daß da etwas nicht stimme. Er wollte den Ärzten jedoch nicht erlauben, in ihren Berichten die bewirkenden und ausführenden Ursachen dieser drei von ihnen beobachteten Wunden zu erwähnen. Aber sobald Duncan in Saumur war, veröffentlichte er ein Schriftstück, das die Beobachtungen, die er über dieses vorgetäuschte Wunder gemacht hatte, enthielt. Dies ist hier etwas gekürzt:

»Die Teufel von Loudun sind so schlau und gerissen, daß sie nur dieses eine Zeichen von sich gaben, welches das leichteste von all denen war, die sie versprochen hatten und womit sie durch ein wenig Geschicklichkeit die Augen der Leute leicht täuschen konnten. Die Röcke der Oberin wurden nicht genau durchsucht, denn man glaubte, es würden ihr die Hände gebunden, wenn die Wunder auf ihrem Fleisch erscheinen sollten. Stattdessen hatte sie die Hände frei und vor den Anwesenden versteckt, als sie verletzt wurde. Die Wunden befanden sich auch nicht an genau derselben Stelle, die sie selbst bezeichnet hat. Sie hatten nicht die versprochene Größe. Sie schienen vom Eindringen einer kleinen Lanzette herzurühren, und die Einschnitte in der Kleidung waren weit größer als die in der Haut, was zu der Vermutung Anlaß gibt, daß sie eher von außen als von innen angebracht wurden. Die Kleidung wurde nicht untersucht, nachdem die Wunden erschienen waren, denn man hätte, um dies genau tun zu können, das Mädchen bis aufs Hemd ausziehen müssen, was der Anstand aber nicht zuließ. Sie hätte auch etwas unter die Menge der Leute werfen können, ohne daß es bemerkt worden wäre, und zwar das Instrument, dessen sie sich bedient hatte, zumal es sehr klein gewesen sein muß. Wenn die Teufel also ausgefahren wären, dann wären sie nicht kraft der Beschwörung dazu gezwungen gewesen, denn der Austreiber hatte ihnen keinerlei Befehl gegeben. Sie haben auch keine drei Löcher in das Kleid gemacht, ebenso wenig wie in den Rock und in das Hemd, obwohl sie es versprochen hatten, denn einer der Schnitte war neben dem Kleid gemacht worden, das sich vorn etwas geöffnet hatte.« Laubardemont wurde sehr durch die Kühnheit des Schreibers dieser Schrift verwirrt, der durch so einleuchtende Gründe und so feste Beweise das Wunder zerstörte. Er schwor sich, an dem Autor und an dem Drucker, der die Schrift verlegt hatte, sich zu rächen und beide am Boden zu zerstören, aber der Marschall de Brézé hatte ihnen seinen Schutz versprochen und beschwore das sie bedrohende Unwetter, das nur heftig und gefährlich hätte sein können.

Grandier hatte seinerseits fast die gleichen Beobachtungen über dieses Geschehen gemacht und fügte hinzu: »Wenn die Oberin nicht gestöhnt hätte, wäre sie nicht von ihnen untersucht worden, und sie hätten zugelassen, sie zu fesseln, ohne zu wissen, daß die Verletzungen schon vorhanden waren. Dann hätte der Austreiber den drei Dämonen befohlen, auszufahren und die versprochenen Zeichen anzubringen. Die Oberin hätte dann die seltsamen Bewegungen gemacht, deren sie überhaupt fähig war, und hätte dann einen langen Krampf gehabt, zu dessen Ende man sie untersucht und die Wunden gefunden hätte. Aber dieses Stöhnen hat sie verraten und mit Gottes Willen alle zwischen den

Menschen und den Teufeln abgesprochene Maßnahmen zunichte gemacht. Weshalb, denkt ihr wohl«, (so schreibt er in seinem Buch »Fins et Conclusions Absolutoires«) »haben sie als Zeichen Verletzungen gewählt, die denen eines schneidenden Metalls ähneln, obwohl die Teufel daran gewöhnt sind, Wunden in Form von Verbrennungen zu verursachen? Ist es nicht deshalb, weil es für die Oberin sehr leicht war, ein Stück Eisen zu verstecken und sich damit zu verletzen – wieviel leichter als ein Feuer, um sich damit zu verbrennen? Weshalb, denkt ihr, hat man wohl ihre linke Seite gewählt und nicht die Stirn oder die Nase? War es nicht so, daß sie ihre Stirn oder die Nase nicht verletzen konnte, ohne ihre Handlung den Augen der Zuschauer auszusetzen? Warum wählte man wohl die linke statt der rechten Seite? War es nicht für die rechte Hand, deren sie sich bediente, einfacher, sich zur linken Seite zu erstrecken als sich zur rechten zurückzubiegen? Warum hat sie sich wohl auf die linke Seite und auf den linken Arm aufgestützt, wenn nicht, weil ihr diese Stellung es erleichterte, das Eisen zu verstecken, womit sie sich verletzte? Woher, denkt ihr, kam dieses Stöhnen, das sie trotz ihrer Standhaftigkeit ausstieß, wenn nicht vom Gefühl des Bösen, das sie sich selbst antat – wo doch selbst die Mutigsten ein Zittern nicht vermeiden können, wenn der Chirurg ihnen einen Aderlaß macht? Warum waren ihre Fingerspitzen blutig, wenn sie damit nicht das Eisen geführt hat, das ihre Wunden verursachte? Wer sieht nicht ein, daß das Eisen, auch wenn es sehr klein war, unmöglich verhindern konnte, daß die Finger, die es führten, von dem Blut berührt wurden, das es fließen ließ? Woher kommen schließlich diese Wunden, die kaum die oberste Hautschicht durchschnitten, obwohl die Teufel doch gewöhnlich die Besessenen zerbrechen und zerfetzen, wenn sie hinausfahren, wenn die Oberin sich nicht genug selbst haßte, um sich gefährliche und tiefe Wunden zuzufügen?«

Obwohl dieses wohl einstudierte und so kunstvoll ausgeführte Stück also gar nicht recht gelungen war, ließ der Kommissar, der allgemein alles unterdrückte, was der Besessenheit schadete, und alles schätzte, was ihr zustimmte, ein Protokoll vom Ausfahren der drei Teufel anfertigen, das enthielt, auf welche Weise Asmodée, Gresil und Aman drei Wunden in der Herzgegend der Schwester Jeanne des Anges verursacht hatten. Man fürchtete sich nicht, dieses Protokoll unter die Beweismittel gegen Grandier einzuordnen. Lactance versuchte den Verdacht zu zerstreuen, der, wie er wußte, unter den Zuschauern aufgekommen war, und fragte deshalb am nächsten Tag Balaam, einen der vier Teufel, die im Körper der Oberin verblieben waren, warum Asmodee und seine beiden Freunde ausgefahren seien, als das Gesicht und die Hand der Oberin den Augen der Leute verborgen war. Dieser antwortete: »Das war, um noch mehr im Unglauben zu halten.« So maß dieser Teufel in gutem Wissen und übereinstimmend mit dem Pater Tranquille seinen Gründen Wert bei.

Dieser Pater beklagte sich auch über die Unzufriedenheit und fügte hinzu: »Sie fühlten sich auch noch beleidigt, weil die Teufel wenig gebildet und höflich waren und nicht auf ihre Verdienste oder den Wert ihrer Person Rücksicht nahmen. Aber wenn diese Leute ihr Gewissen durchforscht hätten, hätten sie vielleicht bemerkt, daß ihre Unzufriedenheit von dieser Seite kam und daß sie besser reuige Buße getan hätten statt neugierige Augen und ein lasterhaftes Gewissen mitzubringen, um sich schließlich unzufrieden abzuwenden.« So fanden diese spitzfindigen Austreiber immer Gründe, um die Widersprüche zu verwischen, und mit Ausreden konnten sie die Dummen und die Frömmel blenden. Wenn nämlich die Stücke, die man aufführte, gelangen, waren es

Wunder, mit denen man die Macht, die die Kirche ihren Mitarbeitern verlieh, vergrößerte, und wenn der Erfolg nicht so großartig war, dann war die Ungläubigkeit der Zuschauer daran schuld. Wenn der Teufel gehorchte, tat er das aufgrund der Beschwörungen, und gehorchte er nicht, so war ihm auch dies erlaubt als gerechte Strafe Gottes gegen die Ungläubigen, damit sie im Unglauben bleiben mußten.

Man hatte bekanntgegeben, daß nicht einmal sechs kräftige und starke Männer die Besessenen daran hindern könnten, ihre Verrenkungen zu machen. Duncan verließ sich vielleicht etwas zu vertrauensvoll auf die Unterstützung des Marschalls de Brézé und versuchte, dieses Experiment zum großen Unbehagen des Andachtspfarrers zu machen. Als er so eine Hand der Oberin mit der seinen ergriffen hatte, versuchte sie, sobald Lactance dem Teufel befohlen hatte, seine Verrenkungen zu machen, diesen Griff zu lockern, aber sie kam nicht ans Ziel – und ebenso nicht bei ihren Beinen und bei ihrem linken Arm. Vergeblich wurde sie beschworen, den rechten oder den linken Arm zu befreien. Schließlich sagte sie: »Ich kann es nicht, weil er mich festhält.« – »Lassen Sie sie los«, sagte der Austreiber zu Duncan, »wie kann sie denn Verrenkungen machen, wenn Sie sie festhalten?« – »Wenn es ein Teufel ist«, gab Duncan mit ziemlich lauter Stimme zurück, »dann ist er doch wohl stärker als ich.« Bitter antwortete Lactance: »Sie mögen noch so ein guter Philosoph sein, aber Sie argumentieren schlecht. Ein Teufel außerhalb des Körpers ist wohl stärker als Sie, aber wenn er in einem schwachen Körper wie diesem hier steckt, muß er nicht so stark sein, denn seine natürlichen Kräfte passen sich denen des Körpers an, den er bewohnt.«

In dem Buch, in dem Duncan diese kleine Geschichte hinterlassen hat, sagt er: »Dieser gute Pater erinnert sich wohl nicht daran, im Evangelium gelesen zu haben, daß die vom Teufel Besessenen alle Bande und Ketten zersprengten, mit denen sie gefesselt waren, und daß das Ritual zu den Zeichen der Besessenheit auch zählt: Vires supra aetatis et conditionis naturam ostendere.« Er fügte hinzu, daß er dasselbe am nächsten Tag mit der Schwester Agnes versucht habe und daß man ihn gebeten habe, ihr nicht allzu stark die Hand zu drücken, denn die Oberin hatte sich beklagt, daß er sie verletzt habe durch sein kräftiges Festhalten. Diese Dinge seien in Gegenwart des Kommandeurs der Torwache, Laubardemont und vieler zuständiger Leute geschehen. Er berichtet noch, daß er das erste Mal, als er die Nonne sah, dem Teufel Gresil ein wenig Schaden zufügte. Der Austreiber hatte dieser Beschworenen seinen, Duncans, Namen zu sagen, und der irrte sich zweimal, indem er ihn Benoit nannte und eine halbe Stunde später Texier – das waren die Namen der beiden anderen Ärzte aus Saumur. Danach wollte er nicht weitertreten, obwohl er beim dritten Mal den richtigen Namen hätte finden können, denn die Nonne hatte früher schon von diesen Ärzten reden hören, besonders bei der Krankheit, an der ihre Mutter gestorben war, wobei sogar einer von ihnen geholt worden war, um sie zu behandeln, aber ihre Gesichter waren ihr gleichermaßen unbekannt.

Es geschah nichts Besonderes zwischen dem 20. Mai und dem 13. Juni. Dieser Tag wurde bekannt durch das Erbrechen eines Federkiels von Fingerlänge durch die Oberin, denn sie war nur von Teufeln besessen, die fruchtbar im Wundermachen waren und die von Zeit zu Zeit den Stimmen der Austreiber gehorchten. Die anderen waren böswillig, rebellisch und ungehorsam, und sie taten nichts zum Ruhme Gottes, der Kirche oder ihrer Anhänger. Der Kommissar führte ein ganz genaues Protokoll über dieses letzte Wunder und über das Erbrechen eines Seidenknopfes durch die gleiche Nonne am darauffolgenden 8. Juli. Er hätte aber irgendwelche Protokolle machen können über das, was schon St. Augustin berichtet:

daß es gewisse Leute gäbe, die verschiedene Dinge verschlucken könnten, diese einige Zeit in ihren Innereien zurückhalten und diese schließlich so herausrufen könnten, wie sie es wollten, so als ob sie sie aus einem großen Sack zögen. Diese Wunder waren noch größer als die der Oberin, und trotzdem waren die, die sie ausführten, überhaupt nicht besessen.

Am 16. Juni begab sich der Bischof von Poitiers nach Loudun. Pater Tranquille hatte ganz richtig gesagt, daß die Teufel, die sich dort aufhielten, nach einiger Zeit besser mit Szepterschlägen vertrieben würden und daß der Krummstab des Bischofs nicht ausreiche, um den Kopf dieses Drachens zu zerschlagen, der sein Gift unter Unschuldige versprüht hatte.

Der Bischof hatte nie persönlich mit dieser Sache zu tun haben wollen, so lange sie nicht vom König und vom Kardinal unterstützt wurde, aber mit solchen Befürwortern machte es ihm keine Schwierigkeiten mehr, auf dem Kampfplatz zu erscheinen. Er sagte zu denen, die ihn bei seiner Ankunft begrüßten, er sei nicht gekommen, um etwas über die Wahrheit der Besessenheit zu erfahren, sondern um die, die daran noch zweifelten, daran glauben zu machen und um Zauberlehrnen von Männern als auch Frauen aufzudecken. Man verstand sehr gut, daß dies hieß, er sei gekommen, um die Art Inquisition zu errichten, die man geplant hatte. Er beschwore selbst nicht, sondern Pater Recollect tat das in seiner Gegenwart. Er ließ zu, daß dieser als feststehend voraussetzte, Grandier sei ein Zauberer, obwohl das doch die Frage war, um die es eigentlich ging. »Ich breche jeden Pakt«, sagte dieser zum Teufel, »sei er mit deinem Herrn Luzifer oder mit deinem Meister Grandier geschlossen.« Also begann man unter dem Volk zu verbreiten, daß man an die Besessenheit glauben müsse, da auch der König, der Kardinal und der Bischof daran glaubten. Wenn man daran zweifle, begehe man die Verbrechen der Gotteslästerung und der Majestätsbeleidigung und man bezeichne sich dadurch selbst als Komplize Grandiers und setze sich der schrecklichen Justiz Laubardemonts aus. Und wirklich: wenn jemand zu zögern wagte und sein Urteil nicht gleich anerkannte, wurde er auf der Stelle wie ein Verdammter und schlimmer als ein Ketzer behandelt. Die meisten anderen Katholiken wollten mit ihm nicht mehr zur Kommunion gehen, als ob er exkommuniziert sei. Mémin und alle Verschwörer sagten laut auf öffentlichen Plätzen, man müsse schon selbst ein Teufel sein, wenn man die Besessenheit in Zweifel ziehe. Den Worten folgten Schriften. In einer seiner Schriften sagt Pater Tranquille: »Das läßt uns mit Sicherheit sagen, dies sei das Werk Gottes und nicht das des Königs.« In seiner Schrift gegen Grandiers »Faktum« und einige andere von Skeptikern verfaßte Stücke sagt er: »Diese Schmähsschriften beleidigen die Macht des Königs und die des Bischofs. Wenn es jemanden auf der Welt gibt, der in dieser Sache klar sieht, so ist es der König, der an die Besessenheit glaubt. Er würde diese Sache nicht zu der seinen machen, um eine Täuschung zu unterstützen. Auch der Hochwürdigste Kardinal, der erste Mann im Staat, glaubt an die Besessenheit, und er glaubt nicht nur daran, sondern nach Seiner Majestät verdankt man es seiner Frömmigkeit und seinem Eifer, daß diese Angelegenheit aufgenommen wurde. Davon zeugen genug die Briefe, die er an Herrn Laubardemont geschrieben hat, bei deren Lektüre man nur seine Güte bewundern kann sowie die Größe seines Geistes und man sieht, wie der, der die Welt bewegt und durch seine kluge Beratung der Monarchie neue Impulse gibt, sich mit väterlicher Sorgfalt um die Erleichterung des Schicksals der Mädchen kümmert und mit dem Eifer eines Prälaten den Kampf der Kirche führt, die durch diese Untat be-

leidigt wurde.« Der Autor der »Dämonomanie von Loudun« beweist auch die Besessenheit mit folgendem Argument: »Der König und der Herr Kardinal stimmen ihr zu, also kann sie nicht in Zweifel gezogen werden.« So wagte niemand mehr den Mund zu öffnen, um zu sagen, was er dachte, und man begann schon das Joch dieser Inquisition zu fühlen, die die Austreiber zu errichten gedachten.

Von den verschiedenen Eigentümlichkeiten, die in Gegenwart des Bischofs geschahen, verdient die folgende, in denselben Worten berichtet zu werden, in denen sie gefunden wurde – eingebettet in einen handgeschriebenen Bericht, der von allen, die jene Zeit erlebt haben, als getreu und genau bezeichnet wurde. Er scheint von einem guten Katholiken geschrieben zu sein, der wohl von der Wahrhaftigkeit der Besessenheit und der Macht der Austreiber über die Teufel sowie von der Glaubwürdigkeit der letztgenannten überzeugt war. Hier der Inhalt:

Am Freitag, dem 23. Juni 1634, am Vorabend des Johannistages, waren gegen drei Uhr nachmittags der Herr von Poitiers und Herr Laubardemont in der Heilig-Kreuz-Kirche von Loudun, um die Beschwörungen an den Ursulinerinnen fortzusetzen. Auf Befehl des genannten Herrn Laubardemont wurde der angeklagte Pfarrer und Priester Grandier, der von den besessenen Nonnen als Zauberer bezeichnet wird, aus dem Gefängnis in die Kirche gebracht. Ihm wurden vom Herrn Kommissar vier Pakte gezeigt, über die verschiedene Male bei den vorhergehenden Austreibungen von den Besessenen berichtet worden war, sie hätten sie mit Grandier zu verschiedenen Zwecken abgeschlossen. Der eine davon wurde ganz besonders von Leviathan hervorgehoben, denn er setzte sich zusammen aus dem Fleisch und dem Herzen eines Kindes, das man an einem Hexensabat herausgerissen hatte, und zwar im Jahre 1631, sowie aus der Asche einer verbrannten Hostie und aus dem Blut und Sperma des genannten Grandier. Hiermit, so sagte Leviathan, sei er in den Körper von Jeanne des Anges, der Oberin dieser Nonnen, in Begleitung seiner Helfer Béhémot, Isaacarum und Balaam eingefahren. Das war am 8. Dezember 1632. Der andere Pakt bestand aus Kernen von Orangen und Granatäpfeln, und ihm zufolge war Asmodée in die Schwester Agnes gefahren, nachdem er zwischen Grandier, ihm und einer Menge anderer Teufel am Donnerstag, dem 22. dieses Monats geschlossen worden war. Er hatte den Zweck, das Versprechen Béhémots zu verhindern, der als Zeichen seines Ausfahrens die Kappe des Herrn Kommissars für die Zeit eines »Miserere« habe hochheben wollen. Als alle diese Pakte Grandier vorgelegt wurden, sagte er ohne irgendein Erstaunen, aber mit fester und großherziger Entschlossenheit, er wisse überhaupt nicht, was es mit diesen Pakten auf sich habe, er habe sie niemals gebracht und er kenne keine Kunst, die diese Dinge zustande brächte. Er habe niemals mit dem Teufel verkehrt und wisse überhaupt nichts von dem, was man ihm gesagt habe. Hiervon wurde ein Protokoll angefertigt, das er unterzeichnete. Danach führte man alle diese besessenen Nonnen, elf oder zwölf an der Zahl, einschließlich dreier weltlicher Jungfrauen, die auch besessen waren, in den Chor der Kirche, begleitet von einer großen Zahl Geistlicher, Karmeliter, Kapuziner, Andächtiger, dreier Ärzte und von einem Chirurgen. Letztere machten beim Eintreten einige Scherze, nannten Grandier ihren Meister und zeigten sich erfreut, ihn zu sehen. Sodann ermahnten die Patres Lactance, Gabriel und Recollect sowie einer der Austreiber alle Anwesenden, ihr Herz mit besonderem Eifer zu Gott zu erheben, Schmerz zu zeigen über die Beleidigungen an seiner hochwürdigen Majestät und ihn zu bitten, daß so viele Sünden kein Hindernis sein sollten für die Absichten, die sei-

ne Vorsehung zu seinem Ruhm habe. Als äußereres Zeichen ihrer inneren Bußfertigkeit sollten sie das Glaubensbekenntnis sprechen, um anschließend den Segen des Herrn Bischof von Poitiers zu empfangen. Danach fuhr er fort, daß die Sache, um die es sich handle, von so großem Gewicht und von so großer Wichtigkeit für die römisch-katholische Kirche und für ihre Wahrheiten sei, daß dieser Gedanke allein schon als Motiv ausreiche, die Hingabe zu steigern. Das Leiden der Mädchen sei so anhaltend und seltsam gewesen, daß die Barmherzigkeit alle, die das Recht hätten, an ihrer Befreiung und an der Vertreibung der Teufel zu arbeiten, verpflichte, die letzte Kraft ihres Charakters in eine so würdige Aufgabe zu legen wie die Austreibungen, die die Kirche Ihren Hirten vorschreibe. Dann sagte er zu Grandier, daß er aus der Zahl derer sei, die mit dem Öl der Priesterschaft geweiht seien, und daß er deshalb seine Kraft und seinen Eifer dazu beitragen müsse, wenn es dem Herrn Bischof gefalle, ihm die Erlaubnis dazu zu geben und kraft seines Amtes die Suspendierung rückgängig mache. Als der Herr Bischof zugestimmt hatte, reichte Pater Recollect Grandier eine Stola. Dieser wandte sich dem Herrn Bischof zu und fragte, ob er sie nehmen dürfe, und als dieser bejahte, legte er sie sich um den Hals. Als der Pater Recollect ihm ein Ritualienbuch überreichte, fragte er wie zuvor den Bischof um Erlaubnis, ob er es nehmen dürfe, und er erhielt dessen Zustimmung. Da warf er sich zu dessen Füße, um sie zu küssen. Nachdem man »Komm, Heiliger Geist« gesungen hatte, erhob er sich und sprach den Herrn von Poitiers an: »Hochwürden, wen soll ich beschwören?« Daraufhin der Angesprochene: »Diese Mädchen.« – »Welche Mädchen?« fuhr er fort und erhielt die Antwort: »Diese besessenen Mädchen.« – »So bin ich denn, Hochwürden«, fuhr er fort, »gezwungen, an die Besessenheit zu glauben. Die Kirche glaubt daran, und ich glaube auch daran, obwohl ich meine, daß ein Zauberer keinen Christen ohne dessen Einverständnis verhexen kann.« Da schrieen einige, das sei ketzerisch, etwas Derartiges zu verbreiten, und daß diese Wahrheit unzweifelbar und von der ganzen Kirche einstimmig anerkannt und von der Sorbonne angenommen sei. Er antwortete, er habe damit keine Lehre bilden wollen, sondern das seien nur seine Gedanken, die er der Meinung der Allgemeinheit unterwerfe, von der er doch nur ein Glied sei, und daß niemand wegen seiner Zweifel ein Ketzer sei, sondern nur dann, wenn er ständig darauf beharre. Dies habe er jetzt nur vor dem Herrn Bischof gesagt, um aus seinem Mund zu hören, daß er nicht die Autorität der Kirche mißbrauche. Dann führte Pater Recollect die Schwester Cathérine zu ihm, die die dümmste von allen war und am wenigsten im Verdacht stand, Latein zu können, und er begann die Austreibungen, wie sie vom Ritual vorgeschrieben sind. Er konnte das aber nicht lange fortführen, denn alle anderen Besessenen wurden von Teufeln gequält und ließen laute, seltsame und schreckliche Schreie ertönen. Unter anderem kam Schwester Claire auf ihn zu und warf ihm seine Blindheit und Unlehrbarkeit vor, so daß er durch diese Unterbrechung vor der anderen Besessenen, die er sich gerade vorgenommen hatte, abließ und das Wort an diese Schwester richtete. Sie aber redete während der ganze Beschwörung nur durcheinander und achtete nicht mehr auf die Worte Grandiers, die auch noch durch die Oberin unterbrochen wurden. Da nahm er sich diese vor und ließ von der Schwester Claire ab. Es muß zuvor gesagt werden, daß er, bevor er sie zu beschwören begann, mit ihr auf lateinisch sprach, wie er das fast immer getan hatte, und ihr sagte, daß er sie, die ja Latein könne, auf griechisch befragen wolle, denn das sei eine Voraussetzung, um eine Besessenheit unzweifelbar zu erkennen, da die Teufel ja alle Sprachen verstünden.

Darauf antwortete der Teufel mit dem Mund der Besessenen: »Ah, wie schlau du bist! Du weißt genau, daß der wichtigste Punkt des Paktes zwischen dir und uns ist, daß wir nie auf griechisch antworten dürfen.« Darauf gab er zurück: »O! Pulchra illusio, egregia evasio! – Was für eine schöne Ausrede!« Darauf sagte man ihm, es sei ihm erlaubt, auf griechisch zu beschwören, wenn er zuvor alle Fragen aufschriebe. Die Besessene erbot sich dann sogar, ihm in irgendeiner beliebigen Sprache zu antworten, was aber nicht geschah, da alle Besessenen erneut begannen zu schreien und zu toben, mit unvergleichlicher Hoffnungslosigkeit und den seltsamsten Verrenkungen, die alle verschieden waren. Beständig beschuldigten sie Grandier, er sei ein Zauberer und trage die Schuld an dem Unglück, das sie quäle, und sie boten sich an, ihm den Hals zu brechen, wenn man sie ließe. Sie bemühten sich sehr, ihn in jeder Weise zu beschimpfen, was aber durch die Gesetze der Kirche und durch die anwesenden Priester und Geistlichen verhindert wurde, die unter großen Mühen daran arbeiteten, die Wut zu unterdrücken, die sie bewegte. Er selbst blieb ohne jede Besorgnis und Gemütsbewegung, starnte auf die Besessenen, bestand auf seiner Unschuld und bat Gott, ihn zu beschützen. Dann wandte er sich an den Bischof und an Herrn Laubardemont und sagte, er flehe die kirchliche und königliche Autorität an, deren Vertreter sie seien, sie sollten doch diesen Teufeln befehlen, ihm den Hals zu brechen oder Ihm wenigstens ein sichtbares Zeichen auf der Stirn anzubringen, wenn er wirklich Urheber des Verbrechens sei, dessen man ihn beschuldige, damit der Ruhm Gottes gefestigt, der Ruhm der Kirche erhöht und er selbst gedemütigt sei. Alle diese Mädchen dürften ihn dabei aber nicht mit den Händen berühren. Das wollten sie aber nicht zulassen, zum einen wegen des Unglücks, das ihm dabei zustoßen könne, zum anderen, weil sie nicht die Autorität der Kirche der List der Teufel aussetzen wollten, die ja darüber auch mit Grandier einen Pakt geschlossen haben konnten. Nun befahlen die acht Austreiber den Teufeln, ruhig zu sein und aufzuhören, solch eine Unordnung zu machen. Dann ließen sie Feuer in einem Tiegel kommen und warfen einen Pakt nach dem anderen hinein. Sodann erhob sich die vorherige Unruhe erneut viel stärker, mit so schrecklichem Lärm und Durcheinander, so wütenden Schreien und so schrecklichen Verrenkungen, daß man, wenn man die Heiligkeit des Ortes und die Würde der anwesenden Personen nicht beachtet hätte, das Ganze für einen Hexensabbat hätte halten können. Am wenigsten erstaunt, zumindest äußerlich, war Grandier, obwohl er von allen am meisten Grund gehabt hätte, denn die Teufel fuhren in ihren Beschuldigungen fort, nannten ihm Ort, Uhrzeit und Tag ihrer Gespräche mit ihm, seine ersten Untaten, seine Skandale, seine Gefühllosigkeit und sein Ablassen vom Glauben und von Gott. Er gab mit hochnäsiger Sicherheit zurück, daß er all diese Verleumdungen zurückweise, denn sie seien noch ungerechter als sie seinem Beruf nahelägen, er verleugne Satan und alle seine Teufel, er kenne sie nicht und fürchte sie noch weniger. Ihnen zum Trotz sei er Christ und zudem eine geweihte Person. Er vertraue auf Gott und auf Jesus Christus, obwohl er sonst ein Sünder sei. Er habe sich aber nie zu solchen Abscheulichkeiten hinreißen lassen, die man ihm auch nicht lückenlos und schlüssig nachweisen könne. Hier wird es nun unmöglich, mit Worten auszudrücken, was auf die Sinne einstürmte: Auge und Ohr erhielten soviel Raserei, daß man nie zuvor ähnliches wahrgenommen haben kann, außer wenn man an solche finsternen Szenen gewöhnt ist wie die Leute, die dem Teufel opfern. Es gibt keinen Geist, der sich freihalten konnte von Erstaunen und Angst, die dieses Geschehen hervorrief. Grandier aber blieb hier-

bei ganz er selbst, das heißt unberührt von solchen Wundern. Er sang Hymnen mit dem Rest der Leute – ganz sicher, so als ob er unzählige Engel zu seinem Schutz habe. Doch da schrie einer der Teufel, Beelzebub stünde zwischen ihm und Pater Tranquille. Darauf wandte dieser sich an den Dämon und sagte: »Obmutescas. – Schaffe Ruhe!« Der Teufel sagte, das sei das richtige Wort, aber sie seien gezwungen, all dies zu sagen, denn Gott sei unvergleichlich stärker als die Hölle. So wollten sie sich alle auf ihn stürzen, ihn zerreißen, seine Stellen zeigen, an denen er gezeichnet sei, und ihn würgen, obgleich er ihr Meister sei. Bei dieser Gelegenheit warf er ein, daß er weder ihr Meister noch ihr Diener sei, und es sei doch unglaublich, daß sie selbst zugäben, er sei ihr Meister, und zugleich anbieten, ihn zu erwürgen. Als ihm daraufhin die Mädchen ihre Hausschuhe an den Kopf warfen, sagte er: »Das sind Teufel, die sich von sich selbst befreien möchten.« Schließlich wurden der Aufruhr und die Raserei so schlimm, daß die Anwesenden eingreifen und verhindern mußten, daß der Urheber dieses Schauspiels sein Leben beendete. Alles, was man tun konnte, war, ihn aus der Kirche zu bringen und ihn vor dem Toben, das ihn bedrohte, zu bewahren. So wurde er gegen sechs Uhr abends in sein Gefängnis zurückgeführt, und den Rest des Tages verbrachte man damit, die Gemüter dieser Mädchen aus der Besessenheit zu befreien, womit man nicht wenig Mühe hatte.«

Wer nach diesem Sturm noch zugunsten Grandiers schrieb, sagte, daß die Jungfrauen so unverschämt schienen, daß sie weder den Ort noch die versammelten Persönlichkeiten respektierten, und sie seien gegen diesen armen Mann so in Wut geraten, daß sie ihn in Stücke reißen wollten, wenn die Kapuziner und die übrigen Austreiber ihn nicht davor bewahrt hätten. Sie hatten ihn nämlich nicht ihrer Tobsucht als Beute überlassen wollen, um ihn viel schrecklicheren Qualen vorzubehalten, deren Schrecklichkeit und Grad niemanden mehr die Besessenheit in Zweifel ziehen lassen würde. Dadurch glaubten sie, für sich selbst außerordentliche Heiligkeit und wundertätige Macht zu erhalten. Man beobachtete noch, daß die Vernünftigsten sehr erstaunt waren, als sie sahen, daß die Besessenen, während sie von Grandier beschworen wurden, nichts anderes hervorbrachten als einen Strom von Flüchten und Rotz, den sie gegen ihn spieen, und besonders dann, als die Oberin den schweren Fehler beging, nicht auf griechisch zu antworten, indem sie sagte, es bestünde ein Pakt zwischen ihm und ihr, der ihr verbiete, in dieser Sprache zu reden. Was die vier erwähnten Pakte anbelangt, so hatte man feierlich versprochen, daß einer davon oben aus der Kuppel der Kirche herunterfallen werde, obgleich der Bericht nichts davon erwähnte, ebensowenig wie von der zuvor erwähnten Tatsache, aber man war erstaunt, den Pakt stattdessen unter der Haube der Oberin hervorfallen zu sehen. Man verzeichnete auch, daß Grandier ausdrücklich verlangt hatte, daß der angebliche Pakt des Schweigens gebrochen werden solle. »Das ist möglich«, sagte er, »weil Gott der Kirche die Macht über die Dämonen gegeben hat und weil Sie sich rühmen, verschiedene andere zerbrochen zu haben, was ohne Folgen geblieben ist.« Aber man hütete sich, das einzige Mittel im Stich zu lassen, das man hatte, um den Teufeln einen Beweis zu erhalten, den sie sonst nicht hätten aufrechterhalten können. Der Autor der »Dämonomanie von Loudun« war kühn genug zu schreiben, daß Grandier es nicht gewagt habe, die Nonnen auf griechisch zu befragen. Obwohl der eben zitierte Bericht aus der Hand eines Mannes zu stammen scheint, der überzeugt war von der Besessenheit wie vom Fehlen der Beweise zu seinen Gunsten, erwähnt er doch die Standhaftigkeit des Angeklagten, die man nicht genug be-

wundern kann und die nur von einem Gewissen herrührt, das sich überhaupt nicht schuldig fühlt. Dieser Bericht genügt jedoch, um eine Lüge zu widerlegen, denn es wird ausdrücklich erwähnt, daß, als Grandier die Besessenen auf griechisch zu befragen begann, die übrigen ihn durch wirren und schrecklichen Lärm unterbrachen. In diesem Moment zeigten sie alle ihre Anzeichen der Besessenheit, die jedoch den Autor des Berichts nicht so erschöpft haben könnten, wenn man nicht die Besessenen in so großer Zahl herbei gebracht hätte und wenn diese nicht so viele Stimmen und Geschrei vermischt hätten und mit so vielen verschiedenen Verdrehungen und Verrenkungen, die diesem Geschehen sicher den Augenschein eines teuflischen und höllischen Spektakels und Infernal s gaben, die alle die überraschten, welche nur auf äußere Dinge achten und sich nicht vorstellen konnten, daß allein die Perversität der menschlichen Natur fähig war, so schreckliche und außerordentliche Wirkungen zu erzielen, daß man Religion, Frömmigkeit und Vernunft miteinander verwechselte. Das kann man aus den Texten herauslesen, die man von den Austreibern oder denen hat, die so wenig Verstand besaßen, daß sie fest an die Besessenheit glaubten wie zum Beispiel der Autor obigen Berichts.

Es gibt nicht einen einzigen davon, dessen Schriften nicht voller Widersprüche wären. Zum Beispiel sagte dieser, der Teufel habe geschworen, daß da seien die richtigen Worte gewesen, aber sie seien gezwungen, alles zu sagen, da Gott unvergleichlich stärker sei als die Hölle. Hier ist also, durch eigenes Einverständnis des Teufels, Gott stärker als die Hölle. Und da sagten andererseits der Bischof und Laubardemont, sie wollten Grandier nicht die Freiheit gewähren, um die er sie bat, und den Teufeln befehlen, ihm ein Zeichen auf die Stirn zu machen, denn sie wollten die Autorität der Kirche nicht der List des Teufels aussetzen, die mit Grandier hierüber einen Pakt geschlossen haben könnten. Daraus folgt, daß ein Pakt, der zwischen einem Teufel und einem Zauberer geschlossen wurde, von Gott nicht gebrochen werden kann oder daß die angebliche Autorität der Kirche nicht von Gott ausgeht und sie deshalb nichts weiter ist als Worte und Stimmen. Dieser Widerspruch regiert überall, sowohl in den Streitschriften für die Besessenheit als auch in den Prozeßakten, die authentisch und öffentlich bekannt sind, und man muß schon große Vorurteile haben, um das nicht zu erkennen. Mal ist Gott der stärkere, mal sind es die Teufel: sie widerstehen, wann es ihnen gefällt, der Macht der Kirche, also Gott selbst, und durch die Pakte, die sie geschlossen haben, hat Gott keine Macht mehr über sie. Die Kirche befiehlt ihnen, den Namen des Zauberers zu nennen. Sie nennen Grandier. Hier behauptet man also, sie sagen die Wahrheit, denn sie können der Autorität der Kirche nicht widerstehen. Hier hat die Kirche keine Angst vor ihren Listen und davor, daß sie diese gegen sie anwenden könnten. Hier fürchtet sie keine Pakte, die sie mit anderen Magiern abgeschlossen haben können, um Grandier zu nennen. Die Macht, mit der sie Gott versehen hat, steht über den Pakten, während sie sonst fürchtet, ihre Autorität der List der Teufel auszusetzen, die Pakte mit Magiern geschlossen haben können. Ein anderes Mal, und hier sieht man ihre Inkonsistenz, vergißt sie ihre Prinzipien und hebt ihre Autorität hervor, als der Teufel eine Anklage gegen die Frau des Amtsvorsteigers erhebt, sie sei eine Hexe und habe einen Pakt in die Kirche gebracht, wo man gerade beschworen habe. Die Austreiber hielten es für notwendig, dem Teufel zu befehlen, er solle den Pakt zurückschicken. Sofort war zu sehen, wie ihnen gehorcht wurde und wie wirksam die Autorität der Kirche in ihren Händen war. Aber nun genug hiervon,

verlassen wir diese Verwirrungen des menschlichen Geistes und nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf. Am letzten Tag dieses Juni war eine der Nonnen, die gerade beschworen wurde, und zwar in der Liebfrauenkirche auf dem Schloß, unverschämt genug zu sagen, Grandier habe mehreren Jungfrauen etwas geschickt, was die Scham zu nennen verbietet, damit sie Mönchen empfingen, und sie selbst nannte es ohne Scheu beim Namen. Der Austreiber setzte voraus, daß der Teufel die Wahrheit gesagt habe. Er dachte nicht darüber nach, daß der angebliche Zauberer zu gut bewacht wurde, um so etwas unternehmen zu können, und was für einen Vorteil er daraus ziehen könne, besonders in seinem jetzigen Zustand. Er gab sich damit zufrieden, zu fragen, warum die Wirkung sich nicht eingestellt habe, worauf das Mädchen nur mit einem Sturm schmutziger, schmieriger und unehrenhafter Wörter antwortete, die keine zusammenhängende Rede darstellten, und sie stieß unerhörte Gotteslästerungen aus, die selbst die am wenigsten keuschen Ohren beschämten und die am wenigsten frommen Leute erschaudern ließen. Man konnte die Entrüstung, die all diese schrecklichen Dinge hervorgerufen hatten, nicht zurückhalten und man begann offen zu reden, als folgender Befehl an allen Ecken der Stadt angeklebt und auf allen Straßenkreuzungen verlesen wurde: »Es ist ganz ausdrücklich jedem, gleich welchen Standes er sei, verboten, schlecht zu sprechen oder etwas anderes zu unternehmen gegen die Nonnen, gegen andere von bösen Geistern heimgesuchte Personen, gegen deren Austreiber oder die Personen, die ihnen helfen, sei es an Orten, wo sie beschworen werden oder woanders, und ganz gleich, welcher Art, bei Strafe von zehntausend Pfund Geldbuße und mehr oder bei körperlicher Strafe, falls der Fall es erfordert. Und damit niemand behaupten kann, er habe davon nichts gewußt, wird dieser Befehl von den Kanzeln aller Kirchengemeinden verlesen, an den Türen und an anderen wichtigen Stellen aufgehängt. Erlassen zu Loudun, den 2. Juli 1634.«

Dieser Befehl schloß endgültig all denen den Mund, die sich für die Unschuld Grandiers einsetzen wollten, denn zu verbreiten, daß die Nonnen gar nicht besessen seien, galt als schwarze und unverzeihliche Verleumdung, gegen die die Justiz Laubardemonts unerbittlich durchgriff und die sie ausnahmslos zu bestrafen gedachte. Es gab jedoch keine andere Möglichkeit, den Pfarrer zu rechtfertigen, als die Wahrheit sichtbar zu machen und die Besessenheit als Unterstellung zu entlarven. Die Verschwörung glaubte sich außer Gefahr durch die ergriffenen Maßnahmen, und alle handelten mit mehr Freiheit und ließen sich freien Lauf, denn sie waren sicher, daß es niemanden mehr gab, der frech genug war, auch nur noch ganz leise darüber zu flüstern. Deshalb fürchteten Astaroth und zwei seiner Genossen oder – wenn man will – Elizabeth Blanchard und zwei andere Laienschwestern, die sich in das Regiment der Besessenen eingereiht hatten, nach einiger Zeit nicht, mit ihrem Austreiber, dem Karmelitenpater Pierre und dessen Bruder Ecoute eine Vergnügungsfahrt aufs Land zu machen trotz des Skandals, den sie in ihren Herzen verschlossen halten mußten. Sie wußten aber nicht, daß, wie die Jesuiten ihren Schülern jeden Donnerstag als freien Tag gaben, sie den Teufeln dienstags freigaben, da sie ja deren Meister waren.

Man muß wohl annehmen, daß am darauffolgenden 3. Juli der Teufel der Schwester Claire ebenfalls aufs Land gefahren war und diese arme Kreatur allein gelassen hatte, denn sie erklärte mit Tränen in den Augen öffentlich in der Schloßkirche, wohin man sie zur Austreibung gebracht hatte, daß alles, was sie in den letzten zwei Wochen gesagt habe, nur Verleumdung und Unterstellung gewesen sei und daß sie alles nur auf Be-

fehl von Recollect, Mignon und der Karmeliter getan habe, und als man sie isolierte, kam heraus, daß all diese Dinge nur erheuchelt und böswillig waren. Sie gab auch zwei Tage später noch die gleichen Erklärungen ab, das war am 7. des Monats, wobei sie soweit ging, daß sie aus der Kirche lief, in der man sie beschworen hatte, und fliehen wollte, aber Demorans hielt sie auf. Durch ihr Beispiel wurde auch Schwester Agnes ermuntert, die mehrmals dasselbe sagte, und unter Tränen die Leute, die bei den Austreibungen zusahen, bat, sie doch unter dieser schrecklichen Gefangenschaft, unter deren Last sie stöhnte, zu befreien. An einem Tag verweigerte sie die Kommunion und versicherte ihrem Austreiber mit sehr ernstem Gesicht und nicht weniger ernster Stimme, daß sie sich nicht im richtigen Zustand dafür befindet. Er redete ihr ein, daß der Teufel in ihr diese Verweigerung verursache, und kommunizierte sie gegen ihren Willen, ungeachtet der Gottlosigkeit, die in dieser Handlung lag, und ungeachtet auch der Folgen, die die Feinde der Kirche daraus ziehen könnten. Als diese beiden bemitleidenswerten Mädchen keine Hoffnung auf Hilfe sahen, bereiteten sie sich darauf vor, zu Hause außerordentlich mißhandelt zu werden, aber sie waren von ihrem Gewissen gequält und gezwungen, zu ihrer Entlastung, zum Ruhme Gottes und der Wahrheit zu reden, was auch kommen mochte. Auch die Nogeret verkündete eines Tages, sie habe einen Unschuldigen angeklagt, und bat Gott um Vergebung. Dann wandte sie sich nacheinander an den Bischof und an Laubardemont und erklärte ihnen, sie fühle sich zur Entlastung ihres Gewissens zu diesem Geständnis verpflichtet. Letzterer lachte nur, während der Bischof und die Austreiber meinten, der Teufel bediene sich dieses Kunstgriffs, um die Leute im Unglauben zu halten. So mußte man Grandier zum Magier erklären, koste es, was es wolle, trotz der echten und überzeugenden Beweise seiner Unschuld, die täglich auftauchten. Man hatte nämlich bisher geheimgehalten, daß der Teufel log, wenn er zu Grandiers Entlastung sprach, und daß er die Wahrheit sagte, wenn er ihn beschuldigte. Die Kirche teilte ihren Geistlichen die unfehlbare Erleuchtung mit, um die Erkenntnis der Lüge in den widersprüchlichen Aussagen der Teufel zu verbreiten, und diese würdigen Geistlichen vermittelten dies dem Volk über den Weg der Autorität Laubardemonts, und niemand hatte die Kraft und den Mut, ihm zu widersprechen.

Ein junger Mann nahm an den Beschwörungen am 8. Juli teil. Als er sagte, es gäbe im Körper der Schwester Agnes drei Teufel, die Grandier dienten, gab ein Beamter zurück: »Sagen Sie nicht Grandier, sagen Sie Magier!« Man hatte nämlich beschlossen, diesen Namen zu vermeiden und durch »Magier« zu ersetzen, denn er mußte einem der Teufel vorbehalten bleiben. In der »Dämonomanie von Loudun« wird berichtet, es gäbe acht Teufel, die die Schwester Claire beherrschten, und der dritte von ihnen nenne sich »Unendlich« oder – mit anderem Namen – »Grandier der Beherrschende«. Wie man aber dem Pfarrer berichtete, war man überzeugt, daß dieser Name bald durch seinen Tod ausgelöscht werden würde, denn man hatte erfahren, daß seine Kommissare ernannt worden waren. Die Leute wußten schon gut Bescheid über die Methode des Kardinals, denn es gab mehrere traurige Beispiele, etwa die Hinrichtung des Marschalls le Marillac, Saint Preuils, des Gouverneurs von Arras und viele andere. Sobald man sah, daß Kommissare zur Ermittlung eines Verbrechens beauftragt wurden, auch wenn es kein Kapitalverbrechen war, konnte man sicher sein, daß der Kardinal beschlossen hatte, den Angeklagten durch die Hand eines Henkers aus dem Weg zu räumen, und daß die Kommissare, die nichts weiter waren als seine Kreaturen, nicht zögern würden, die blutigen

Befehle auszuführen, mit denen sie geschickt waren.

Diese Art von Tribunal, das unter der Herrschaft von Tyrannen erfunden und geübt wurde, verdient, daß man keine Gelegenheit versäumt, um den Schrecken zu beschreiben, den es verbreitet, um so zu versuchen, dieses grausame Gebaren aufzuhalten. Deshalb erwähnt man hier, was Herr Ménage gesagt hat, obwohl er zuvor schon von anderen Schriftstellern zitiert worden ist. Er sagt: »Wenn die Richter die Wahl haben, dann gibt es keine Versuchung. Wenn man einem Ankläger die Wahl der Richter überläßt, dann läßt er alle jansenistischen Bischöfe durch molinistische Richter und alle jansenistischen Richter durch molinistische Bischöfe verbrennen.« Herr le Vassor neigt in seiner berühmten »Geschichte der Regentschaft Ludwigs XIII.« dazu, zu glauben, daß die Kommissare Grandiers nur von der Besessenheit überzeugte Leichtgläubige waren. »Man mußte«, so schreibt er, »die seltsame Doktrin etablieren, daß der Teufel, wenn er richtig beschworen würde, nicht nur die Wahrheit sage, sondern daß man auf seiner Aussage auch ein vernünftiges Urteil aufbauen könne, und dann mußte man die Provinzbeamten überzeugen, die, wie man so sagt, ehrenwerte, aber leichtgläubige Leute waren und eben wegen dieser Leichtgläubigkeit auserwählt wurden.« Das ist eine sehr nachsichtige Annahme von Herrn Vassor. Wenn er im Zeitraum etwa eines Jahres, da dieser berühmte Autor sich in Loudun aufhielt, wobei er nach bestem Wissen etwas über die Besessenheit zu erfahren suchte, den Generalleutnant Dreux aus Chinon, einer von Loudun nur vier Meilen entfernten Stadt, kennengelernt hätte, dann hätte er nicht lange gebraucht, um festzustellen, daß dieser Richter nichts weniger als ein Frömmel und zugleich nichts weniger als ein Heuchler war. Wenn die anderen Richter vom gleichen Schlag waren, was man wohl beim größeren Teil, zu dem auch ihr Chef Laubardemont gehörte, annehmen kann, scheint klar zu sein, daß sie keinerlei Furcht hatten, Grandier in einer anderen Welt wiederzutreffen, wo er mit ihnen ins Gericht gehen könnte.

Diese zur Durchführung des Prozesses gegen Grandier beauftragten Kommissare waren die Nachfolger einer ersten Kommission, die bereits nach Loudun gekommen war, um die Beschwörungen zu beobachten, der eine in dieser Kirche, der andere in einer anderen. Man wollte aber im Prozeß nur die Protokolle vom 8. und 9. Juli vorbringen, die nach ihrem letzten Auftrag entstanden waren, welcher am 8. Juli erlassen wurde und lautet: »Der König beauftragt hiermit Herrn Laubardemont, die Herren Roatin, Richard und Chevalier, Ratgeber beim Präsidial von Poitiers, Houmain, Kriminalleutnant beim Präsidial von Orleans, den Vorsitzenden Cottreau, den Leutnant Pequenieau, Burges, den Ratgeber am Präsidial von Tours, Texier, Generalleutnant am königlichen Amtssitz von St. Maixant, den Generalleutnant Dreux, den Leutnant am königlichen Amtssitz Chinon, de la Barré, den Leutnant am königlichen Amtssitz Chatelleraud, la Picherle, und den Generalleutnant am königlichen Amtssitz Beaufort, Rivrain. Alle zusammen (oder zehn von ihnen, falls einer abwesend, krank oder entschuldbar verhindert ist) sollen den Prozeß gegen Grandier anstrengen und durchführen bis zum endgültigen Urteil einschließlich der Vollstreckung desselben, ungeachtet irgendwelcher Widerstände oder Eingaben, wegen der nicht davon abgewichen werden darf, das Ganze in der durch Edikte und Befehle vorgeschriebenen Form. Außerdem werden hiermit die Aufgaben des Advokaten und königlichen Staatsanwalts übertragen an die Herren Constant, Ratgeber und königlicher Advokat am Bischofsitz In Poitiers, und Jacques Denleau, höchster Ratgeber, damit sie in dieser Eigenschaft, oder einer von Ihnen in

Vertretung des anderen, die notwendigen Maßnahmen einleiten.«

Kraft dieses Auftrags machten alle darin Genannten, mit Ausnahme des königlichen Advokaten Constant aus Poitiers, Grandier den Prozeß und verurteilten ihn zur Hinrichtung durch das Feuer. Aber das Urteil wurde nicht direkt nach seiner Verkündigung in die Hände der Kommissare gegeben, und inzwischen geschahen noch erstaunliche Dinge In Chinon wie auch in Loudun.

Barré, dem das Amt des Austreibers unendlich angenehm war, sah sich von den Austreibungen in Loudun direkt ausgeschlossen. Er bildete also zwei seiner Anhängerinnen in Chinon aus, die er schließlich der Öffentlichkeit als Besessene vorzustellen wagte. Die eine hieß Cathérine, die andere Jeanne. Am 30. Mai 1634 begann er sie in der St. Jakobi-Kirche zu beschwören, deren Pfarrer er war. Der Generalleutnant des Ortes führte Protokolle über das, was bei diesen Austreibungen geschah, worin man, dem Beispiel von Lodun folgend, Grandier dieser Untat beschuldigte. Man brachte diese Protokolle als Beweis im Prozeß gegen ihn vor und schenkte ihnen (wie auch anderen Schriftstücken dieser Art) nicht wenig Beachtung, ganz im Gegensatz zu denen, die der Amtsvorsteher von Loudun, der Zivilleutnant und andere Richter vorbrachten, worin die Wahrheit ganz klar dargestellt war und worin man überzeugende Beweise der Falschheit der Anklage finden konnte. Das fühlte man sehr wohl, und um sie zu zerstören, mußte man zu neuen Hilfsmitteln greifen, die diese Beamten verdächtig machen sollten. Man ließ also den Amtmann durch die Besessenen von Chinon als Magier beschuldigen. Seine bei allen Leuten bekannte Ehrlichkeit schützte ihn nicht vor diesem Versuch, und es fanden sich sogar Leute, die leichtsinnig genug waren, um diesen lächerlichen Verleumdungen Glauben zu schenken, die erst erfunden wurden, nachdem die Verschwörung um die Besessenheit einen anderen Schlag in dieser Art gegen ihn verfehlt hatte. Eine arme Landstreicherin klopfte an seine Tür, gab einen Brief in die Hand eines seiner Hausangestellten und sagte, sie habe diesen Brief von einem Mann bekommen, der durch die Straße geritten sei, mit dem Befehl, ihn zu ihm zu bringen. Der Amtmann erhielt diesen Brief, öffnete ihn und stellte fest, daß man ihm vorschlug, bei dem Plan, Grandier fliehen zu lassen, mitzumachen, was man ihm unausweichlich durchzuführen versprach. Er solle nur den Ort seines Gefängnisses genau bezeichnen, und man ließ ihn wissen, daß man seine Antwort in der Herberge »Zum weißen Pferd« in Chinon erwarte. Da der Name, das Zeichen und die Handschrift ihm unbekannt waren, ahnte er die Falle, die man ihm stellen wollte, und um ihr zu entgehen, schickte er den Brief an Laubardemont und gab ihm zu verstehen, er glaube so handeln zu müssen, denn falls es durch eine Falle oder sonstwie zu Aufruhr in dem Haus komme, wo man Grandier gefangen halte, könne er dann wenigstens nicht in Verdacht geraten, der Urheber eines solchen Unternehmens zu sein. Kurze Zeit danach meinte er, von einer solchen Verschwörung sei nichts mehr zu befürchten, und erbat sich diesen Brief zurück. Er bot an, ihn zu quittieren. Als man ihm das verweigerte, bat er um eine beglaubigte Abschrift des Originals, um gegen dessen Urheber vorgehen und ihn gerichtlich verfolgen zu können. Laubardemont war taub gegenüber diesem Verlangen und bewahrte damit seine Freunde vor Nachforschungen, die ihrem Ruf nicht hätten dienen können, obgleich er sich seiner Macht bedient hätte, die ohne Grenzen schien, um sie vor dem Einfluß der Justiz zu bewahren.

Man ließ ihn damit aber nicht in Ruhe, sondern versuchte ihn zutiefst zu demütigen. Eine seiner nahen Verwandten wurde von Elizabeth Blanchard, einer besessenen Laien-

schwester, die im Haus der Witwe Barot lebte, Schwester von Mignons Schwager war und zu fast allen Verschwörern Verbindung hatte, der Magie bezichtigt. Diese Besessene sagte eines Tages in Gegenwart der Kommissare und Richter Roatin, Richard und Chevalier, daß das erwähnte Fräulein eine Hexe sei und daß eine ihrer engsten Freundinnen einen Pakt überwacht habe, der ähnlich zusammengesetzt gewesen sei wie die anderen bereits erwarten. Man erfuhr aber, daß diese Anklage so viel Aufruhr und Gemurmel in Loudun verursacht hatte, wo man den Amtmann sehr liebte, daß man es für besser hielt, den Teufel schweigen zu lassen, auch was die anderen Beamten der Stadt betraf. Er hatte nämlich beschlossen, sie zu beschuldigen, daß sie eine Magierschule unterhielten, wie man schon am Tag zuvor dem Bischof hatte zu Ohren kommen lassen, und der Bischof ließ die Neuigkeit entwischen, bevor man das Vorhaben hatte abbrechen oder bis nach dem Tod Grandiers hatte aufschieben können. Jedoch war der Amtmann den Urhebern der Besessenheit so unangenehm, daß sie ihren Haß und ihre bösen Vorhaben gegen ihn auf seine Gattin schleuderten. Diese kam in die Kirche, wo gerade Austreibungen stattfanden und wo der Bischof anwesend war, dem eine der Besessenen ins Ohr flüsterte, daß diese Dame eine Magierin sei. Sodann wiederholte sie es ganz laut zu sich selbst. »Sie haben einen Pakt in diese Kirche gebracht!« sagte sie dann zu ihr in unverschämter Weise. Die Frau des Amtmanns, der es nie an Geistesgegenwart und Mut gefehlt hatte, betete im gleichen Augenblick mit lauter Stimme zu Gott, stieß einige Verwünschungen gegen die Teufel und Magier aus und stellte dann die Austreiber vor die Wahl, auf der Stelle zwischen ihr und der angeblich Besessenen zu entscheiden, indem sie den Pakt aufdecken lassen sollten, da sie ja die Macht der Kirche hinter sich hätten und sich rühmten, schon mehrere andere Pakte aufgedeckt zu haben. Darauf beschworen sie den Teufel, ihnen zu gehorchen, und sie wiederholten diese Beschwörungen so oft, daß sie zwei Stunden damit verbrachten und der Einbruch der Nacht sie dabei überraschte, was sie aus dieser schwierigen Lage befreite, da nun die Versammlung auseinandergehen mußte.

Der letzte Erlaß, von dem berichtet wurde, kam bei seiner Veröffentlichung und Registrierung an den Tag. Danach, am 26. Juli, versammelten sich die Kommissare und Richter im Karmeliterkloster, wo sie ihre Sitzungen zu halten pflegten, und am nächsten Tag, dem 27. Juli, ernannten sie Houmain, den Kriminalleutnant von Orleans, und Texier, den Generalleutnant von St. Maixant, zu Anklägern. Der erste wohnte bei Duthibaut, wie auch jeder andere von ihnen bei einem Feind des Angeklagten untergebracht war. Am 28. ordneten sie an, daß diesem eine Abschrift seines Auftrags zugestellt werde, was man noch am gleichen Tag tat. In dieser Zeit schrieb er den folgenden Brief an seine Mutter:

»Liebe Mutter! Der Herr Staatsanwalt und Abgeordnete hat mir Deinen Brief übergeben, worin Du mir mitteilst, daß man meine Papiere in meinem Zimmer gefunden hat und die zurückbehält, die meiner Rechtfertigung dienen könnten, um sie in meine Hand zu geben. Man hat sie mir aber nicht gegeben. Doch auch wenn ich sie hätte, wäre ich nicht in der Lage, Schriftstücke aufzusetzen. Von dem, woran ich mich erinnere, kann ich nichts anderes sagen als das, was ich beim Prozeß ausgesagt habe, und das bestand aus zwei Hauptpunkten:. Zuerst hat man mich nach meiner ersten Klage befragt, worauf ich ihnen antwortete und mich darauf berief, daß ich da gerechtfertigt sei, was noch durch meine vier Freispruch-Urteile nachgewiesen werden muß, nämlich zwei vom Präsidial von Poitiers und zwei weitere vom Erzbischof von Bordeaux.

Wenn die Herren Kommissare deren Rechtsgültigkeit anzweifeln, können sie kraft ihrer Autorität die Prozeßakten anfordern, die in der Schreibstube des Parlamentshofes liegen, zusammen mit meinem Führungszeugnis, die aufzeigen können, welche üblichen Praktiken damals gegen mich angewendet wurden. Der zweite Hauptpunkt ist die Magie und das Übel der Nonnen. Darauf habe ich nur mit einer gleichbleibenden Wahrheit zu antworten, nämlich daß ich unschuldig und zu Unrecht angeklagt bin, was man mit den Protokollen des Herrn Amtmann nachweisen muß, in denen alle Eingaben enthalten sind, die ich sowohl den königlichen Richtern als auch dem Herrn Erzbischof vorgelegt habe und von denen ich einmal eine Abschrift Herrn Laubardemont habe zu kommen lassen, die der Herr Staatsanwalt ihm auch vorgelegt hat, wie er mir sagte. Du wirst eine erneute Bittschrift durch unseren Anwalt aufsetzen lassen, der das tun soll, was er für richtig hält. Meine Antworten bestehen aus meiner Verteidigung. Ich habe nichts vorgebracht, das ich nicht durch Schriftstücke und Zeugen belegen könnte, wenn die gnädigen Herren mir die Mittel dazu geben. Im übrigen verlasse ich mich auf die göttliche Vorsehung, das Zeugnis meines Gewissens und die Unparteilichkeit der Richter und ich bete unaufhörlich zu Gott, er möge sie erleuchten und mir auch meine gute Mutter erhalten, zu der mich Gott in Kürze zurückführen möge, damit ich ihr besser als ich es je tat die Pflichten eines Sohnes und Dieners erfüllen kann. ... Grandier. P.S.: Auch wenn ich hier nicht erfahre, was in der Welt vor sich geht, wenn etwas in der Öffentlichkeit geschehen ist, das helfen könnte, muß man sich dessen bedienen, wenn es angeraten ist. Man hat mir den königlichen Befehl zu lesen gegeben, der die Namen der Herren Richter enthält, die beauftragt sind, das endgültige Urteil über den Prozeß zu fällen. Man hat mir die Liste mit ihren Namen gegeben, die ich Dir schicke.«

Was immer auch die Meinung war, die er von seinen Richtern hatte, so wußten doch die Unparteiischen, die etwas mit ihnen zu tun hatten, daß seine Niederlage beschlossen war, wovon man nicht so sehr betrübt war, wie man es wohl gewesen wäre, wenn man nicht seinen Geist vollauf beschäftigt hätte, auf die Folgen dieser Angelegenheit zu achten, die jeden einzelnen mit einer ähnlichen Behandlung zu bedrohen schienen, wenn man den Satz, daß der Teufel die Wahrheit sagen müsse, wenn man ihn richtig beschwöre, etablierte. Die Richter und Kommissare ließen durch all ihr Vorgehen erkennen, daß sie die Absicht oder den Befehl hatten, diese Maxime auch anzuwenden. Dieser Gedanke berührte selbst die Gleichgültigsten und versetzte sie in die Lage, den Auswirkungen dieser so gefährlichen Doktrin zuvorkommen zu müssen. Schließlich versammelten sich alle Einwohner auf den Klang der Rathausglocke und beschlossen, sich direkt an den König zu wenden, dem sie den folgenden Brief schrieben:

»Sire, Die Beamten und Bewohner Ihrer Stadt Loudun sehen sich endlich gezwungen, Zuflucht zu Eurer Majestät zu nehmen, indem sie ergebenst darauf hinweisen, daß bei den Austreibungen, die in der genannten Stadt Loudun an den Nonnen der heiligen Ursula und an einigen Laienschwestern, von denen es heißt, sie seien von bösen Geistern besessen, etwas sehr Nachteiliges für die Öffentlichkeit auf Kosten Ihrer treuen Untertanen geschieht, indem die Austreiber ihr Amt und die Macht der Kirche mißbrauchen und bei den Beschwörungen Fragen stellen, die zur Verleumdung der besten Familien dieser Stadt neigen. Der Abgesandte Eurer Majestät, der Ratgeber Herr Laubardemont, hat den Worten und Antworten dieser Teufel bereits so viel Glauben

geschenkt, daß er auf eine falsche Aussage von diesen in das Haus eines Fräuleins eindrang, gefolgt von einer großen Zahl von Leuten, um dort nach eingebildeten Zauberbüchern zu suchen. Ebenso wurden andere Damen in der Kirche festgehalten, indem man die Türen schloß, um sie nach angeblichen Zauberpakten zu durchsuchen, die ebenso eingebildet waren. Hiernach ist dieses Übel so weit vorangeschritten, daß man die Aussagen, Zeugnisse und Angaben dieser Teufel hoch schätzt, und man hat ein kleines Büchlein drucken lassen, das in der ganzen Stadt verbreitet wurde. Damit will man die Meinung in den Köpfen der Richter festigen, daß die Teufel, so man sie richtig beschwört, die Wahrheit sagen müßten, worauf man ein vernünftiges Urteil begründen könne, und nach den Wahrheiten des Glaubens und den Erkenntnissen der Wissenschaft gebe es nichts von größerer Sicherheit; und wenn man den richtig beschworenen Teufeln Glauben schenke, bekomme man seine Aussagen nicht als die des Vaters der Lüge, sondern als die der Kirche, die die Macht habe, die Teufel zur Wahrheit zu zwingen. – Um mit noch mehr Macht diese gefährliche Doktrin zu etablieren, seien in der genannten Stadt in Gegenwart des Herrn Laubardemont zwei Predigten gehalten worden, die mit obigem übereinstimmten. Darauf, und aufgrund solcher Beschuldigungen, hat Herr Laubardemont erst unlängst ein Mädchen aus einer der besten Familien der Stadt von einem Freiherrn des Obervogtes verhaften lassen und dieselbe im Hause eines verwitweten Edelmannes zwei Tage lang gefangengehalten – und sie schließlich in die Hände und die Obhut der ihrigen entlassen. Durch dieses seltsame Geschehen sehen die Bittsteller, Sire, daß man sich bemüht, unter Ihnen und mitten im Herzen Ihres christlichen Königreiches einen alten Kult zu erwecken, und zwar gegen das ausdrückliche Verbot durch die göttlichen Gesetze und gegen das Beispiel Unseres Herrn, der den Teufeln niemals erlauben wollte, wahre Dinge zu sagen, die man glauben mußte, und gegen die Autorität der Apostel und der alten Kirchenväter, die Ihnen immer zu schweigen befahlen und verboten, sie zu befragen und mit ihnen Bekanntschaft zu schließen – und endlich noch gegen die Lehre des heiligen Thomas sowie anderer Doktoren und Lichter der Kirche. Aber darüber hinaus wurden die schlechten Lehren, die in diesem Büchlein enthalten sind und denen man heute Wert beizumessen gezwungen wird, bereits früher, nämlich im Jahre 1620, durch die Meinung der berühmtesten und anerkanntesten Doktoren der Sorbonne zurückgewiesen und seitdem durch das Dekret, die Zensur und den allgemeinen Beschuß der Pariser Fakultät, erlassen im Jahre 1623, verurteilt, und zwar in einem Buch über drei Besessene in Flandern, bei denen ähnliche Vorschläge auftauchten wie die, um die es hier geht. Also bitten die Antragsteller, angetrieben durch ihr eigenes Interesse, im Falle, daß man diesen Teufeln in ihren Antworten und Zaubersprüchen Macht gibt über die edelsten, tugendhaftesten und unschuldigsten Leute, auf welche die Teufel verständlicherweise einen um so tödlicheren Haß haben, wenn man sie ihrer Boshaftigkeit aussetzt, Eure Majestät möge alle königliche Autorität einsetzen, um diesem Mißbrauch und der Verweltlichung der Beschwörungen Einhalt zu gebieten, die sich täglich in Loudun in Gegenwart des Sakraments abspielen. Damit würde er dem Beispiel Karls des Großen, eines seiner erhabenen Vorfahren, folgen, der zu seiner Zeit den Mißbrauch, den man bei der Anwendung einiger Sakramente trieb, untersagte, da man deren Gebrauch gegen den Sinn und das Ziel ihrer Einsetzung verdrehte und verkehrte. Aus diesen Gründen, Sire, möge es Eurer Majestät gefallen, das genannte Büchlein und die beigefügte Zensur der Fakultät von Paris zu unterbrei-

ten, damit diese ihr Dekret auf obige Behauptungen, Lehren und Beschlüsse ausdehne. Es möge auch den Bittstellern und denen unter ihnen, die betroffen sind, erlaubt sein, Berufung einzulegen wegen Mißbrauchs der Befragungen, die auf Verleumdung zielen, durch die genannten Austreiber und wegen allem, was darauf gerichtet ist. Dies soll vorgebracht werden in Ihrem Parlamentsgerichtshof zu Paris, das das natürliche Gericht ist, oder bei irgendeinem anderen Gerichtshof, den Eure Majestät zu nennen belieben. Die Bittsteller fahren fort, zu Gott zu beten um die Blüte, Größe und das Wachstum seines gerechten und rühmlichen Reiches.«

Dieser Brief ließ dem Leser keinen Zweifel darüber, wie weit es mit den Gefühlen der ehrbaren Leute gekommen war, was das Vorgehen der Austreiber und Laubardemonts betraf, welcher ebenso wie die anderen Kommissare außerordentlich verwirrt über dieses Vorgehen und diese Resolution war. Aber da sie sich direkt an den König gewandt hatten, glaubten sie nichts gegen die unternehmen zu können, die sich diese Freiheit herausgenommen hatten, und so begnügten sie sich damit, folgende Verfügung zu veröffentlichen:

»Im Namen des Königs! (Auszug aus der Satzung der Kommission, die vom König mit der Urteilsfindung im Strafprozeß gegen Herrn Urbain Grandier und seine Mittäter beauftragt wurde.) -

Von Seiten des Generalstaatsanwaltes erhielten wir die Mitteilung, der Amtmann dieser Stadt habe eine Versammlung einberufen, die sich zum größten Teil aus Einwohnern des sogenannten Reformierten Bekenntnisses zusammengesetzt habe sowie aus Intriganten, und hierin seien verschiedene Dinge falsch und verleumderisch vorgetragen worden, was zum Aufruhr unter dem Volk beigetragen habe und die Teufelsaustreibungen betreffe, die in dieser Stadt im Namen des Königs stattfinden, sowie andere Dinge, die mit unserem Auftrag zu tun haben. Auf den Rat hin, der uns seitdem von ihm gegeben wurde, haben wir den Kriminalleutnant dieser Stadt, den Advokaten und Staatsanwalt im Amtshaus dieser Stadt zusammen mit den Ratsmitgliedern und Beigeordneten und dem Protokollführer der Versammlung, Champion, angehört. Wir haben auch einen Bericht über diese Versammlung beibringen lassen, der die Namen all derer enthält, die daran teilgenommen haben, und durch diese Akte wird die Handlungsweise und der Angriff des Amtsmanns deutlich, außerdem strafbare Vorschläge, die gemacht wurden, die die klügsten und gelehrttesten der genannten Einwohner ablehnten, da sie die Folgen In Betracht zogen, die nur sehr schädlich für den Dienst des Königs und die Autorität der Justiz sein könnten, wenn nicht ausreichend vorgesorgt worden wäre. Und dennoch wird beantragt, die Akte über diese Versammlung zu vernichten und die darin enthaltenen strafbaren Vorschläge zu streichen, mit dem Verbot, daß der Amtmann und auch nicht irgendein anderer eine Versammlung einberufen und in einer solchen keinen Vorschlag machen darf, der die Austreibungen und andere Dinge betrifft, die von unserem Auftrag abhängen. Es soll weiter nachgeforscht werden über strafbare Handlungen, die zum Aufruhr geeignet sind, seien sie in dieser Versammlung oder anderswo begangen, allein aus Gründen der Information, damit Recht und Vernunft herrsche. Wir haben die genannte Akte über die Versammlung eingesehen einschließlich der Namen und Vornamen der darin erwähnten Einwohner sowie unsere Protokolle vom 8. und 9. dieses Monats über die Vernehmung des Kriminalleutnants und des Advokaten und Staatsanwalts im Amtshaus sowie des erwähnten Champion. Alles wurde begutachtet. Wir, die vom König ernannten Kommissare und

in diesem Fall unabhängigen Richter, haben ohne Berücksichtigung der Akte dieses Monats, die wir für nichtig erklärt, da sie ein Attentat gegen den Respekt und die uns vom König verliehene Autorität und verleumderische, beleidigende und zum Volksaufstand neigende Tatsachen darstellen, gegen normale Gepflogenheiten und in Ausübung von Sonderrechten befohlen, daß die Urschrift dieser Akte noch am heutigen Tage durch den Protokollführer der genannten Versammlung, Champion, herbeigeschafft und unserer Schreibstube übergeben wird, damit sie eingesehen und dem Generalstaatsanwalt übermittelt werden kann, damit befohlen werde, was in diesem Fall notwendig ist.

Wir verbieten wie zuvor dem Amtmann, den städtischen Abgeordneten wie auch jedem anderen, in Zukunft eine solche oder andere Versammlung einzuberufen oder abzuhalten über Dinge, die die uns vom König gegebene Vollmacht betreffen, sowie auch nichts anderes hiergegen zu unternehmen, bei einer Geldstrafe von zwanzigtausend Pfund oder mehr, wenn der Fall es erfordert. Eine Ausnahme gilt, wenn die Einwohner und andere Personen vor uns erscheinen und die Klagen aussprechen, die sie über die Austreibungen sowie andere Umstände und Folgen unseres Auftrages führen wollen. Und um weiterhin den Schlußfolgerungen des Staatsanwalts gerecht zu werden, befehlen wir, daß noch ausführlicher in unserem Namen nachgeforscht werde über strafbare und aufrührerische Handlungen, sei es in der erwähnten Versammlung oder anderswo, und daß dem Staatsanwalt die genannten Informationen überbracht werden, damit ein angemessenes Dekret ergehen kann. Und damit diese Verfügung jedem bekannt sei, ordnen wir an, daß sie der Person des Amtmanns sowie den städtischen Abgeordneten übergeben werde, außerdem bei Trompetenklang verlesen und veröffentlicht und an jedem öffentlichen Platz und jeder Kreuzung zur Kenntnisnahme aufgehängt werde. Erlassen zu Loudun, den ... August 1634, gezeichnet Nozai, Schreiber.«

Wenn schon der Bittbrief ein unfehlbarer Beweis für die öffentliche Meinung ist, so ist diese Verordnung mindestens ein nicht weniger offensichtlicher Beweis der ungerechten und selbsttherrlichen Autorität, die Laubardemont sich anmaßte. Dieser kleine Tyrann wollte, daß man sich an ihn wandte, wenn man sich über ihn beschweren wollte, womit er die Macht mißbrauchte, die ihm in die Hände gegeben war. Er befahl, daß die Bittbriefe an den König gemeldet, unterdrückt und zerrissen werden und daß Untersuchungen gegen die Urheber eines solchen Attentats oder vielmehr einer so legitimen Handlung eingeleitet werden sollten. Sicher war es sehr schwierig, daß die Stimme eines einzelnen, eines erbärmlichen Gefangenen wie Grandier bis zu den Ohren eines Monarchen drang, wenn schon die aller Einwohner einer ganzen Stadt, die sich nach dem Gewohnheitsrecht und den vorgeschrivenen Regeln mit ihren Beamten gemeinsam versammelt hatten, unterdrückt und solche selbsttherrlichen und gewaltsamen Mittel aufgehalten wurde.

Zwei Tage nachdem die Verordnung veröffentlicht und angeschlagen worden war, ließ Grandier seinen Richtern ein Gesuch vorlegen, in dem er um eine zweite Untersuchung bat. Hier einige der Gründe, worauf er sich stützte:

»Gnädige Herren, Geben Sie sich nicht mit der Untersuchung zufrieden; Sie müssen auch das in Betracht ziehen, was nicht in dem Ihnen ausgehändigten Bericht steht. Man hat darin ausgelassen, daß der Apotheker Adam sich in schamloser Weise in dem Zimmer, in dem die Untersuchung stattfand, mit diesen angeblichen Ärzten und dem Chirurgen Mannouri eingelassen hat. Er wagte, den vorgelegten Bericht zu unterschrei-

ben, worauf Herr Laubardemont, als er davon erfahren hatte, diesem Mann einen bitteren Verweis erteilte, so daß es nötig war, diesen Bericht zu vernichten und einen anderen zusammenzustellen, was, wie man sagt, bei mehreren anderen Treffen auch getan wurde.« Er bat die Richter, unbedingt eine zweite Untersuchung durchführen zu lassen, und zwar in angemessener Weise durch anerkannte Arzte, was als Prüfstein der Wahrheitsfindung dienen sollte. Er wies sie darauf hin, daß junge Ärzte und solche aus dem Dorf nicht hinzugezogen werden dürften. Sie dürften weder bei seinen erklärten Feinden untergebracht werden noch mit ihnen oder den Nonnen den ganzen Tag Kontakt haben. Der Kopf des Chirurgen Mannouri, der ohne Zweifel aufgrund eines Gehirnschadens zittere, sei nicht geeignet, die Prinzipien der Handlungen, um die es hier gehe, zu unterscheiden, und erst recht nicht, ein festes Urteil hierüber zu fällen. Das beste Mittel, um diese Angelegenheit zu durchschauen, sei so zu verfahren wie die Herren des Parlaments in Tours. Pigrail, der Arzt Heinrichs III. erzählt im Kapitel X seines Handbuchs der Medizin und Chirurgie, daß vierzehn Personen der Gotteslästerung angeklagt und durch die örtlichen Richter zum Tode verurteilt waren, nachdem man sie in ihrer Gegenwart untersucht hatte. Sie wurden aber dennoch durch das Parlament freigesprochen, nachdem der Autor sie erneut in Gegenwart zweier für diesen Zweck beauftragter Ratgeber des Hofes und dreier Ärzte des Königs untersucht hatte. Bei dieser letzten Untersuchung wurden weder Zeichen noch ein Anschein der Dinge gefunden, mit denen die Angeklagten belastet worden waren. Dieser Chirurg fügte hinzu, daß er nichts über die Fähigkeit und Zuverlässigkeit derer wisse, die ihren Bericht abgegeben hätten. Grandier aber meinte, daß er nur allzu genau wisse, wie groß die Unfähigkeit und Gemeinheit derer sei, die ihn untersucht hatten. Dieser Bittbrief wurde nicht günstiger beantwortet als die vorhergehenden. Man hat aber in den Papieren der Beweisaufnahme im Prozeß zugegeben, »daß man bei der Ermittlung berücksichtigen müsse, daß der Chirurg, der bei der Ermittlung anwesend war, mit dem Herrn de Silli verwandt sei, den man als ein Instrument der Niederlage des Pfarrers bezeichnet; er war aber nur als Zeuge dabei, wie auch die sechs unverdächtigen Ärzte, die dabei waren und ihre Berichte abgaben.«

Aber wer wird das glauben? Und wie kann man aufrechterhalten, daß der, der die Sonde gehalten und geführt hat, nichts weiter als der Zeuge dieser Handlung war? Kann man verhindern, daß man sich dem widersetzt, daß man nicht gewollt habe, daß diese Ärzte, die doch nur Zeugen waren und dazu noch so verdächtige, ablehnbare und unglaubliche Zeugen, die man nur in Fortsetzung der Ungerechtigkeit anerkennen konnte, den legitimen Anschuldigungen ausgesetzt seien, welche man gegen sie gesammelt hatte?

So viele unrechtmäßige und gewaltsame Vorgänge, soviel Weigerung, wenigstens die Verteidigung des Angeklagten anzuhören, die Bittbriefe und Schriftstücke, die er vorlegte, anzunehmen und ihn wissen zu lassen, was man gegen ihn vorbrachte; all das zeigte seine kommende Niederlage an und ließ verstehen, daß es gar keinen Mittelweg mehr gab zwischen den beiden Extremen: entweder wurde er als Zauberer bestraft oder ein ganzes Nonnenkloster, mehrere Mönche und Geistliche sowie eine beträchtliche Zahl von Laien wären den Qualen ausgesetzt, die vorgesehen sind für die bitterste aller Verleumdungen und die schwärzeste aller Handlungen, die man gegen das Leben und die Ehre eines Unschuldigen begehen konnte, was so sichtbar von einem Bischof und einem Kommissar des Königs begangen wurde, daß sie unmöglich

nicht an der Schande teilhaben konnten, mit der sich alle Schuldigen überhäuft sahen. Aber obgleich er sah, daß er unschuldig vernichtet würde, um eine große Zahl von Schuldigen zu retten, und da er sich vom Willen Gottes ganz abhängig fühlte, wollte er doch nicht von seiner eigenen Verteidigung ablassen und deshalb verfaßte er eine Abhandlung, die schon mehrmals erwähnt wurde, und die er »Freisprechende Schlüsse und Folgerungen« nannte. Sie beginnt folgendermaßen: »Ich bitte Sie ergebenst, aufmerksam und reiflich zu überlegen, was der Prophet im Psalm 82 sagt. Dieser enthält eine sehr fromme Ermahnung, seine Pflichten ganz beflissen zu erfüllen, eingedenk der Tatsache, was für sterbliche Menschen Ihr seid vor Gott, dem unabhängigen Weltenrichter, und ihm Bericht zu erstatten über Eure Geschäfte. Dieser Gottgeweihte spricht heute zu Euch, die Ihr versammelt seid, um zu richten. Er sagt Euch, daß Gott in der Versammlung des starken Gottes anwesend ist; er ist Richter inmitten der Richter. Bis wann nehmst Ihr noch Rücksicht auf das Erscheinen der Person des Bösen? Tut Recht den Armen und den Waisen, seid gerecht zu den Unterdrückten und den Ärmsten; helft den Armen und den Leidenden und befreit sie aus der Hand des Böswilligen! Ihr seid Götter und Kinder der Herrschenden, dennoch seid Ihr sterblich wie Menschen. Ihr, die Ihr die Obersten seid, seid nicht mehr als irgendein anderer.« Der Beginn dieser Abhandlung war schwerwiegend und berührend. Er wurde dem Bischof und anderen hohen Persönlichkeiten sowie den Kommissaren vorgelegt. Die erste Wirkung, die damit erzielt wurde, war, daß der Prälat, nachdem er an den Beschwörungen teilgenommen hatte, ein Urteil in Form eines Dekrets nach Loudun schickte, das in seinem Haus in Dissai am 10. August 1634 abgefaßt wurde und beinhaltete, daß die Ursulinerinnen von Loudun und die Laienschwestern tatsächlich von Teufeln besessen und von bösen Geistern geplagt seien. Es wurde dem Angeklagten zugestellt zusammen mit dem Gutachten und der Entschließung von André Daval, Nicolas Imbert, Antoine Martin und Jacques Forton, Doktoren der Sorbonne, die über die ihnen unterbreiteten Tatsachen geurteilt hatten, welche aber alle erfunden und falsch waren; zum Beispiel, daß die Nonnen zwei Fuß von der Erde abgehoben wurden: sie hätten sich der Länge nach hingelegt und ohne die Hilfe ihrer Füße und Hände seien sie bei unbewegtem Körper nach oben gestiegen.

Nun schritt man zu Grandiers Vernehmung und bereitete sich schließlich auf das Urteil des Prozesses vor. Pater Tranquille schrieb: »Als die Richter sich mit dieser Angelegenheit betraut sahen, die alle Augen Frankreichs und vielleicht die der ganzen Christenheit auf sie richtete, mit einer Angelegenheit, die in tausend Schwierigkeiten gehüllt zu sein schien und deren Ausgang sehr weite Folgen nach sich ziehen würde, beschlossen sie einmütig, sich zuerst an Gott zu wenden, der die Quelle des Lichts und der Wahrheit ist. Und so bereitete sich jeder mit Hilfe der Beichte und der Kommunion vor, was mehrmals wiederholt wurde, um die Gnade und den Beistand des Himmels zu erlangen. Diese Handlung wurde von ihnen mit einer allgemeinen Prozession eingeleitet, um zu zeigen, daß sie die ersten waren und durch ihr Beispiel die Leute zur Ergebenheit anleiten wollten. An allen Sonn- und Feiertagen während der Urteilsfindung fuhren sie auch noch fort, die Kirchen der Stadt zu besuchen; nachdem dort das Sakrament gespendet worden war, ließen sie auch noch mit großer Feierlichkeit eine Heilig-Geist-Messe mit der Verkündigung halten und sie beteten leidenschaftlich in der Öffentlichkeit, damit es Gott gefallen möge, sie in dieser Sache zu führen und sie in seinem Geist zu erleuchten, damit demjenigen Recht geschehe, dem es zukam, ge-

mäß dem Willen Seiner Majestät und den Pflichten ihres Gewissens.« Als die Kommissare sich in dieser Weise fromm vorbereitet hatten, versammelten sie sich am frühen Morgen des 18. August im Karmelitenkloster, wo sie einen Erlaß herausgaben, in dem sie die Aufträge des Königs und die Schriftstücke, die von der einen und der anderen Seite vorgelegt waren, aufzählten und dann die Verdammung Grandiers mit diesen Worten aussprachen:

»Wir erklären hiermit den Urbain Grandier zu Recht angeklagt und für schuldig befunden an dem Verbrechen der Magie, der Hexerei und der durch ihn verursachten Besessenheit in den Personen irgendwelcher Ursulinerinnen und Fräulein aus dieser Stadt Loudun sowie an anderen Verbrechen, die sich aus diesen ergeben. Zu deren Wiedergutmachung verurteilen wir Grandier dazu, öffentlich Abbitte zu tun, und zwar mit unbedecktem Haupt, einen Strick um den Hals und mit einer brennenden Fackel von zwei Pfund Gewicht in der Hand. Vor dem Hauptportal der St.-Peters-Kirche am Markttort und vor der Kirche der heiligen Ursula in dieser Stadt soll er so auf die Knie fallen und Gott, den König und die Justiz um Verzeihung bitten. Danach soll man ihn auf den öffentlichen Heilig-Kreuz-Kirchplatz führen und ihn dort an einen Pfahl auf einem Scheiterhaufen binden, der eigens zu diesem Zweck an jenem Ort errichtet wird; da soll er lebendigen Leibes verbrannt werden zusammen mit den Pakten und magischen Schriften, die noch auf der Schreibstube liegen, ebenso wie das handgeschriebene Büchlein von ihm gegen das Zölibat der Priester. Die Asche soll in den Wind gestreut werden. Wir erklären, daß sein gesamter Besitz für den König beschlagnahmt wird, wovon man zuvor die Summe von einhundertfünfzig Pfund abzieht, um einen Streifen aus Leder zu kaufen, in den das vorliegende Urteil auszugsweise eingraviert wird. Dieser wird dann an hervorragender Stelle In der Kirche der Ursulinerinnen aufgehängt, um dort ständig zu bleiben. Und bevor man zur Ausführung dieses Urteils schreitet, ordnen wir an, daß Grandier einer ordentlichen und außerordentlichen Befragung nach seinen wichtigsten Mittätern unterzogen wird. Genanntem Grandier in Loudun vorgelesen und am 18. August 1634 ausgeführt.« Pater Tranquille, der Autor der »Dämonomanie von Loudun«, hat über Grandiers Tod viele falsche, dumme und lächerliche Dinge geschrieben. Man warf Grandier vor, er habe um Milderung seiner letzten Qualen gebeten. Ohne Zweifel hatte er Unrecht, wenn er bei der Aussicht auf einen schrecklichen und grausamen Tod, bei dem man zittert, wenn man nur daran denkt, bewegt war. Jene Schriftsteller sagen: »Das war, weil er sich um seinen Körper mehr sorgte als um seine Seele.« Mit solchen Begründungen kann man natürlich ganz leicht die unschuldigsten Handlungen zu Verbrechen erklären. Aber um dieses unschuldige Opfer der Heuchelei der Mönche zu entschuldigen, muß man mit der Heiligen Schrift aus Barmherzigkeit sagen, daß niemand sein eigenes Fleisch haßt, und man muß glauben, daß er an seine Seele dachte und daß er fürchtete, seine Standhaftigkeit, sein Glaube und seine Hoffnung, so groß sie auch sein mochten, könnten unter dem Gewicht solch schrecklicher Leiden zusammenbrechen. Man warf ihm auch noch vor, er habe sich nicht dazu herbeigelassen, das Kruzifix oder ein Bild der Jungfrau anzuschauen, und er habe den Kopf abgewendet, als man ihn mit Weihwasser besprengte. Als man ihm dies hinhielt, habe er nichts oder nur ganz wenig davon trinken wollen. Er habe nicht die Jungfrau angerufen und auch nicht das Gebet des Schutzengels gekannt. Solche Argumente wagen diese Schriftsteller als bezeichnend und ausreichend hinzustellen, und sie

glauben, die Umstände von Grandiers Tod genügten, um zu beweisen, daß er Magier gewesen sei. Es stimmt nicht, wenn sie hinzufügen, er habe weder Gottvater noch Jesus Christus angerufen und sich an keinen um Hilfe gewandt außer an einen abtrünnigen und ketzerischen Hugenotten, der nahe bei ihm gestanden habe. Diese Tatsache wurde von allen Zuschauern, die in Hörweite zu ihm standen, als falsch bezeichnet. Dieser unglückselige, abtrünnige und ketzerische Hugenotte, der allein für den Leidenden anwesend war und betete, ist eine so auf den Erfindungsgeist der Mönche passende Schöpfung, daß man, wenn man seinen Geist nicht mit Mitleid, Schrecken und Entrüstung angesehen hätte, beim Lesen lachen müßte; auch über das, was man noch schrieb:

»Nachdem man seine von der Folter zerfetzten Beine gewaschen und über das Feuer gehalten hatte, damit etwas Leben und Kraft in sie zurückkehre, hörte er nicht auf, sich mit seinen Wächtern in wenig ernsten und scherhaften Reden zu unterhalten. Er aß mit Appetit und trank gern drei oder vier Schlucke, und weder bei der Frage, die man ihm stellte, als man ihn nach den für Zauberer vorgeschriebenen Riten beschwor und die der Austreiber ihm fünfzig Mal wiederholte – »Praecipio ut si sis innocens effundas lacrimas! – Vergieße Tränen, wenn du unschuldig bist!« –, noch nachher vergoß er keinerlei Tränen.« – Als ob nicht der Schock und der Schmerz genug natürliche Gründe wären für dieses letzte Geschehen – vorausgesetzt, daß es überhaupt wahr ist! Und als ob nicht die Furcht und der Unwille, die ihn ergriffen haben müssen, fähig wären, seine Augen trocken und geöffnet zu halten! Und schließlich, als ob in solch einem mißhandelten Körper und einem so außergewöhnlich beunruhigten Geist nichts Ungewöhnliches passieren dürfte! Aber alle diese Dinge wurden nur erfunden und verbreitet, um den Leuten einzugeben, die Macht des Teufels habe ihn unempfindlich gemacht gegen alle Grausamkeiten, die an seiner Person verübt wurden. Man warf ihm auch noch vor, daß er sich geweigert habe zu beichten, indem er antwortete, er habe erst vor vier Tagen gebeichtet, aber trotzdem werde er alles tun, was man wolle. Mit etwas Ehrlichkeit, wenn sie die gehabt hätten, hätten diese Schriftsteller hinzufügen müssen, daß er, weil er nicht genug Vertrauen hatte in Pater Lactance und in die Kapuziner, als Beichtvater den Wächter der Franziskaner, Pater Grillau, erbeten hatte, was ihm unbarmherzig verweigert wurde, trotz der wiederholten Bitten, mit denen er diesen letzten Wunsch erfüllt haben wollte. Während der Quälerei unter der Folter fragte er auch den Pater Lactance, der ihn unaufhörlich »Dicas, dicas! – Rede, rede!« anbrüllte und den man deshalb auch im Volksmund »Pater Dicas« nannte, ob er denke, daß ein ehrenwerter Mann sich guten Gewissens mit einem Verbrechen belasten solle, das er nie, auch nicht in Gedanken, begangen habe. Der Austreiber ging sogar soweit, ihm zu sagen, daß er das könne, worauf der Leidende ihn beschwor, er möge ihn doch in Frieden sterben lassen. Das nannten sie dann »Unbußfertigkeit« und »Verstocktheit«. Denn, so sagten sie, er habe noch schwerere Verbrechen als das der Magie gestanden. Wenn man aber in ihren Büchern weiterliest und neugierig danach sucht, was denn diese Verbrechen, die schwerer sind als das der Magie, seien, so findet man, daß es »die Verbrechen der menschlichen Schwäche und Gebrechlichkeit« sind. Doch angenommen, diese Verbrechen wären ebenso schwerwiegender wie das der Magie, wie hätte er denn dann dieses letzteren schuldig sein können, wenn er schon die anderen begangen hat? Wenn es aber diesen gerissenen Wortverdrehern gefällt, diese beiden Arten von Sünde gleichzu-

setzen, können sie doch nicht verhindern, daß die Gefühle des angeblichen Magiers sinnvoller erscheinen und von mehr Leuten befolgt werden als die ihrigen. Darüber erklärt er etwas In seiner Schrift »Freisprechende Schlüsse und Folgerungen«: »Das Verbrechen der Magie ist das schrecklichste, das ekelhafteste und das abscheulichste, das man sich vorstellen kann, denn es ist eine Majestätsbeleidigung ersten Grades gegen Gott, und seine Frucht ist Strafe ohne Unterlaß.«

Wir berichten hier nicht über die Zeugnisse, die der Autor der »Dämonomanie« den Teufeln aus dem Mund gezogen hat, denn sie sind so lächerlich und unverschämmt, daß sie nur den Unwillen des Lesers steigern können, denn schon der Titel »Zeugnisse der Teufel« reicht schon als Vorwurf und Widerlegung des ganzen restlichen Inhalts des Buches. Es ist deshalb angebrachter, etwas über den Tod dieses Unseligen zu erzählen, wie er nach verschiedenen Berichten ehrenwerter und unparteiischer Leute dargestellt wurde:

Am Freitag, dem 18. August 1634 wurde der Chirurg Francois Fourneau von Laubardemont vorgeladen. Obwohl er bereit war, freiwillig und sofort zu gehorchen, nahm man ihn doch in seinem Haus fest und führte ihn wie einen Gefangenen an den Ort, wo Grandier festgehalten wurde. Als er dort in dessen Zimmer gebracht wurde, hörte er, wie jener gerade zu Mannouri sagte: »Grausamer Henker, bist du gekommen, um mich fertigzumachen? Du, Unmenschlicher, kennst die Grausamkeiten, die du an meinem Körper verübt hast. Los, mach weiter, töte mich zu Ende!« Sodann befahl einer der Privilegierten der Obervogtei, den Laubardemont den Privilegierten der königlichen Wache nennen ließ, Fourneau, daß er Grandier rasiere und ihm alle Haare wegnehme, die er im Gesicht, auf dem Kopf und auf dem ganzen Körper habe. Als Fourneau sich angeschickt hatte, das zu tun, was ihm befohlen war, sagte ihm einer der Richter, er müsse ihm auch die Augenbrauen und die Fingernägel ausziehen. Der Patient ließ vernehmen, wenn er gehorche, so lasse er ihn gewähren, aber der Chirurg bestand darauf, daß er nichts davon tue, welche Strafe er auch dafür bekommen würde, und bat ihn um Vergebung, falls er Hand an ihn gelegt habe. »Ich glaube, Sie sind der einzige, der Mitleid mit mir hat«, sagte Grandier zu ihm, und Fourneau antwortete: »Mein Herr, Sie sehen nicht alle Menschen.« Man entdeckte auf seinem Körper nur zwei natürliche Flecken oder kleine Warzen, eine flachere in der Leistenbeuge und eine etwas höhere auf dem Rücken, die der Chirurg als sehr empfindlich bezeichnete. Danach gab man ihm nicht seine eigene Kleidung wieder, sondern andere, ganz schlechte. Obwohl das Urteil der Verdammung im Karmeliterkloster verlesen werden sollte, führten ihn der Privilegierte der Obervogtei mit zweien seiner Bogenschützen, der Vogt von Loudun und dessen Leutnant sowie der Vogt von Chinon in einem geschlossenen Wagen zum Schloß von Loudun, wo mehrere angesehene Damen im Audienzzimmer auf den Richterstühlen saßen. Frau Laubardemont nahm den ersten Platz ein, obwohl sie niedrigeren Standes war als eine Menge anderer Damen. Laubardemont selbst saß da, wo sonst der Schreiber saß, und der Schreiber der Kommission stand aufrecht vor ihm. Als Grandier ins Schloß gebracht wurde, ließ man ihn einige Zeit am Ende des Saales in der Nähe des Audienzzimmers warten. Nachdem man ihn hereingeführt und er die Schranke passiert hatte, warf er sich auf die Knie, ohne seinen Hut und seine Kappe zu heben, denn seine Hände waren gefesselt. Der Schreiber ließ ihn aufstehen, um ihn zu Laubardemont zu führen, was er mit sich geschehen ließ, und plötzlich nahmen der Schreiber und einer der Privilegierten seinen Hut, der ande-

re seine Kappe und warfen sie neben Laubardemont. Lactance und Recollect, die ihn von seinem Gefängnis bis in das Schloß begleitet hatten, waren mit Albe und Stola bekleidet. Bevor sie ihn das Zimmer betreten ließen, beschworen sie die Luft, die Erde und die anderen Elemente sowie ihn selbst, damit die Teufel seine Person verließen. Als er dann mit gefesselten Händen niederkniete, sagte der Schreiber zu ihm: »Dreh dich um, Unglückseliger, und bete das Kruzifix auf dem Richtersitze an!« Das tat er mit viel Unterwürfigkeit, und indem er die Augen zum Himmel erhob, verharrte er einige Zeit im stillen Gebet. Als er wieder in seine erste Stellung gebracht worden war, las ihm der Schreiber zitternd sein Urteil vor; er aber hörte mit großer Standhaftigkeit und wunderbarer Ruhe zu. Dann ergriff er das Wort und sagte: »Gnädige Herren! Ich habe Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist sowie die Jungfrau als meine einzigen Advokaten. Ich rufe sie als Zeugen an, daß ich nie eine Gotteslästerung begangen habe, daß ich keine andere Magie als die der Heiligen Schrift kenne und daß ich nie einen anderen Glauben gehabt habe als den unserer Mutter, der Heiligen Apostolischen Römisch-Katholischen Kirche. Ich sage dem Teufel und seiner Pracht ab; ich bekenne mich zu meinem Erlöser und bitte ihn, daß ich das Blut seines Kreuzes schätzen möge. Und Ihr, gnädige Herren, ich bitte Euch, mildert die Härte meiner Strafe und setzt meine Seele nicht der Verzweiflung aus!« Als diese Worte unter Tränen ausgesprochen waren, schickte Laubardemont die Damen und alle Neugierigen, die sich im Schloß versammelt hatten, fort und hatte eine lange Unterhaltung mit Grandier, dem er leise ins Ohr sprach. Darauf verlangte dieser nach Papier. Er ließ es aber ihm nicht bringen, sondern sagte ziemlich laut und streng, es gäbe keinen anderen Weg, seine Richter dazu zu bringen, etwas von der Härte der Strafe abzulassen, als ganz offen seine Mittäter zu nennen. Er antwortete, er habe keine Mittäter, und bestand auf seiner Unschuld wie immer. Houmain, der Kriminalleutnant von Orleans und einer der Berichterstatter sprachen auch zu diesem Ziel allein mit ihm, und nachdem man die gleiche Antwort erhalten hatte, ging man dazu über, ihn der »ordentlichen und außerordentlichen Befragung« auszusetzen. Das macht man in Loudun so, daß man die Beine des Patienten zwischen zwei mit Stricken zusammengeschnürte Bretter legt, zwischen die man Keile steckt. Diese werden dann mit Hammerschlägen hineingetrieben, um die Beine zu quetschen, was mehr oder weniger geschieht, je nach Größe und Zahl der verwendeten Keile. Das geht manchmal soweit, daß die Knochen der Beine zerspringen und in Splittern abgehen, wenn sie wieder losgelassen werden. Grandier gab man zwei Keile mehr als man sonst den schlimmsten Verbrechern zu geben pflegte. Diese waren der Willkür der Mönche und Laubardemonts aber nicht groß genug. Letzterer drohte dem, der das Holz und die anderen Folterwerkzeuge aufbewahrte, er werde ihn mißhandeln, wenn er keine dickeren Keile bringe, und dieser konnte sich nur retten, indem er schwor, es seien keine mehr da. Recollect und die Kapuziner, die zugegen waren, um die Keile, die Hölzer und die Folterhämmer zu beschwören, fürchteten, daß ihre Beschwörungen nicht genug wirkten und daß die Teufel noch die Kraft hätten, die Schläge eines Laien, wie es der Henker war, auszuhalten. Sie erbaten sich selbst den Hammer und folterten den Unglückseligen, während sie schreckliche Verwünschungen gegen Ihn aussprachen. Kann so viel Bitterkeit in die Seelen der Frommen eindringen? Ja, und mit Recht, denn ein Unfrommer, ein Hexer, ein Magier verdient es nicht, daß man ihn schont, wenn es um den Ruhm Gottes geht, für den man die Stärke seines Eifers und seiner Inbrunst durch die Stärke sei-

nes Verhaltens gegenüber dem Verbrechen und dem Verbrecher beweist. Der Patient fiel mehrmals während der Folter in Ohnmacht, doch holte man ihn mit verstärkten Schlägen daraus zurück. Als seine Beine zerquetscht waren und man das Knochenmark austreten sah, hörte man mit der Tortur auf, schaffte ihn hinaus und legte ihn auf einen Karren. In diesem Zustand gab er ein Beispiel an Festigkeit und Standhaftigkeit, das man nicht genug bewundern kann. Er ließ kein einziges Murren und nicht einmal eine Klage gegen seine Feinde aus seinem Mund entweichen. Im Gegenteil; während der Folter hatte er ein schönes, inbrünstiges Gebet an Gott gesprochen, und als er jetzt auf dem Karren lag, sprach er noch ein anderes, das sich der Leutnant der Vogtei aufschrieb. Laubardemont verbot ihm, es irgendjemandem zu zeigen. Der Unglückselige bestand inmitten von Schmerzen und ihn zerfressenden Schlägen fest darauf, daß er weder ein Zauberer noch ein Gotteslästerer sei. Er gab zu, daß er als Mann die Wollust des Fleisches mißbraucht habe, was er aber gebeichtet und wofür er auch gebüßt habe. Er bat seine Richter (die ihn immer noch bedrängten, daß er weiter aussage), sie sollten ihn nicht verpflichten, jemanden zu nennen und auch nicht die Sünden einzeln aufzuzählen, die er durch seine Buße und seine Gebete, von denen er versicherte, daß es die eines echten Christen seien, abgegolten habe. Noch drei- oder viermal leugnete er den Teufel und dessen Pracht und er sagte fest, er habe Elizabeth Blanchard nie gesehen, bevor man sie ihm gegenübergestellt habe, und er sei weit davon entfernt, sie so gekannt zu haben, wie sie es behauptet hatte. Nach der Folter fiel er noch einmal in Ohnmacht und erwachte daraus nur mit Hilfe von etwas Wein, den der Leutnant der Vogtei ihm direkt in den Mund geben ließ. Dann brachte man ihn ins Ratszimmer und legte ihn in der Nähe des Feuers auf das Stroh. Dort bat er, die Beichte bei einem Augustinermönch ablegen zu dürfen, den er vor sich sah. Das wurde ihm verweigert, wie ihm auch die Beichte bei Pater Grillan nicht gewährt worden war. Gegen seinen Willen gab man ihn in die Hände der Kapuziner Tranquille und Claude. Als diese sich zurückgezogen hatten, verbot man seinen Wächtern streng, ihn mit irgendjemandem reden zu lassen, und so besuchten ihn im Zeitraum von fast vier Stunden nur dreimal der Schreiber der Kommission, seine Beichtväter und Laubardemont, der mehr als zwei Stunden bei ihm blieb, um ihn zu überreden, ein Schriftstück, das man ihm vorlegte, zu unterschreiben, was er beständig verweigerte. Gegen vier oder fünf Uhr abends wurde er von seinen Henkern aus dem Zimmer gezerrt, die ihn auf einer Trage (das ist ein Gestell aus langem und kurzem Holz) mitnahmen. Beim Verlassen des Raumes erklärte er dem Kriminalbeamten von Orléans, er habe alles gesagt, und es bleibe nichts auf seinem Gewissen. Da sagte dieser Richter: »Wollen Sie nicht, daß ich Gott um Sie bitten lasse?« – »Sie zwingen mich, das zu tun«, antwortete der Patient, »also bitte ich darum.« Er hielt eine Fackel in der Hand, die er senkte, als er das Schloß verließ, und er betrachtete dabei die Leute bescheiden und mit sicherer Miene. Die, die er kannte, bat er, Gott um ihn zu bitten. Gleich außerhalb des Schlosses las man ihm sein Urteil vor und legte ihn in so etwas wie einen kleinen Karren, um ihn zur St. Peters-Kirche am Markt zu bringen. Dort hieß ihn Laubardemont vom Karren herunterkommen und niederknien, damit man ihm noch einmal sein Urteil vorlesen könne. Er konnte aber seine Beine nicht mehr benutzen, so daß er mit dem Bauch auf den Boden schlug, wo er ohne Grollen und ohne ein Wort der Verbitterung liegenblieb, bis man ihn aufhob. Danach bat er die, die um ihn standen, um Hilfe durch das Gebet. In diesem Moment kam Pater Grillan auf ihn zu, küßte ihn weinend und sagte:

»Mein Herr, denken Sie daran, daß Jesus Christus durch die Qualen und das Kreuz zu seinem Vater aufgestiegen ist. Sie sind ein tüchtiger Mensch, geben Sie nicht auf! Ich bringe Ihnen den Segen Ihrer Mutter: sie und ich bitten Gott, daß er barmherzig mit Ihnen sei und Sie in sein Paradies aufnehme.« Grandier zeigte große Zufriedenheit, als er diese Worte hörte, und sein Gesicht hellte sich auf. Er dankte dem Franziskaner voll Sanftmut und innerer Ruhe und bat ihn inständig, seiner Mutter als Sohn zu dienen, Gott für ihn zu bitten und ihn den Gebeten seiner Mönche zu empfehlen. Er versicherte ihm, er gehe dahin mit dem Trost, daß er unschuldig sterbe, und mit der Hoffnung, Gott werde ihn in sein Erbarmen und in sein Paradies aufnehmen. Diese erbauliche Unterhaltung wurde unterbrochen durch die Schläge, die die Bogenschützen dem Pater Grillan gaben, den sie mit Gewalt in die St.-Peters-Kirche brachten auf Geheiß ihrer Vorgesetzten und der Beichtväter, die nicht wollten, daß die Anwesenden Zeugen des Gewissenszustands des Patienten werden sollten. Sodann führte man ihn vor die Kirche der Ursulinerinnen und von da zum Heilig-Kreuz-Platz. Auf dem Weg bemerkte er Moussaut und dessen Frau, zu denen er sagte, er sterbe als ihr Diener und er bitte sie, ihm zu vergeben. Als man ankam, wandte er sich an die ihn begleitenden Geistlichen und bat sie, ihm den Friedenskuß zu geben. Der Leutnant der Vogtei wollte ihn um Verzeihung bitten, aber Grandier sagte: »Sie haben mir nichts getan, Sie haben nur Ihre Pflicht erfüllt.« René Bernier, Pfarrer der Ortschaft Troismontiers, bat ihn ebenfalls um Vergebung und fragte ihn, ob er nicht allen seinen Feinden verzeihe, auch denen, die gegen ihn ausgesagt hätten, und ob er wolle, daß er zu Gott bete und für seine Seele am nächsten Tag eine Messe lese. Er antwortete, er verzeihe seinen Feinden ebenso wie er hoffe, daß auch Gott ihm selbst vergebe. Ansonsten bitte er ihn, zu Gott für ihn zu beten und sich seiner am Altar zu erinnern. Nun setzte der Henker ihn auf den Eisenreifen, der an einem Pfahl befestigt war, indem er seinen Rücken der Heilig-Kreuz-Kirche zuwendete. Der Platz war angefüllt mit Leuten, die von überall her zu diesem schaurigen Schauspiel zusammengekommen waren. Sie kamen nicht nur aus allen Provinzen des Königreiches, sondern auch aus fremden Ländern. Der für die Hinrichtung vorgesehene Ort erwies sich schließlich als so eng, daß die, die an ihr teilnehmen mußten, keinen Platz mehr fanden. Die Bogenschützen konnten sich noch so bemühen, durch Schlagen mit den Hellebardenschäften das Volk zurückzudrängen, es gelang ihnen nicht, und noch weniger hatten sie Erfolg, als sie einen Schwärm Tauben verjagen wollten, der auf dem Scheiterhaufen hin- und herflatterte und weder durch die Hellebarden, mit denen man den Bogenschützen in die Luft zu schlagen befohlen hatte, um sie zu verjagen, noch durch den Lärm, den die Zuschauer machten, als sie sie mehrmals zurückkommen sahen, erschreckt zu werden. Die Anhänger der Besessenheit schrien, dies seien Teufel, die gekommen seien, um zu versuchen, Grandier zu helfen, und die es bedauerten, ihn zu verlieren. Andere sagten, diese unschuldigen Tauben kämen, um Zeugnis von der Unschuld des Patienten abzulegen, da die Menschen dies versäumt hätten. Was man hier versichern kann, ist, daß alle diese Tatsachen oder wenigstens die wichtigsten sich allgemein in allen Erinnerungen wiederfinden, die man hat, die die meisten Leute, die heute in Loudun leben, von ihren Eltern, die dabei gewesen waren, erfahren haben; und es gibt auch heute noch einige davon, die noch in jenem Lande oder im Ausland leben und die alles bestätigen können, da sie Zeugen gewesen sind. Der Autor der Biographie des Paters Josef, die später noch zitiert werden wird, sagt, es

sei eine dicke Fliege von der Art, die man »Brummer« nenne, brummend um den Kopf des Patienten geflogen. Ein Mönch, der im »Konzil von Quières« gelesen hatte, daß die Teufel sich immer beim Tod der Menschen einfänden, um sie zu versuchen, und der gehört hatte, daß »Beelzebub« auf hebräisch »Herr der Fliegen« bedeute, schrie sofort, dies sei der Teufel Beelzebub, der um Grandier herumfliege, um seine Seele zur Hölle zu bringen. Der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe hat auch eine gleichartige Erinnerung zur Verfügung und hat auch das gleiche aus jener Zeit gehört, mit der einen Ausnahme, daß man statt von einem »Brummer« nur von einer »Fliege« gesprochen hatte.

Die Patres beschworen die Luft und das Holz, und schließlich fragten sie den Patienten, ob er nicht bekennen wolle, worauf er zurückgab, er habe nichts mehr zu sagen und er hoffe, daß er noch am gleichen Tag bei seinem Gott sein werde. Der Schreiber las ihm nun sein Urteil zum vierten Mal vor und fragte ihn, ob er bei seinen Aussagen während der Folter bleibe. Er gab zurück, er bleibe dabei, er habe nichts hinzuzufügen, und alles, was er gesagt habe, sei wahr. Daraufhin sagte einer der Mönche zum Schreiber, er solle ihn nicht zu vielem Reden veranlassen. Der Leutnant der Vogtei hatte ihm in ihrer Gegenwart zweierlei versprochen: das erste war, daß man ihm Zeit gebe, um zum Volk zu reden, das zweite, daß man ihn vor dem Anzünden des Feuers erwürgen werde. Hier die Methoden, mit denen die Austreiber die Ausführung der beiden Versprechen verhinderten: Als die merkten, daß er sich anschickte zu reden, schütteten sie ihm so viel Weihwasser ins Gesicht, daß er ganz naß wurde, und als sie sahen, daß er den Mund noch ein zweites Mal öffnete, ging einer von ihnen hin und küßte ihn, um seine Worte zu ersticken. Er erkannte die Absicht und sagte zu ihm: »Das war ein Judaskuß!« Darauf stieg ihr Ärger so sehr, daß sie ihn mehrmals mit einem eisernen Kruzifix ins Gesicht schlügen, indem sie es so vor ihn hielten, als ob sie wollten, daß er es küsse. Dadurch mußte er sich damit zufrieden geben, nur um ein »Salve Regina« und ein »Ave Maria« zu bitten und sich Gott und der Heiligen Jungfrau zu empfehlen. Diese letzten Worte sprach er mit gefalteten Händen und mit zum Himmel erhobenen Augen. Die Austreiber nahmen ihre Tätigkeit wieder auf und fragten noch einmal, ob er nicht bekennen wolle. »Meine Patres«, antwortete er, »ich habe alles gesagt, ich hoffe auf Gott und seine Barmherzigkeit.« Diese guten Patres hatten, um zu verhindern, daß er gemäß dem zweiten Versprechen des Leutnants erwürgt werde, selbst den Strick verknotet, als er in die Hand des Henkers gegeben wurde. Als dieser sich anschickte, den Scheiterhaufen anzuzünden, schrie der Patient zwei- oder dreimal: »Hat man mir dies versprochen?«, und während er so sprach, ergriff er selbst den Strick und ordnete ihn. Im gleichen Augenblick ergriff Pater Lactance eine Strohfackel, zündete sie an einer anderen Fackel an, hielt sie ihm vor das Gesicht und sagte: »Willst du nicht bekennen, Unglückseliger, und dem Teufel abschwören?« – »Ich kenne den Teufel nicht«, gab Grandier zurück. »Ich schwöre ihm und all seinem Prunk ab und bitte Gott um Erbarmen.« Ohne den Befehl des Leutnants der Vogtei abzuwarten, maßte sich nun dieser Mönch öffentlich das Amt des Henkers an und legte unter den Augen des Patienten Feuer an den Scheiterhaufen.. Der sah diese Barbarei und schrie: »Ah, wo ist die Nächstenliebe, Pater Lactance? Dies ist nicht, was man mir versprochen hat. Es gibt einen Gott im Himmel, der über dich und mich richten wird. Ich lade dich vor, noch in diesem Monat bei ihm zu erscheinen!« Dann wandte er sich an Gott mit den Worten: »Deus meus ad te vigilo mi-

serere mei, Deus.« Nun fuhren die Kapuziner fort, ihm all das Weihwasser, das sie in ihren Gefäßen hatten, ins Gesicht zu schütten, um zu verhindern, daß seine letzten Worte von den Leuten gehört und daß diese dadurch erbaut würden. Schließlich rief man dem Henker zu, er solle ihn erwürgen, was dieser aber unmöglich ausführen konnte, weil der Strick noch verknotet war und er selbst durch das Fortschreiten der Flammen gehindert wurde, in welche der Patient fiel und bei lebendigem Leib verbrannte. Obwohl der Kommissar und Grandiers Richter so weit wie möglich geheimhielten, was sie gegen ihn taten, und obgleich der größere Teil ihres Vorgehens und der Beweismittel, auf die sie seine Verdammung gründeten, der Öffentlichkeit verborgen blieb, deren Prüfung und Urteil sie fürchteten, gelang es doch einigen Neugierigen, die sich für diesen ungewöhnlichen Priester einzusetzen, von einem der Richter die Kopie der Zusammenfassung der Beweise in Grandiers Prozeß zu erhalten. Da diese die Grundlage des schrecklichen Urteils gegen ihn ist, welches man so grausam an seiner Person ausgeführt hat, glauben wir, sie hier einzufügen zu müssen, und zwar mit einigen Kommentaren, um ihre Wertlosigkeit und Ungerechtigkeit zu zeigen.

Zusammenfassung der Beweise in Grandiers Prozeß: I. Text: »Da die Besessenheit der Ursulinerinnen die Grundlage allen Vorgehens des Herrn Laubardemont sowie der Gegenstand des gegen den Pfarrer von Loudun angestrengten Prozesses ist, war es notwendig, die Wahrheit durch solche Zeugenaussagen, wie sie hierfür wünschenswert waren, zu festigen.« Kommentar: Sicher ist die Besessenheit ein sehr brüchiges Fundament, und angenommen, sie war echt, so folgt daraus noch nicht, daß Grandier ihr Urheber war. Aber auch wenn er zu Anfang der Urheber gewesen wäre, hätte es keinen Sinn gehabt, daß er, nachdem er in den ersten beiden Besessenheitsfällen genannt worden war, seine Ehre und sein Leben aufs Spiel gesetzt hätte, um noch einen dritten zu verursachen, bei dem er keine Hoffnung auf Vergnügen hätte haben können und auch nicht irgendeine Leidenschaft wie Geiz, Liebe, Haß oder Neid gegen Personen, die er überhaupt nicht kannte und nie gesehen hatte.

II. Text: »Zu diesem Ziel hat der Herr von Poitiers, nachdem er an den meisten Austreibungen teilgenommen und die davon angefertigten Protokolle unterzeichnet hat, in seinem Urteil oder Dekret vom 14. August erklärt, er halte die betreffenden Nonnen für besessen, und als solche habe er Ihnen, da sie seiner Gerichtsbarkeit unterstellt gewesen seien, fähige Personen zur Seite gestellt, um sie zu beschwören. Dieser Meinung schlossen sich vier Doktoren der Sorbonne an, nur mit einem Unterschied: Der Grund für das Urteil, das der Herr von Poitiers sich über die Besessenen bildete, war allein der Augenschein, denn er hatte selbst alles gesehen, was geschah, während die Herren der Sorbonne, da sie nicht zugegen waren, diese Frage nur entscheiden konnten, indem sie denen vertrauteten, die ihnen Bericht erstatteten, und zwar so, daß die Nonnen sich zwei Fuß hoch in die Luft erhoben hätten, während sie der Länge nach lagen und weder Hände noch Füße zu Hilfe nahmen noch den Körper dabei beugten. Die vier Austreiber, nämlich Pater Lactance, die Kapuzinerpatres Elizée und Tranquille und ein Karmeliter, haben dies auch bestätigt. Pater Ronceau, Rektor der Jesuiten, der Prior der Jakobiner von Tours und Doktor Révol von der Sorbonne haben die Leute im »Stuhl der Wahrheit« darüber befragt. Die Ärzte von Poitiers, Niort, Fontenai, Loudun, Thouars, Chinon, Mirabeau und Fonteurot haben die Bewegungen und Zuckungen dieser Mädchen beobachtet und halten sie für übernatürlich, herrührend aus einer Ursache, bei der die Feinheiten ihrer Kunst auch nur die Wirkungen haben feststellen kön-

nen.« Kommentar: Man hat in dieser Geschichte gesehen, welcher Art der gute Glaube und die Absicht des Bischofs von Poitiers waren und welche Austreiber und Vertreter er entsandte. Man kann auch die Schläue, mit der einige Geistliche und Mönche die Leute in den Beichtstühlen ausfragten, nicht als Beweis der Besessenheit durchgehen lassen. Was die Meinung der Doktoren der Sorbonne betrifft, so wurde diese aufgrund völlig falscher und erfundener Tatsachen abgegeben, welche nicht einmal die Austreiber in ihren eigenen Schriften vorzubringen wagten und die Laubardemont in keines seiner Protokolle einfügen ließ, wie das im Text des Todesurteils erscheint, wo die Protokolle vom Erbrechen und anderen Tatsachen auftauchen, ohne daß irgendwie die Protokolle der Vorfälle, die den Doktoren der Sorbonne unterbreitet worden waren, erwähnt werden. Die Zeugnisse der Ärzte waren so anfechtbar wie diese selber, und sie waren auf so wenig schlüssige Weise zusammengestellt, daß es unmöglich ist, nicht zu glauben, daß die Besessenheit in den Köpfen der Richter schon feststand und bewiesen war, bevor sie diese Art von Beweise prüften. Wenn man in diesem Abschnitt der »Zusammenfassung ...« findet, daß da auch Ärzte von Poitiers, Niort und Fontenai ihren Bericht abgegeben hätten, dann war das aber auf eine von den anderen abweichende Weise und geschah nicht deshalb, weil sie zu diesem Zweck ernannt oder beauftragt waren. Das kommt daher, weil die Austreiber unter der großen Zahl der Leute, die gekommen waren, um die Auswirkungen der Besessenheit zu sehen und unter denen sich viele befanden, die die Austreiber persönlich kannten oder durch die Verbindungen, die sie mit anderen Klöstern hatten, von denen sie Ratschläge erhielten, gerade die Ärzte auswählten sowie diejenigen anderen Personen, die sich durch ihren Charakter auszeichneten, um sie auszuhorchen und in ihre Gefühle einzudringen. Wenn sich diese als vorteilhaft für die Besessenheit herausstellten – sei es wegen Leichtgläubigkeit oder fehlender Erleuchtung oder aus Gefälligkeit denen gegenüber, die das Unternehmen unterstützten –, dann versäumten sie es nicht, von ihnen Beurteilungen anzufordern. Man stellt fest, daß nur die aus Niort, Fontenai und Poitiers welche abgegeben haben, obgleich dies nur einige Ärzte jener Städte sind, denn es gab andere in denselben Städten (besonders in Poitiers), die in keiner Weise von der Besessenheit überzeugt waren. Hinzu kommt noch, daß man in Loudun sicher über hundert Ärzte aus benachbarten und entfernten Orten gesehen hat, die solche Beurteilungen nicht abgeben wollten, obgleich man sie sehr bedrängte. Im Gegenteil, es gibt sogar einige von Ihnen, die Erinnerungen, die gegen die Besessenheit gerichtet waren, hinterlassen haben.

III. Text: »Nach solch authentischen Untersuchungen läßt sich nicht sagen, ob die Besessenheit durch böse Geister allein Folge der absoluten Macht Gottes ist oder ob die Magier durch die Pakte, die sie mit den Teufeln schließen, indem Gott ihnen dies erlaubt, für die Urheber gehalten werden können. Da die Klügsten über ersteres keinen Zweifel hegen und da das zweite nicht ohne Beispiel ist, bleibt zu prüfen, ob die Beweise im Prozeß zu dem Glauben veranlassen, daß der Verurteilte auch Schuld hat an den Verbrechen, die ihm nachgewiesen wurden. Diese Beweise sind von zweierlei Art: die einen bestehen aus den Zeugenaussagen und sind gewöhnlich. Sie unterliegen den Anforderungen der Tatsachen und des Rechts. Die anderen sind den Protokollen und den daraufhin erfolgten Untersuchungen an der Person des Angeklagten entnommen. Sie sind so außergewöhnlich wie die Sache, um die es hier geht, und für diese sind sie ganz besonders und viel sicherer als die ersten, denn sie machen Tatsachen offenkundig, die uns die Wahrheit klar macht, die wir in den wahrnehmbaren Dingen suchen. Die Beweise

durch Zeugenaussagen stammen aus zwei Vernehmungen. Die erste setzte sich zusammen aus sechzig Zeugen, die nicht rechtsverbindlich zurückgewiesen wurden. Sie sagten aus über Ehebrüche, Blutschande, Gotteslästerungen und andere Gottlosigkeiten, die der Angeklagte beging, sogar an den verborgenen Stellen in seiner Kirche, wie zum Beispiel in der Sakristei oder nahe dem Sakrament, und zwar zu allen Zeiten. So machte er aus der Kirche, in der er Pfarrer war und wo er durch sein Beispiel in den Herzen seiner Gemeindemitglieder die Liebe zur Tugend hätte entstehen lassen müssen, einen Ort des Vergnügens, ein Bordell, das all seinen Konkubinen offenstand. Es ist wahr, daß er durch ein Urteil des Präsidials von Poitiers bis auf weiteres von einer auf diesen Tatsachen beruhenden Anklage freigesprochen wurde. Aber außer daß dieses Zeugnis nicht endgültig war, geschahen noch sehr viele Rückfälle, die ihn noch schuldiger machten. Unter den Zeugen für diese Anklage gibt es fünf, die sehr wichtig sind, davon sind drei Frauen. Die erste sagte aus, sie sei, nachdem sie die Kommunion durch den Angeklagten erhalten habe, der sie bei dieser Handlung fest angesehen habe, plötzlich von einer heftigen Liebe zu ihm ergriffen worden, die mit einem leichten Zittern in allen ihren Gliedern begonnen habe. Die andere sagte, sie sei von ihm auf der Straße angehalten worden, er habe ihr die Hand gegeben, und sofort sei sie von einer heftigen, unkeuschen Leidenschaft für ihn ergriffen gewesen. Die dritte sagte, sie habe ihn angesehen, wie er mit der Prozession die Karmeliterkirche betreten habe, wonach sie sehr starke Gefühle empfunden habe und so bewegt gewesen sei, daß sie sich gern von ihm hätte beschlafen lassen. Vor diesem Moment, an dem sie ihn so betrachtet habe und dann von einer großen Liebe zu ihm ergriffen worden sei, war sie sehr sittsam und gut angesehen gewesen.« Kommentar: Es ist schon seltsam, wenn man dieselben Anklagen wieder aufleben läßt, von denen der Pfarrer freigesprochen wurde, und die Zeugenaussagen ins Gedächtnis ruft, die durch Urteile von geistlichen und weltlichen Richtern für unzureichend erklärt worden waren, und wenn man dann daraus einen Teil der Begründung eines Todesurteils bildet. Man muß dasselbe sagen, wenn man sieht, wie gerissen Rückfälle in den Verbrechen des Ehebruchs, der Blutschande, der Gotteslästerung und anderer Gottlosigkeiten zu begründen versucht werden allein aufgrund der Aussagen der drei Frauen, die trotz ihres guten Rufes und ihrer angeblichen früheren Tugend, die sie dann später verließ, durch die Anmut von Grandiers hübschem Gesicht verletzt wurden, ohne daß eine andere Zauberei als die der Natur oder des Begehrens etwas damit zu tun gehabt hätte. Die ehrbaren Frauen wären wohl zu beklagen, wenn die Zauberer ihnen Liebe anhexen und ihnen den Wunsch eingeben könnten, sich von ihnen jedesmal dann beschlafen zu lassen, wenn es diesen Halunken gefiele, sie anzusehen, oder wenn sie sie nur mit der Hand berührten. Aber welche Gemeinsamkeiten gibt es zwischen diesen Anklagen der Gotteslästerung und Blutschande und dem Todesurteil gegen Grandier, das sich nicht auf die Überführung dieser Verbrechen beruft? Es enthält nicht ein Wort davon. Dieser Priester wurde allein wegen des Verbrechens der Zauberei verurteilt. Warum häuft man all diese angeblichen Verbrechen, an deren größten er nicht einmal für schuldig befunden wurde, wenn nicht deshalb, um damit das Urteil des Lesers zu beeinflussen und ihn gegen Grandier einzunehmen? Ist das das rechte Ziel für einen Richter, der die Beweise zusammenfaßt, aufgrund derer ein Angeklagter verurteilt wurde? Sind es nicht vielmehr die letzten Anstrengungen eines grausamen, ungerechten und erbitterten Gegners?

IV. Text: »Die beiden anderen Zeugen sind ein Advokat und ein Maurer. Der erste hat

ausgesagt, er habe gesehen, wie der Angeklagte Bücher von Agrippa gelesen habe. Der andere hatte an der Instandsetzung seines Studierzimmers gearbeitet, wo er ein Buch auf dem Tisch habe liegen sehen, worin ein Kapitel aufgeschlagen gewesen sei über die Mittel, wie man sich bei Frauen begehrt machen könne. Es stimmt, daß der erste bei der Gegenüberstellung nichts erklärt hat, und er sagte, daß er glaube, die Bücher Agrippas, von denen er, wie er ausgesagt habe, nur habe reden hören, seien »De vanitate scientiarum« gewesen. Diese Erklärung ist sehr verdächtig, denn der Advokat hatte sich aus Loudun zurückgezogen und wollte nicht zur Gegenüberstellung erscheinen, bis er dazu gezwungen wurde.« Kommentar: Es wäre sehr schlimm, wenn alle Leute, die Zauberbücher gelesen haben, um sie zu kennen, und die nicht die Absicht hatten, sich ihrer zu bedienen, Zauberer geworden wären. Es klingt auch sehr gezwungen, wenn man argumentiert, der Advokat sei verdächtig, weil er sich aus Angst vor der Gegenüberstellung zurückgezogen habe. Es ist viel natürlicher, wenn man folgert (als ob es die Wahrheit wäre), er habe sich Vorwürfe gemacht wegen einer so wenig ehrlichen oder so von bösem Willen eingehüllten Aussage und er habe zugleich die Autorität Laubardemonts gefürchtet im Falle, daß er sich zu erklären gewagt hätte, und deshalb sei er geflohen und habe sich nicht entschließen können, Partei zu ergreifen. Aber schließlich haben seine Selbstvorwürfe oder die Rückkehr der Tugend ihn dazu gebracht, der Wahrheit zum Ruhm zu verhelfen. Der Maurer war ein miserabler Schurke, der aufgestellt war, um nichts zu sagen, denn seine Aussage bedeutete nichts. Man kann noch hinzufügen, daß der Kommissar, als er die Liste über den Inhalt von Grandiers Zimmer anfertigte, kein Zauberbuch gefunden hatte und daß die Teufel, als sie über diesen Punkt befragt wurden, nur mit Lügen antworteten, welche man als wahr annahm. Trotzdem sind dies die fünf wichtigsten Aussagen, durch die ein Pfarrer zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt wurde. Was soll man dann von den anderen Zeugenaussagen halten, die man vorzubringen wagte, und von der Art der Zeugen, die sie vorlegten?

V. Text: »Die zweite Beweisaufnahme umfaßt die Aussagen von vierzehn Nonnen und sechs Bürgerinnen, die man ebenfalls als besessen bezeichnet. Es wäre unmöglich, in Kürze all das zu berichten, was diese Aussagen enthalten, denn es gibt kein Wort dabei, was nicht Beachtung verdiente. Es bleibt festzustellen, daß alle diese Nonnen, die besessenen und die unbesessenen, sowie die Bürgerinnen von einer außergewöhnlichen Liebe zu dem Angeklagten ergriffen waren. Sie haben ihn im Zeitraum von vier Monaten Tag und Nacht im Kloster um ihre Liebe flehen sehen, und sie wurden von vielen Visionen heimgesucht, an die sie sich gut erinnern, wie sie sagen, denn die meisten dieser Vorfälle geschahen, während sie aufrecht waren und dem Gebet nachgingen. Sie sagten außerdem, sie seien von etwas geschlagen worden, das sie nicht gekannt hätten und das so sichtbare Zeichen auf ihren Körpern hinterließ, daß die Ärzte und Chirurgen sie leicht erkennen konnten und davon Bericht erstatteten. Alle diese Ungereimtheiten seien geschehen nach dem Besuch eines Priors namens Moussaut, der zu seinen Lebzeiten ihr Beichtvater gewesen war, sodann nachdem die Mutter Oberin einen Strauß Rosen auf ihrer Treppe gefunden habe. Danach habe sie nach dem Gebet drei schwarze Dornen in ihrer Hand gefunden. Sie sagten auch, die Mutter Oberin habe sich eines Tages vorgestellt, in ihrem Zimmer seien Äpfel, deren Kerne sie unbedingt essen wollte, und in diesem Moment habe sie (wie nach dem Auffinden der Rosen) drei schwarze Dornen in ihrer Hand gehabt. Dadurch wurde sie so aufgeregt, daß sie nur noch von Gran-

dier sprach, von dem sie sagte, er sei der Gegenstand all ihrer Leidenschaften, und den sie, wie auch alle anderen Nonnen, oft gesehen habe, wie er sich ihrem Bett näherte. Das sagte sie auch bei der Gegenüberstellung zu ihm: Er selbst sei es gewesen, der sich ihnen oft so gezeigt habe. Man darf nicht vergessen zu erwähnen, daß alle diese Nonnen, als sie ihre Aussagen machten, bei dem Wort »Grandier« von Unruhe und von Krämpfen ergriffen wurden. Bei der Gegenüberstellung, bei der viele Ärzte zugegen waren, um zu beobachten, ob etwas Bemerkenswertes geschehe, wurden sie sehr heftig geschüttelt, ebenso wie die Bürgerinnen, die auch unter der Liebe zu dem Angeklagten zu leiden behaupteten.« Kommentar: Die Nonnen konnten sich nicht enthalten, dieses Zeugnis gegen Grandier abzulegen, denn die Affäre hatte sich so zugespielt, daß entweder er zum Magier erklärt werden mußte oder daß sie schuldig befunden würden der schmutzigsten und schwärzesten aller Verleumdungen. So waren sie Zeugen in ihrem eigenen Fall. Aber diese abgegebenen Erklärungen, diese angeblichen Störungen und die sie begleitenden Leidenschaften – sind diese Dinge so schwierig zu heucheln? Ist es deshalb so außergewöhnlich und legt es ein direktes Einwirken des Teufels nahe, wenn man sieht, daß Frauen Verrücktheiten und lächerliche Visionen vorbringen und unterstützen? Wie konnten sie in ihrem Kloster einen Mann erkennen, den sie nie gesehen hatten, als er durch angebliche Zauberkräfte dorthin gebracht wurde und als sie ihn mit Sicherheit den Urheber ihres Unglücks nannten? Wie hätte er sich je in sie verlieben können, ohne sie überhaupt gesehen zu haben? Zumaldest konnte aber seine Zauberkraft auf die Nonnen nicht soviel Wirkung haben wie auf die drei Bürgerinnen, denn diese drei Frauen haben oben ausgesagt, sie hätten den großen Wunsch verspürt, sich von ihm beschlafen zu lassen. Wenn dieser Wunsch auch die Nonnen ergriffen hätte, hätten sie ihn leicht befriedigen können, denn dieser Liebhaber war ja so oft bei ihnen in ihren Zimmern. Er hat sich also umsonst diese Mühe gegeben, oder die Teufel haben ihm vielleicht nicht sehr gut gedient. Warum also durch die Lüfte fliegen, durch den Kamin oder durch das Schlüsselloch eindringen, wenn ein einziger Blick von ihm genügt hätte, um sich an den Bürgerinnen zu befriedigen, die, wie man in ihren Aussagen in Abschnitt III sieht, in dieser Lage waren. Sie hätten ihn nicht solch gefährlichen Folgen ausgesetzt, von denen er sich jetzt durch seinen Verkehr mit den Nonnen bedroht sah.

VI. Text: »Unter allen Geschehnissen, von denen sich die Nonnen belästigt sahen, findet sich kein seltsameres als das, was der Mutter Oberin und der Schwester Claire de Sazilli zugestoßen ist. Am Tag nachdem erstere ihre Aussage gemacht hatte und Herr Laubardemont gerade eine andere Nonne vernahm, ging sie im Unterhemd, mit nacktem Kopf, einen Strick um den Hals und eine Kerze in der Hand, in die Mitte des Klosterhofes und blieb so dort für zwei Stunden im strömenden Regen stehen. Als die Tür des Sprechzimmers geöffnet wurde, warf sie sich Herrn Laubardemont zu Füßen und erklärte ihm, sie wolle das Vergehen büßen, das sie begangen habe, indem sie den unschuldigen Grandier angeklagt habe. Dann zog sie sich zurück und band das Seil an einen Baum im Garten, wo sie sich erhängt hätte, wenn die anderen Schwestern nicht hinzugelaufen wären.« Kommentar: Diese Handlung der Oberin ist eher ein Bericht über eine Person, die vom Gefühl ihres Verbrechens und von den Vorwürfen ihres Gewissens bedrückt wird als eine teuflische Handlung. Wenn der Teufel tatsächlich gehandelt hätte in dem Sinne, wie man diese Geschichte drehen will, warum hat er dann, wenn er Grandier der Zauberei beschuldigte, wahrer gesprochen als da, wo

er dessen Unschuld zugab? Wie kann man die Wahrheiten in diesen beiden widersprüchlichen Aussagen erkennen? Wie sähe die Wahrheit aus, die man in der einen eher als in der anderen fände? Alles, was man vernünftig vorbringen kann, ist, daß die Eingebung des Teufels sicher die Nonne reden ließ, als sie den Pfarrer anklagte, und daß der Schrecken angesichts des Strafgerichts Gottes ihr das Geständnis entriß, das sie gegen sich selbst ablegte.

VII. Text: »Die andere befand sich in einer solchen Versuchung, mit ihrem großen Freund (so bezeichnete sie Grandier) den Beischlaf zu vollziehen, daß sie eines Tages, als sie vorgetreten war, um die heilige Kommunion zu erhalten, plötzlich aufstand und in ihr Zimmer hinaufging. Einige der Schwestern folgten ihr und sahen, wie sie ein Kruzifix in der Hand hatte und damit ... (die Scham verbietet es, diese ordinäre Stelle zu beschreiben).« Kommentar: Ohne Zweifel war diese schmutzige Handlung gut abgesprochen und hörte auf, als man ihr folgte, um sie bei dieser schrecklichen Beschäftigung zu finden, welche von ihrer Sicht aus nichts enthielt, was sich nicht ganz leicht und ganz natürlich ausführen ließ, und demzufolge war die Macht und das unmittelbare Einwirken des Teufels nicht notwendig. Also konnte das nicht von dieser Seite her als Zeichen der Besessenheit durchgehen, sondern allenfalls von der Seite der natürlichen Scham, daß man sagen könnte, eine Jungfrau – und noch dazu eine Nonne – könne doch nicht so verloren sein, daß sie zu solchen Ausschreitungen käme, wenn nicht ein Teufel sie bewegt und dazu gebracht hätte. Dieses Argument ist wunderbar schlüssig, und die Folge daraus ist sehr erbaulich: Wenn ein Verbrechen so groß ist, daß es alle vorstellbaren Schranken hinter sich läßt, muß man glauben, daß die Person, die es begangen hat, keine Schuld trägt, und sie muß die böse Tat durch eine Suggestion oder eine Einwirkung eines anderen begangen haben; und auf ihre Erklärung hin muß man den verbrennen, auf den sie den Verdacht fallen läßt, und sie selbst muß man dadurch von der Schuld befreien. Bleibt noch zu erwähnen, daß man glaubte, das Fehlen übernatürlicher Erklärungen für die Besessenheit, die das menschliche Können nicht hervorzu bringen vermochte, dadurch ausgleichen zu können, daß man aus der Sicht der Moral außergewöhnliche Handlungen vorschob, welche leichter zu verwirklichen waren. Schließlich kann man von dieser Stelle der »Zusammenfassung ...« nur sagen, daß man gewagt hat, das Papier, die Augen und die Ohren mit solch häßlichen Worten zu besudeln und zu beschmutzen, daß die Ideen dazu nur vom »Teufel der Unreinheit« eingegeben sein können.

VIII. Text: »Hierbei ist noch zu beachten, daß nach dem Ableben des Priors Moussaut Grandier versucht hat, Beichtvater der Nonnen zu werden, und daß eine seiner engsten Freundinnen große Streitigkeiten mit der Oberin auszutragen hatte.« Kommentar: Alle, die sich nicht an der Verschwörung der Besessenheit beteiligt haben, nannten diese Tatsache eine Erfindung, aber angenommen, sie sei wahr – hat sie dann verdient, in den Rang von Gründen gesetzt zu werden, aus denen man einen Menschen zum Tod auf dem Scheiterhaufen verdammt?

IX. Text: »Was die Bürgerinnen anbelangt, so ist die Aussage von Elizabeth Blanchard, gefolgt und bestätigt durch die der Suzanne Hammon, nicht weniger beachtlich. Sie sagte aus, daß der Angeklagte, mit dem sie körperliche Beziehungen hatte, ihr einmal gesagt habe, nachdem sie von ihm beschlafen worden sei, wenn sie auf den Hexensabbat mitkäme, werde er sie zur Prinzessin der Magier machen.« Kommentar: Darf man

einer überspannten und schändlichen Aussage von angeblich Besessenen Beachtung schenken, welche in der gleichen Lage waren wie die Nonnen, da eine Rechtfertigung Grandiers auch zu ihrer Verdammung geführt hätte? Aber wird nicht dieses Versprechen, die Blanchard zur Prinzessin der Magier zu machen, und die Dreistigkeit seiner Anklage Mitleid verursachen? Sicher hatten die Teufel sehr wenig Hochachtung vor einem so mächtigen Herrn des Sabbat, der Prinzessinnen ernennen konnte, daß sie keine Gelegenheit vergaßen, ihn anzuklagen und ihn selbst auf eine so schimpflische Weise vernichtet zu sehen.

X. Text: »Dem Beweis durch Zeugenaussagen, welcher aus nur zwei Vernehmungen besteht, fügt man noch in Form einer besonderen Akte die Aussage von Herrn Barré, dem Pfarrer von Chinon, an. Er hat unter anderem gesagt, er sei eines Tages beauftragt worden, die betreffenden Nonnen zu beschwören. Er habe erfahren, daß der Teufel in der Oberin sich Astaroth nannte. Diesem habe er befohlen auszufahren und als Zeichen seines Ausfahrens den zu schlagen, den er als den Urheber dieser Übeltat bezeichnete, nämlich Grandier. Dies versprach Astaroth ihm. Und wirklich: Zu der Zeit, da er dieses Versprechen einlösen mußte, hielt Grandier sich von Gesellschaft fern und entschuldigte sich schriftlich von einem Treffen der Domherren der Heilig-Kreuz-Kirche wegen Krankheit. Wie auf dem betreffenden Papier zu sehen ist, wurde das Wort Krankheit von seiner Hand verwischt. Als man ihn später wegen dieser Abwesenheit befragte, schien er sehr durcheinander, wußte nicht zu antworten und wechselte mehrmals die Gesichtsfarbe, obwohl er sonst immer sehr selbstsicher war.« Kommentar: So gelangten die Aussagen Astaroths und Barres, dessen Vorgehen in dieser Sache man ja kennt und der später als Urheber der vorgetäuschten Besessenheit von Chinon verurteilt und bestraft wurde, zu den Gründen der Verdammung Grandiers. Aber außer der Tatsache, daß dieser Heuchler feindselig und sichtbar parteiisch war, was hätte verhindern müssen, daß man ihn als Zeugen nahm, wurde diese Tat außerhalb der Zeit begangen, in der sie hätte geschehen müssen, denn kein Protokoll aus jenen Tagen berichtet davon. Wenn Grandier zu der von Barré festgelegten Zeit abwesend gewesen sein soll, dann deshalb, weil letzterer die Unterlagen über das Treffen der Domherren genau angesehen hatte, um sein Machwerk genau da unterzubringen, wo es notwendig war. Ist es nicht auch eine großartige Verdrehung der Tatsachen, wenn man sagt, daß die Auswischung des Wortes Krankheit von Grandier stamme? Seit wann kann man aus einer ganz kleinen Verwischung die Hand eines Mannes erkennen? Grandier hätte nur zu behaupten brauchen, es sei die Hand Barrés oder Mignons gewesen, dann hätte er wahrscheinlich die Wahrheit behauptet, denn ganz entfernt davon, daß er aus dem Verwischen des Wortes Krankheit irgendeinen Vorteil gezogen hätte, wäre es besser für ihn gewesen, wenn dieses Wort geblieben wäre, um den Grund seiner Abwesenheit zu zeigen, denn es gab keine wahrscheinlichere Entschuldigung als diese. – Wie kommt es aber, daß der Teufel es versäumte, ihn auf den Rücken zu schlagen, wie Barré es befohlen hatte? Und wie kommt es, daß der Bischof, dem man nicht weniger zu gehorchen hat, ihm nicht befahl, den angeblichen Magier an der Stirn zu verletzen, als er darum bat, wo doch dieses Geschehen völlig überzeugend und außerhalb jeden Verdachts gewesen wäre, wie man aus dem in dieser Geschichte enthaltenen Bericht vom 23. Juni ersieht? Oder woher kommt es, daß Barré, wenn er durch die Beschwörungen die Teufel so leicht auszufahren gezwungen hat, er diese Macht nicht angewandt hat, um die so grausam heimgesuchten Nonnen zu befreien? Wenn der Angeklagte so verwirrt schien über den Umstand des

Treffens, dann deshalb, weil er, als er von der Aussage darüber hörte, sich zu erinnern versuchte, was in der Zeit, die man ihm gegeben hatte, geschehen sei, denn sie lag ja schon lange zurück. Diese Erinnerungsversuche legte man ihm als Verwirrung aus.

XI. Text: »Die außergewöhnlichen Beweismittel bestehen aus zwei Hauptpunkten. Der erste ist die Untersuchung der Zeichen. Diese waren von Asmodée, der in der Oberin steckte, zusammen mit den Stellen, wo sie sein sollten, genannt worden. Daraufhin ließ man den Angeklagten von acht Ärzten untersuchen, die in ihrem Bericht darlegten, daß unter all den Malen, die sie auf seinem Körper gefunden hatten, ihnen die an der Schulter und am Verborgenen verdächtig seien, denn als man in die erste Stelle eine Nadel, die so dick wie der Durchmesser eines Flohs gewesen sei, hineingebohrt habe, sei das Gefühl dort abgestumpft gewesen, ungeachtet dessen, was der Angeklagte zu fühlen vorgegeben habe. Als man in die anderen Stellen hineingestochen habe, sei nach dem Herausziehen der Nadel weder aus der einen noch aus der anderen Blut geflossen. Tatsächlich hat Asmodée erklärt, es gäbe fünf solcher Stellen, aber weil es so schwierig gewesen sei, sie zu erkennen, habe man nur zwei gefunden, die den Ärzten verdächtig erschienen seien.« Kommentar: Dies ist der Prüfstein für die Zuverlässigkeit dieser Ärzte und Richter, welche aus solch einem Bericht einen Hauptpunkt für ein Todesurteil machen. Man findet nur zwei Flecken, die auch natürlicher Art sein können, auf dem Körper von Grandier, »weil es so schwierig war, sie zu erkennen«, wie man sagt. Der Grund ist vielmehr, daß es keine gab. Diese so klar sehenden Augen, die die beiden ersten richtig bemerkten, hätten wohl auch leicht die anderen drei gefunden. Kann man solche Beweise und Begründungen unter die mischen, die einen Menschen zum Tod durch das Feuer verdammen? Das hieße vertreten, daß die Autorität über den menschlichen Verstand zu bestimmen habe. Es bleibt aber auch noch ein Schatten von Takt auf dieser Versammlung von Ärzten: Sie wagen nicht, diese Flecken als teuflisch und übernatürlich einzuordnen, sondern erklären nur, sie seien ihnen verdächtig; sie wagen nicht zu sagen, daß diese völlig unempfindlich gewesen seien, sondern sie berichten nur, daß das Gefühl dort abgestumpft war. Doch sagen sie überhaupt nicht, was erfahrene Menschen wissen müssen: daß es nicht ungewöhnlich ist, wenn es am Körper Stellen gibt, an denen das Gefühl weniger stark ist als anderswo, besonders an den Stellen, die nicht die gewöhnliche Zusammensetzung haben, wie zum Beispiel Flecken oder Stellen, die von einer Krankheit befallen sind. Fourneau, der den Patienten am Tag der Hinrichtung rasiert hat, berichtet, daß die Flecken natürlicher Art und sehr empfindlich gewesen seien. Und wenn kein Blut herauskam, so ist das dem Chirurgen Mannouri, dem Schwager einer der Besessenen und Neffen von Silli, zu verdanken, denn er benutzte eine Sonde, die an einem Ende rund und an dem anderen spitz war, womit er den Patienten nur dann Schmerzen fühlen ließ, wenn es ihm gefiel.

XII. Text: »Der zweite Beweis ist die Narbe am Daumen der rechten Hand. Am 25 April hatte Asmodée nämlich von einem Pakt berichtet, der aus einem von einigen Tropfen Blut getränkten Stück Papier bestand. Er erklärte nach einigem Widerstand, daß das Blut auf diesem Papier aus dem Daumen der rechten Hand seines Meisters ausgetreten sei. Als Herr Laubardemont dies vernommen hatte, begab er sich sofort mit den Ärzten zum Gefängnis und zeigte ihnen einen kleinen Schnitt an der Stelle, die der Teufel benannt hatte. Er fragte den Verletzten über die Herkunft der Verletzung, und dieser antwortete ihm, er habe sie gar nicht bemerkt und er habe auch nicht aufgepaßt. Dies sei wahrscheinlich so passiert, daß er sich mit irgendeiner Nadel geritzt habe, doch konnte

er sich nicht erinnern, ob es auch anders geschehen sein könnte. Jedoch erstatteten die Ärzte am 27. desselben Monats Bericht, worin sie urteilten, daß diese Verletzung nur von einem Messer herrühren könne oder auch von einem anderen Schneidewerkzeug, und es sei Blut herausgekommen. Dies wurde dem Angeklagten vorgelesen, worauf er, statt wie beim ersten Male zu sagen, er erinnere sich nicht an diesen Schnitt, heftig gegen diese Meinung protestierte und sagte, nach der letzten Untersuchung habe er sich erinnert, daß einer seiner Wächter ihm ein Messer gegeben habe, womit er sich verletzte, als er Brot schnitt, zwei Stunden bevor Laubardemont das Gefängnis betrat. Ein anderes Mal sagte er, er habe sich am Tag vorher geschnitten, worin ein Widerspruch liegt. Außerdem versuchte er alles, um Herrn Laubardemont zu überzeugen, daß kein Blut ausgetreten sei. Er habe darauf geachtet, und in diesem Punkt sei der Bericht der Ärzte falsch. Schließlich antwortete er am 30. jenes Monats, nachdem Herr Laubardemont ihm seine Fragen hierüber wiederholt hatte, er glaube, er habe sich diesen Schnitt zugezogen am Tage bevor Herr Laubardemont ins Gefängnis gekommen sei, und es habe nicht geblutet.« Kommentar: Die Erklärung eines Teufels, der einen Pakt in Form eines blutgetränkten Stück Papiers vorbrachte; die Aussage von Ärzten, die sich alle zusammen förmlich beraten hatten, um herauszubekommen, »ob eine kleine Narbe am Daumen Grandiers ein Schnitt oder ein Kratzer sei und ob sie von einem Messer, einer Nadel oder von etwas anderem herrühre«; und die Protokolle Laubardemonts, der bis dahin nicht einmal den Schatten eines Beweises gegen Grandier gesehen hatte und der nun versuchte, ihn wenigstens in einen ganz kleinen Widerspruch verwickelt zu sehen, und zwar über eine Tatsache, die für ihn selbst die unwichtigste Sache der Welt war – weil das alles nicht genug Beweise sind, verlegt man sich hier auf das Erstaunen des Angeklagten und auf seine voneinander abweichenden Antworten. Die Überraschung (oder vielmehr das als Überraschung ausgelegte Nachdenken) ist in diesem Fall ganz natürlich für einen, der eines Kapitalverbrechens angeklagt ist und dem man entgegentritt, um ihm Vorwürfe zu machen und Fragen zu stellen. Er konnte nichts anderes tun als sich zu sammeln und nachzudenken. Der Hintergrund der Sache war ziemlich wichtig und mußte ihn sehr berühren, um diese Wirkung zu erzielen. Aber da der Vorfall, über den man ihn ausfragte, nur eine Kleinigkeit war, ein kleiner Unfall, der sich tatsächlich ereignet haben konnte, ohne daß er darauf geachtet hatte – besonders in dem Zustand, in dem sein Geist sich damals befand –, und da die Verletzung gar nicht geblutet hatte, ist es nicht verwunderlich, wenn er zuerst erklärt hatte, er habe nichts bemerkt, und daß er sich dann daran erinnerte und glaubte, eine Vorstellung zu haben, wie die Sache geschehen sei, und daß er später seine Erklärung berichtigte durch etwas, was ihm noch genauer eingefallen war, denn ein solcher Vorfall hat sein Gedächtnis nicht unbedingt gut arbeiten lassen müssen, auch wenn er in ruhigem Zustand gewesen wäre. Außerdem hatten seine Wächter und seine »Gastgeberin« Bon tems, die ihn ständig beobachteten und es sich zur Aufgabe gemacht hatten, auch den kleinsten Umstand seine Person betreffend zu berichten, nicht versäumt, Asmodée über diesen kleinen Unfall in Kenntnis zu setzen, den sie besser bemerkt hatten als der Patient selbst, der wohl andere Dinge im Kopf hatte.

XIII. Text: »Hier der beste Teil der Beweise, auf die sich das Urteil vom 18. August gründet, in dessen Ausführung der Verurteilte der Folter unterzogen wurde und zugab, er habe das Buch gegen das Zölibat der Priester geschrieben mit der Absicht, ein Mädchen zu beruhigen, das er schon seit sieben Jahren aushielt. Für dieses Buch gab es

auch ohne sein Eingeständnis Beweise im Prozeß.« Kommentar: Dieses Buch enthielt nichts, das mit Zauberei zu tun hätte. Es war sogar ganz gut geschrieben, wie ein Arzt bezeugt, der es gesehen hat und dessen Besprechung im »Französischen Merkur« aus jener Zeit abgedruckt ist. Wenn also diese Schrift zur Verurteilung Grandiers beitragen mußte, dann zumindest nicht zu seinem Todesurteil. Seine Erklärung über dieses Buch, das er anlässlich einer Gewissensheirat mit einem Mädchen verfaßt hatte, wurde durch denselben Arzt bestätigt, der sagt, er habe an dessen Ende diesen Zweizeiler gesehen:

»Wenn dein Geist dies Wissen wird erfassen,
kannst du dein Gewissen ruhen lassen.«

XIV. Text: »Es steht auch fest, was immer man dagegen gesagt haben mag, daß die Art, in welcher der Angeklagte die Neuigkeit von seinem Tode aufnahm, eine Bestätigung seines schlechten Lebens ist. Denn an erster Stelle sah er nie das Kruzifix an, das man ihm hinhielt. Nach der Urteilsverkündung sprach er nur über die Milderung seiner Strafe.« Kommentar: Da haben wir zwei gute Beweise der Magie! Text: »Er lehnte die ihm angebotenen Gebete ab.« Kommentar: Das stimmt nicht und wurde nur von den Autoren berichtet, die zugunsten der Besessenheit schrieben, wohingegen die Erinnerungen vieler ehrbarer Leute besagen, daß er alle Gebete annahm, die man ihm anbot, wie man es in der Erzählung von seinem Tod gesehen hat.

XV. Text: »Und er beging eine Menge anderer Handlungen, die seinen Unwillen genug bezeugten.« Kommentar: Welche Handlungen? Wie kann ein unparteiischer Richter all diese letzten Handlungen zu den Beweisen des Prozesses zählen? Sind die folgenden Handlungen Beweise zur Begründung des vorausgegangenen Urteils? Dies ist eine Häufung von allem, was man in Ermangelung ausreichender Beweise zusammenklauben konnte, um das zu Unrecht hingemordete Opfer anzuschwärzen und widerwärtig zu machen.

XVI. Text: »Alles, was man bei der Durchführung dieses Prozesses zurückweisen könnte, ist die Tatsache, daß der Chirurg, der an den Untersuchungen teilnahm, verwandt war mit einem gewissen de Silli, welchen man ein Werkzeug der Niederlage des Pfarrers nannte. Er war aber nur als Zeuge dabei, und es waren die acht unverdächtigen Ärzte, die anwesend waren und ihren Bericht abgaben.« Kommentar: Der, der die Sonde führte, war nur Zeuge, und die, die dabei waren, waren die Handelnden. Also heißt dabeisein handeln, und handeln heißt nur dabeisein! Mit einer solchen Umkehrung der Vernunft könnte man ganz leicht die gesamte Menschheit verbrennen lassen. Man kann daraus noch sehen, aus was für Leuten sich dieser medizinische Stab zusammensetzte und was man von ihren Zeugnissen halten soll, ebenso wie von dem Verfahren Laubardemonts und dem der anderen Kommissare, bei denen man sich über die Unfähigkeit und Parteilichkeit von Mannouri beschwert und eine neue Untersuchung verlangt hatte, was diese Richter nicht zuließen, sondern wobei sie sich auch noch gezwungen sahen zu sagen, man könne dabei etwas zurückweisen.

XVII. Text: »Es heißt, der Apotheker, der die Medikamente und Abführmittel für die Nonnen zubereitet hatte, während diese getrennt waren, sei dem Pfarrer sehr verdächtig, weil er einen Prozeß mit einer seiner Vertrauten hatte. Dem kann man aber entgegenhalten, daß die Medikamente von den Ärzten, die sie verordnet hatten, untersucht wurden und daß die Mischung in ihrer Gegenwart geschah.« Kommentar: Warum erkennt man an, daß der Apotheker verdächtig war und beauftragt trotzdem keinen

anderen? Der Grund ist, daß sie keinen anderen fanden, der so großer Böswilligkeiten fähig gewesen wäre. Aber wenn auch die Mischung der Drogen immer in Gegenwart der Ärzte gemacht worden wäre (was überhaupt nicht wahr ist) und wenn auch die Ärzte selbst unverdächtig gewesen wären, so hätten sie nicht immer dabei sein können von dem Moment an, in dem die Drogen zusammengestellt wurden, bis zu ihrer Verabreichung, um zu beobachten und zu bestätigen, daß kein Umtausch vorgenommen worden war.

XVIII. Text: »Man könnte noch sagen, die Trennung der Nonnen sei nicht vorschriftsmäßig durchgeführt worden, weil sie nicht völlig voneinander getrennt waren. Diesem Fehler wird aber dadurch abgeholfen, daß sie zum Teil in das Haus eines gewissen Maurat gebracht wurden, von dem man sagt, er sei einer der besten Freunde des Pfarrers.« Kommentar: Das ist eher die Begründung einer leidenschaftlichen und blinden Partei als die eines unparteiischen Richters. Einige weniger wichtige Besessene, die in der ganzen Sache fast keine Rolle spielten, werden bei einem Freund des Pfarrers untergebracht, und alle wichtigen sind seinen Feinden ausgeliefert – und alle Fehler dieser Trennung in ihren wichtigsten Teilen, ja in fast allen Teilen, können ausgeglichen werden, indem eine kleine Zahl von Besessenen etwas weniger mißbräuchlich untergebracht wird, wovon aber eigentlich nicht die Rede sein kann, denn man sieht ja, daß man den Punkt schlecht durchführte, daß sie eben nicht völlig voneinander getrennt waren. Man muß also zugeben, daß man Unrecht hatte, wenn man die Ohren so hartnäckig verschloß, wenn der Angeklagte so oft eine echte Trennung verlangte. Folglich wurde er zu Unrecht verurteilt.

XIX. Text: »Ich spreche hier nicht von den Erklärungen der Teufel, welche sie oft wiederholten, nämlich daß Grandier das Ziel ihres Auftrages sei, der Urheber ihres Übels und die Ursache dieser Krämpfe, von denen die armen Mädchen nicht befreit werden konnten. Ich überlasse es den Theologen, herauszubekommen, ob man dem ›Vater der Lüge‹ Glauben schenken kann und ob die Teufel, wenn sie richtig beschworen werden, gezwungen sind, die Wahrheit zu sagen, und ob die Bedingungen für eine vollständig richtige Beschwörung ebenso möglich wie notwendig sind. Was die Hostie betrifft, auf der man, wie es heißt, einige Blutstropfen fand, so dient dieses Wunder in keiner Weise der Überführung Grandiers und ist erst nach dessen Tod geschehen. Da ich selbst nicht Augenzeuge war, verweise ich die Neugierigen auf den Bericht des Herrn Kriminalleutnant von Orleans.« Kommentar: Um die ganzen Aussagen der Teufel und der Besessenen umzuwerfen, zitieren wir hier eine Akte der Sorbonne, die qualifizierter und entschlossener ist als alle Beweisführungen, die man vorbringen kann: »Wir, die unterzeichneten Doktoren der Fakultät von Paris, sind über eine gewisse uns vorgelegte Frage der Meinung, daß man den Teufeln niemals erlauben darf, jemanden zu beschuldigen. Noch weniger sind Austreibungen dazu zu benutzen, die Fehler irgendjemandes zu erfahren und zu sehen, ob er ein Magier ist. Wenn die betreffenden Beschwörungen auch in Gegenwart des heiligen Sakraments stattfanden und wenn man auch dabei dem Teufel Eide entlockte, was ein Vorgehen ist, dem wir niemals zustimmen können, darf man doch all dem keinen Glauben schenken, da der Teufel immer noch ein Lügner und der Vater der Lüge ist. Die Beschwörungen waren auch nicht in jeder Hinsicht unfehlbar, um die Wirkung, die man vorgibt, zu erzielen. Diese Meinung vertreten die Doktoren einstimmig. Man muß daran denken, daß der Teufel sich größtenteils an der Verleumdung und an der Unterstellung erfreut und daß er ein erklärter Feind des

Menschen ist, so daß er trotz der schrecklichen Qualen, die er durch die Austreibungen erleidet, wo er in Gegenwart des heiligen Sakraments im Namen Gottes beschworen wird, die Unwahrheit spricht. Dennoch erträgt er all diese Übel gern und lügt schamlos weiter, damit er seine Wut an dem entladen kann, dem er schaden will. Dem fügen wir hinzu, daß, wenn sich dieses Tor erst einmal öffnete, selbst die besten Leute nicht mehr sicher wären, und genau das ist sein Hauptanliegen. Darum vertritt der heilige Thomas in Buch 22, Frage 9, Artikel 2 mit der Autorität von St. Chrysostomus: »*Daemon etiam vera dicenti non est credendum.* – Dem Teufel, auch wenn er die Wahrheit sagt, darf nicht geglaubt werden.« Und tatsächlich läßt unser Herr in Markus, Kap. 1 und Lukas, Kap. 4 die Teufel nicht zu Wort kommen, sondern gebietet ihnen Schweigen, auch wenn sie wahr sprechen und ihn Sohn Gottes nennen. Daraus folgt, daß man in keiner Weise gegen die vorgehen darf, die der Teufel anklagt, wenn es keine anderen Beweise gibt. Wir sehen auch, daß dies in Frankreich befolgt wird, wo die Richter solche Aussagen nicht anerkennen. Und woanders ist die vom Teufel gehaltene Rede, so wie sie uns übermittelt wurde, höchst verdächtig, denn sie ist zu lang, um von einem einzigen ohne Unterbrechung und Pause gehalten zu werden. Angefertigt zu Paris, den 16. Februar 1620. Gezeichnet André du Val, P. Gamaches und N. Imbert.« Wenn man diese Akte liest, deren Beschlüsse so gut auf den Fall Grandier passen, sieht man klar die Ungerechtigkeit des Urteils gegen ihn.

DRITTES BUCH

Die Mönche sahen mit viel Erstaunen und Unwillen den Mut und die Entschlossenheit, die Grandier bis zum letzten Seufzer seines Lebens zeigte. Sie hatten nicht geglaubt, daß ein Mensch, der in der Freiheit und in der Lust gelebt hatte, einer solchen Standhaftigkeit fähig war. Sie hatten gehofft, er werde erschüttert von den Qualen, die man ihm bereitet hatte, oder durch das Versprechen, diese zu mäßigen, oder daß die Qualen selbst ihm ein Geständnis des Verbrechens entlocken würden, dessen man ihn anschuldigte. Sie waren überzeugt gewesen, daß, wenn man ihn nicht dazu bringen konnte, die zu belasten, die man gern als seine Mittäter gesehen hätte, man zumindest gefährliche Folgen für sie aus diesem Geständnis ziehen konnte, das man ihm zur Unterschrift vorlegte und das so abgefaßt war, daß man daraus schließen konnte, daß, wenn er keinen Vorteil für sich daraus gezogen hatte, es deswegen gewesen sei, um sie zu bedrohen und der Härte der Strafe auszusetzen, zu der er verurteilt war. Das war es, was Laubardemont ihm ganz leise gesagt und womit er ihn lange im Audienzzimmer aufgehalten hatte, als er das Papier, das jener verlangte, verweigerte, worauf er ohne Zweifel etwas ganz anderes schreiben wollte als das Geständnis, das man von ihm verlangte und das ihm noch einmal vergebens von Laubardemont geschrieben und fertig zur Unterschrift vorgelegt wurde, nachdem er die Folter durchgemacht hatte und im Ratszimmer auf dem Stroh beim Feuer lag. Dieses Hindernis, das man nicht erwartet oder das man zumindest überwinden zu können geglaubt hatte, verwirrte die Geister dieser guten Patres so, daß sie soweit gingen, die erwähnten Täglichkeiten anzuwenden. Dies aber schützte den Amtmann, den Zivilleutnant, Madeleine de Brou, welche die engste Freundin Grandiers war, und noch mehrere Beamte und gute Katholiken sowie die meisten Protestanten, gegen die man böse Absichten hegte, vor den Folgen der Erklärungen, die man dem Patienten bei der Folter abzwingen wollte. So standen die Dinge, und die Austreiber waren noch nicht zufrieden, weil sie noch keinen Weg gefunden hatten, ihre Inquisition zu etablieren, um vor den Richtern alle die zittern zu lassen, gegen die sie infolge des Testaments von Grandier vorgehen wollten. So mußten sie zu anderen Mittel greifen, um durch das Zeugnis und die Macht des Teufels das zu erreichen, was so viele teuflische Handlungen nicht geschafft hatten.

Obgleich die Zahl der Besessenen sehr groß war, gab es doch nur einige wenige, die durch die Austreibungen berühmt wurden, weil sie bereit waren, Verdrehungen und Krämpfe vorzuführen. Wie die Oberin hierin alle Nonnen übertraf, so verdiente Elizabeth Blanchard den ersten Preis unter den Schwestern. Der Autor der Biographie des Paters Josef sagt: »Es waren jedoch, aus der Nähe betrachtet, Novizinnen und Schülerinnen, die ihre Lektion besser gelernt hatten als die anderen. Es würde aber zu weit führen, wenn wir hier von ihrem Spiel erzählten.« Die Blanchard hatte gewagt zu behaupten, Grandier hätte körperliche Beziehungen zu ihr gehabt und ihr versprochen, sie zur Prinzessin der Zauberer zu machen, wenn sie mit ihm zum Sabbat käme. Er dagegen bestand darauf, daß er sie vor dem Tag der Gegenüberstellung nie gesehen habe. Sie behauptete, in ihr seien sechs Teufel, nämlich Astaroth und »Unreine Kohle« aus dem Orden der Engel, Beelzebub und Höllenlöwe vom Orden der Erzengel und Perou und Marou vom Orden der Cherubim. Astaroth hatte versprochen, sie sechs

Fuß hoch in die Luft zu heben, wenn er sie verlasse, und Höllenlöwe wollte ihr den rechten Fuß durchbohren. Die anderen hatten nichts vernehmen lassen. Man erwartete mit Ungeduld die von den beiden Teufeln versprochenen Wunder, als ein anderes an ihre Stelle trat.

Am Abend des dritten Tages nach Grandiers Tod, als der Pater Pierre Thomas von St. Charles, ein Karmeliter und Austreiber der Teufel, die von der Person Elizabeth Blanchards Besitz ergriffen hatten, ihr die Kommunion gegeben hatte, wurde sie von einem ihrer Teufel kräftig geschüttelt, welcher seinen Namen nicht sagen wollte. Bei diesem Schütteln wurde die Hostie in ihrem Mund zurückgehalten und klebte der Länge nach auf der Unterlippe der Besessenen, so daß alle Anwesenden daraufhin mehrere Stellen voller Blut sahen, besonders am oberen Teil. Der Austreiber befragte den Teufel auf lateinisch und befahl ihm zu sagen, was dieses Wunderwerk solle. Die Besessene antwortete auf französisch, dies sei das Blut Jesu Christi, das auf der heiligen Hostie vergossen sei, um die Ungläubigen, die behaupten, es sei nur Brot, zu überzeugen. Dieses wurde durch große Predigten und ein neues derartiges Wunder des Teufels bestätigt. Zwei Andächtige, die ziemlich entfernt von der Besessenen standen, hatten ganz leise vereinbart, sie solle in einem ihr befohlenen Akt der Anbetung eine bestimmte Bewegung machen, damit sie feststellen könnten, ob sie wirklich besessen sei und ob die Teufel wüßten, was im geheimen geschehe. Und wirklich machte sie diese Bewegung, als sie sagte: »Ich bete das hier gegenwärtige Blut Jesu Christi an.« – oder zumindest behaupteten die beiden Andächtigen, sie habe die Bewegung gemacht. Zum mindest gibt es keine Möglichkeit, sie in Zweifel zu ziehen, obgleich man den Verdacht hat, daß die beiden Mitbrüder von Pater Lactance ihr vorher Bescheid gesagt haben müssen, und obgleich man sich darüber beklagte, daß dieses Zeichen niemandem außer den beiden Mönchen erklärt worden war. Dem ersten dieser Wunder ist anzufügen, daß in der Versammlung mehrere Leute waren, die das Mädchen untersuchen wollten und die ihre Zunge, ihre Lippen und alles untersuchten, ohne eine Verletzung einen Einstich oder eine Fistel zu finden, und die auch keine Stelle fanden, an der an jenem Tag Blut hätte austreten können. Schließlich nahm der Austreiber die Hostie und brachte sie, fromm gefolgt von allen Leuten, die von diesem Wunder überzeugt waren, in einer Prozession zum Karmelitenkloster.

Am nächsten Tag, dem 22. August, wurde Elizabeth Blanchard noch einmal in der Karmeliterkirche beschworen. Der Austreiber fragte den Teufel: »An die Autorität welcher Kirche glaubst du?« Er erhielt keine Antwort darauf, sondern das Mädchen sagte von sich aus: »Ich tue gut, wenn ich von diesem Blut rede.« – »Von welchem Blut?« fragte der Karmeliter. »Nicht dein Blut«, gab sie zurück, »sondern das eines allmächtigen Meisters.« Darauf befahl der Austreiber ihr, kraft des Blutes zu sagen, wer dieser große und allmächtige Meister sei. Darauf stieß sie einen so heftigen Fluch aus, daß man, weit davon entfernt zu wagen, ihn hier niederzuschreiben, schon beim bloßen Gedanken daran erschaudert. Dann antwortete sie: »Wenn ich ihn hätte, könntest du ihn nie haben.« Der Austreiber sagte weiter: »Ich befehle dir, aufgrund dieses Blutes zu sagen, wer dieser allmächtige Meister ist.« Antwort: »Ich werde keine Antwort über dieses Blut geben.« Frage: »Von wem ist dieses Blut?« Antwort: »Ich werde wütend! Du weißt es wohl – bewahre es gut auf, damit es nicht verdirtb, du bist dafür verantwortlich. Man muß Gott damit dienen.« Während sie diese Worte sprach, verfluchte sie aufs Schrecklichste den heiligen Namen Gottes.

Frage: »Warum dieses Blut?« Antwort: »Gott hat es gemacht, damit man dem heiligen Sakrament mehr Ehre erweist. Ich muß es sagen wegen der Allmacht Gottes.« Frage: »Wessen Blut ist es, das dich quält. Wenn du nicht gehorchst ...« Antwort: »Du weißt es, ich habe es gestern gesagt. Ich kann es nicht sagen, ohne Böses zu erleiden.« Sie sagte diese Worte erst, nachdem sie die Zähne gefletscht, die Augen verdreht und offensichtlich einige Krämpfe gehabt hatte. Frage: »Sag es, damit die Anwesenden es jetzt hören.« Antwort: »Wir können nicht an Gott denken, weil uns das Schmerzen verursacht. Ich bin wütend!« Sie leugnete Gott am Ende dieser Antwort. Frage: »Wessen Blut ist es?« Antwort: »Es ist das Blut ...« Da brach sie ab und fiel in neue Krämpfe. Frage: »Wessen Blut wurde gestern vergossen?« Antwort: »Es ist das Blut des Menschensohnes.« Frage: »Und wer ist der Menschensohn? Antworte!« Antwort: »Es ist das Blut des Sohnes der Jungfrau, und ich bin wütend. Ich sage nichts mehr, das macht mich wütend.« Daraufhin schnitt sie fürchterliche Fratzen mit den Zähnen und stieß atemberaubende Schreie aus. Frage: »Wer ist der Sohn der Jungfrau?« Antwort: »Es ist der kleine Pausback.« Frage: »Wer ist denn das?« Antwort: »Es ist der kleine Jesus.« Daraufhin bekam sie wieder Krämpfe. Frage: »Von wem ist das Blut, das gestern vergossen wurde?« Antwort: »Es ist das Blut Jesu Christi.« Sie brach ihren Satz ab, und als der Austreiber ihr befahl zu beten, um zu zeigen, daß sie die Wahrheit gesprochen habe, stand sie auf, um an der unteren Stufe des Altares niederzuknien, wo sie die Arme in der Form des Kreuzes ausbreitete, die Handflächen nach außen, den Kopf gesenkt, das Gesicht zur Erde gewandt. Der Karmeliter befahl ihr, mit wohlgesetzten Worten zu beten. Sie sprach: »Ich bete das Blut Jesu Christi an, das gestern für die Ungläubigen vergossen wurde.« – »Weiter«, sagte der Austreiber. Dieses unvorsichtig fallengelassenen Wort wurde von einem der Anwesenden aufgeschnappt, der sagte, dies könne bedeuten, daß sie nicht alles gesagt habe, was ihre Rolle vorschrieb. Dieser, der so kühn war, diese Bemerkung zu machen, konnte glücklicherweise sofort in der Menge untertauchen und verschwinden. Inzwischen fuhr die Besessene fort; »Gestern vergoß er sein Blut, damit die Ungläubigen es nicht für eine Täuschung halten. Gott wird sie am Ende seines Gerichts verdammen, und wenn sein Zorn aufflammt, werden sie schlimmer verdammt als die Teufel.«

Nach diesem seltsamen Zwiegespräch gingen zwei Karmeliter zu Laubardemont und erzählten ihm, was für ein großes Wunder am Vortage und was jetzt bei der Beschwörung geschehen sei, als ob er nichts davon gewußt hätte. Sofort begaben sich Laubardemont und der Generalstaatsanwalt Deniau mit dem Schreiber der Kommission zum Karmeliterkloster. Als sie vor dem Hochaltar der Kirche standen, zeigte man ihnen die Hostie. Sie fanden, daß sie an verschiedenen Stellen von Blut gezeichnet war. An einer der runden Seiten war etwas mehr; die Flecken waren dort röter und größer. Das ganze Blut war karminrot, obwohl es völlig trocken war. Laubardemont wollte selbst einen Bericht anfertigen, aber es war schon Nachmittag, und aus irgendeinem Grund zeigten alle Zuschauer plötzlich große Eile fortzukommen, so daß der Kommissar auf Bitten des Staatsanwalts einen Bericht verlesen ließ, der bereits von einem der Karmeliter geschrieben worden war, und er ließ alle Zuschauer, von denen einige gern weit weg gewesen wären, bei den heiligen Evangelien schwören und bestätigen, daß dieser Bericht die Wahrheit enthalte. Dann wurde er auf Anordnung des Kommissars von allen unterschrieben, die schreiben konnten, besonders von den Priestern und Geistlichen, die am vorhergehenden Abend an den Beschwörungen in der Kirche St. Pierre du Martrai teilge-

nommen hatten, und dann der Schreibstube übergeben. Die Hostie legte man in ein Tabernakel am Hauptaltar (auf der Seite des Evangeliums), und Laubardemont nahm den Schlüssel an sich. Kaum war der Bericht über dieses Wunder gedruckt, da wurde er auch schon von den Ungläubigen angefochten, die der Meinung waren, daß der Austreiber die Hostie bereits blutbefleckt in den Mund der Blanchard gelegt haben könnte. Der Teufel selbst sei so vorsichtig gewesen, nicht von vergossenem Blut zu sprechen. In der Folge habe der Karmeliter genug gezeigt, daß das Stück durchdacht und geplant gewesen sei, indem er der angeblich Besessenen »weiter!« sagte, was der, der dann die Kirche habe verlassen müssen, ziemlich gut bemerkt hatte. Und schließlich sei hieraus zu folgern, daß das Blut Jesu Christi zweimal vergossen worden sei: einmal am Kreuz zur Auslöschung der Sünden der Menschheit und zum zweiten Mal auf dieser Hostie, um die Ungläubigen zu überzeugen, die die Besessenheit von Loudun für einen riesigen, schlecht abgesprochenen Betrug hielten, der nur durch die Gewalt der Autorität aufrecht erhalten werden konnte. Diese Doktrin enthalte soviel Unsinn und so viele Gotteslästerungen, daß man nicht genug darüber staunen könne, wenn es auf der Welt Christen gebe, die es wagten, sie zu verkünden und anzuwenden.

Dieses Doppelwunder war großartig genug, um die Gedanken der gläubigen Seelen eine Weile beschäftigt zu halten, und um ihrer heiligen Begierde genug Zeit zum Sammeln zu lassen, legten die Besessenen eine Pause ein und setzten ihnen nichts Besonderes vor. Aber aktive Teufel können nicht in Untätigkeit verweilen. Hier ist ein Auszug aus einem Buch, das im Jahre 1635 von Antoine Meusnier in Poitiers mit Erlaubnis gedruckt wurde und das den Titel trägt »Bericht über das Geschehen bei den Beschwörungen von Loudun in Gegenwart des Herrn«. Auf den Seiten 23 und 25 vertritt der Autor die Meinung, daß die Austreiber fast alle mehr oder weniger an den Taten der Teufel teilhatten durch die Ungelegenheiten, die ihnen das bereitete, und daß nur wenige Leute Jagd auf sie machten. Er fährt fort: »Halten wir das Feuer des Pater Lactance im Gedächtnis. Dieser hatte nach jener Beschäftigung, wobei er ruhmreich umgekommen ist, nachdem er drei Teufel aus der Mutter Oberin vertrieben hatte, große Belästigungen durch die bösen Geister verspürt, wobei er mal die Sehkraft, mal das Gedächtnis und mal das Bewußtsein verlor. Er litt unter Herzkrankheiten, Beeinträchtigungen des Geistes und an verschiedenen anderen Unpäßlichkeiten.« Das heißt, ohne umständlich zu reden, daß Pater Lactance am 18. September starb, genau einen Monat nach Grandiers Tod, und daß er während seiner Krankheit fast immer wütend und aufgeregt war. Wenn er in seiner Wut einige Unterbrechungen hatte, so nutzte er das aus, um zu scherzen. So sagte er einmal zu seinem Arzt, er solle die Medizin, die er ihm verschrieb, in seiner Gegenwart zubereiten lassen, weil alles, was von Adam komme, nach Erbsünde rieche. Damit spielte er auf den Namen des Apothekers Adam an. »Sie sind zu glücklich«, sagte er ein anderes Mal zu der Frau Moussauts, die ihn pflegte und bei der er wohnte, »Sie sind zu glücklich darüber, daß Gott mich so in Ihre Hände gegeben hat und Ihnen so die Gelegenheit gibt, mir alle diese guten Dienste zu erweisen.« Dann sah er mit Verachtung die jungen Mönche an, die man ihm zur Seite gegeben hatte, .um ihn zu bewachen, und schrie: »Ist es nicht jämmerlich, daß ein Mann von meinem Gewicht, meinem Verdienst und meiner Wichtigkeit von solchen Mönchlein und Kobolden bedient wird?« Sicher, wenn man nicht mit dem erzkatholischen Autor des oben erwähnten Berichts glauben will, daß er von tatsächlichen Teufeln heimgesucht wurde, muß man doch zumindest zustimmen, daß sein Gewissen ihm als Henker und Dämon

diente und daß er in einem Anfall von unsagbarer Wut und Verzweiflung starb. Man darf hier nicht auslassen, daß dieser gute Pater sich zwei Tage nach Grandiers Tod, als er die Krankheit, an der er starb, schon zu fühlen begann, sich vornahm, eine Reise zur Liebfrauenkirche in Saumur zu unternehmen. Er fand Platz in der Kutsche des Herrn de Canaye, der sich auf seinem Landsitz Grandfonds erholen wollte, zusammen mit einer Gruppe von Leuten, die nicht allzu zimperlich waren, wie er es auch nicht gewesen war. Sie hatten bereits das Gerücht gehört, dieser Pater sei besessen, und spotteten ein wenig darüber, als plötzlich die Kutsche, die auf ebenem Weg fuhr, umstürzte und mit dem Verdeck nach unten liegen blieb, ohne daß jemand verletzt wurde oder sonst irgendeine Unpaßlichkeit fühlte. So hartgesotten wie die Mitreisenden waren, so wurden sie doch durch diesen Unfall erschreckt, und als sie in Grandfonds angekommen waren und bei Tisch saßen, unterhielten sie sich mit Pater Lactance ganz ernsthaft über die Besessenheit von Loudun und über Grandiers Tod. Dieser schien traurig und verwirrt und sprach wenig in dieser Unterhaltung. Er gab nur zu, daß er es bedauere, der Meinung gewesen zu sein, daß man dem Patienten den Pater Grillan als Beichtvater habe verweigern müssen, was jener doch so brennend gewünscht hatte. Am nächsten Tag setzte man die Reise nach Saumur fort, wobei die Kutsche noch einmal genauso umstürzte, und zwar in dem Vorort Feret auf der ebenfalls ziemlich ebenen Hauptstraße, die zur Liebfrauenkirche führt. Das ließ das Gerücht über die Besessenheit von Pater Lactance durch böse Geister, das sich schon ziemlich verflüchtigt hatte, neu aufleben, und dieses Gerücht machte noch einen viel größeren Eindruck auf das Volk, als man den Pater später darüber wütend und verzweifelt sterben sah. Was diesen Glauben aber vollendete, war die Zustimmung, die die Mönche ihm gaben. Es war nämlich so wichtig, die Besessenheit glaubhaft zu machen, daß man, um alle Zweifel zu vertreiben und um einen wichtigen Beweis zu haben, gern einverstanden war, daß Pater Lactance als Besessener starb und daß man diese Besessenheit zum Ruhm der Kirche und des Fegefeuers sowie zum Vorteil der übrigen Austreiber wandte, wie man in dem oben zitierten Buch, das in Poitiers gedruckt wurde, meint.

Louis Chauvet, der Zivilleutnant von Loudun, hatte durch sein Vorgehen und durch seinen Einspruch gegen die Verfahrensweise bei den ersten Beschwörungen gezeigt, daß er nicht an diese Teufel glaubte und daß er sie nicht unterstützte. Jedoch konnte er nicht den Anfällen von Angst widerstehen, die ihn wie eine Art Teufel ergriff und ihn so gut besaß, daß sie ihn für den Rest seines Lebens nicht wieder verließ. Dieser Beamte hatte Geist, Höflichkeit und Ehrlichkeit, aber da er der Besessenheit nicht zustimmen wollte, griffen die Verschwörer, um ihn in Verdacht zu bringen, zu ihrem üblichen Mittel: sie ließen ihn von einer der Besessenen der Magie bezichtigen. Er hatte sich zunächst über diese Anschuldigung lustig gemacht und sie als Lächerlichkeit abgetan, wie sie es verdiente. Als er aber das tragische Ende des Pfarrers sah, geriet sein Mut ins Wanken, und er wurde eingeschüchtert. In diesem Zustand reiste er nach Poitiers, wo gerade ein Fest stattfand. Er traf dort einen angesehenen und fähigen Mann, mit dem er sehr gut bekannt war. Mit diesem hatte er eine lange Unterredung über die Besessenheit von Loudun und über die Verurteilung Grandiers. Dieser Freund versicherte ihm, er habe alle Umstände dieses Falles in Betracht gezogen und er bleibe davon überzeugt, daß alle, die der Magie beschuldigt worden seien und beschuldigt würden, Gefahr liefen, die Ehre und das Leben zu verlieren; und wenn er sich jetzt selbst desselben Verbrechens beschuldigt sehe, dessen auch Grandier angeklagt gewesen sei, müsse er

sich unrettbar verloren glauben, ganz gleich welches Ansehen, welche Freunde und welchen guten Ruf er habe. Diese Erklärung überraschte den Zivilleutnant; er wurde bedrückt, und die Angst bemächtigte sich seines Geistes so sehr, daß sie ihn umwarf, und seitdem hat man ihn nie wieder bei Verstand gesehen.

Die Karmeliter von Loudun hatten früher die Macht gehabt, Wunder zu wirken. Sie besaßen ein Bildnis oder eine Statue Unserer Lieben Frau, die nichts unerfüllt ließ, um was man sie gläubig und vorschriftsmäßig bat. Als aber jenes andere Bild in Saumur angebracht wurde, direkt in der Nachbarschaft von dieser, als ob es ihr Rivale wäre, bemächtigte es sich all seines Einflusses und seines Ansehens. Darüber braucht man nicht zu staunen, denn es gibt fast niemanden auf der Welt, der nicht bestätigt, daß die Betpriester schlauere und gewitztere Leute sind als die Karmeliter. Folglich blieb ein ganzes Stadtviertel und ein Vorort von Loudun, wo viele Pilgerherbergen standen, menschenleer und verlassen, und die Karmeliter erhielten keine Geschenke, Gläubige und Kollekte mehr. Außerdem hatte Grandier nicht gerade dazu beigetragen, die Ehre des Standbildes wiederherzustellen. Weder seine Predigten noch seine Gespräche waren günstig für die armen Karmeliter gewesen, und so war das ganze Kloster und überhaupt der ganze Karmeliter-Orden gegen ihn aufgebracht. Was sollte man tun, um die Menge der Anbetenden wieder zu Füßen der Madonna zu versammeln? Die Karmeliter benutzten menschliche Hände, um das Werk fortzuführen, das die Hände des Standbildes nicht hatten durchhalten können und folglich verkommen ließen. Sie durchbrachen das Mauerwerk am Altar, auf dem die Madonna stand, und ließen durch die Mauer den Zweig eines Weinstockes wachsen, der dahinter gepflanzt worden war, und führten den Zweig genau bis in die Augen der Statue. Zu der Zeit, in der der Weinstock harzt, sollte das Standbild in Gegenwart von vielen Leuten, die zur Messe und zur Predigt kamen, mehrmals über deren Unglauben und über die Mißachtung ihres Altars und ihrer Macht Tränen vergießen. Aber dieses Stück gelang nicht so gut wegen der vielen Protestant, die damals in Loudun waren und die mißtrauisch das Wunder untersuchten und den Kunstgriff entdeckten. Da waren diese guten Patres entzückt darüber, in der Besessenheit und in der Macht ihrer Verfechter einen offenen Weg zurück nach dort gefunden zu haben trotz der eindringlichen und böswilligen Augen und der aufdringlichen Zungen der Ketzer, die sich in Schweigen hüllen mußten, denn – um mit dem Wort der heiligen Schrift zu sprechen – der Schauder von Laubardemont war auf sie gefallen und verursachte tödliche Unruhe unter ihnen. Diese Patres wußten also die Gelegenheit der Beschwörung Elizabeth Blanchards vom 21. Juni gut zu nutzen, wobei die blutgetränkten Hostie auftauchte. Sie glaubten, daß es nach diesem Beweis kein Wunder mehr gäbe, das sie nicht tun könnten, und so unternahmen sie es, sich von einem Dämon oder Zauberer eine Abschrift des Schuldscheines herbeischaffen zu lassen, welchen Grandier dem Teufel gegeben hatte, als er mit diesem verkehrte. Versuchen und gelingen war eins für diese guten Geistlichen, die so taten, als seien sie mit der Autorität der Kirche ausgestattet. Sie hatten also diese Abschrift. Sie ließen sie drucken und an verschiedenen Stellen ankleben, damit, wenn es noch ein paar Ungläubige auf der Welt gäbe, diese durch einen so festen und augenfälligen Beweis voll überzeugt würden.

Und hier der Inhalt: »Herr und Meister Luzifer! Ich erkenne Sie als meinen Gott an und verspreche, Ihnen zu meinen Lebzeiten zu dienen. Ich entsage einem anderen Gott, Jesus Christus, anderen Heiligen, der apostolischen und römischen Kirche, all

deren Sakramenten und allen Gebeten und Fürbitten, die man für mich halten könnte. Ich verspreche Ihnen, soviel Böses zu tun, wie ich nur kann, und zu versuchen, so vielen Leuten wie möglich zu schaden. Ich entsage allen Verdiensten Jesu Christi und seiner Heiligen. Falls ich es versäumen sollte, Ihnen zu dienen, Sie anzubeten und Ihnen dreimal täglich meine Huldigung zu entbieten, vermahe ich Ihnen damit mein Leben. Das Original befindet sich in der Hölle in einer Ecke auf dem Fußboden in Luzifers Gemach und ist mit dem Blut des Magiers unterzeichnet.«

Man darf nicht bezweifeln, daß dies der Stil des höllischen Hofes ist, denn entweder die Teufel haben dieses Schriftstück selbst aufgesetzt oder es müßte im Karmeliterkloster entstanden sein. Das hieße aber, daß es Mönche gibt, die sich nicht schlecht auf die Nachahmung des Stils der Teufel verstehen und die ihre Sprache und ihre Gewohnheiten so gut kennen, daß man glauben kann, die Schriftstücke, die sie in den finsternen Winkeln ihrer Klöster abfassen, seien in der Finsternis der Hölle selbst angefertigt. Von dieser Wahrheit bleibt man wohl völlig überzeugt, wenn man dieses Schriftstück hier untersucht, bei dem man nicht leugnen kann, daß nur teuflische Köpfe die Urheber gewesen sein können.

Der Platz des erhabenen Paters Lactance war durch dessen Tod frei geworden, und so hielt man es für sehr angebracht, wenn man ein Auge auf einen Jesuiten warf, um ihn wieder zu besetzen. Denn warum war dieser so berühmte und fromme Orden, der bereit war, alles gelingen zu lassen, was er unternahm, bisher nicht herbeigerufen worden, um die Teufel zu bekämpfen, wo doch jeder, der dem Orden beitritt (wie sie sich selbst rühmen), schon mit der Kappe auf dem Kopf und ausgestattet mit allen Arten von Angriffs- und Verteidigungswaffen geboren wird? Es ist wahr, daß Pater Josef es nicht hatte zulassen wollen, obgleich er glaubte, das Amt eines Austreibers ausüben zu können, und so ließ er fast diese ganze Mission in die Hände der Franziskaner fallen, aber seitdem er deren überdrüssig war und sich selbst weigerte, sich in diese Angelegenheit einzumischen, wurde diese Stelle frei für die Jesuiten, die erfreut dort eintraten. Sie wurde von Pater Surin, den sie dafür auswählten, nicht weniger verdienstvoll ausgefüllt als durch seinen Vorgänger. Das ist die Meinung des Autors der Biographie des Paters Josef.

Pater Lactance starb am 18. September, einen Monat nach Grandier, an der Tollwut. Man mußte einen gewandten Austreiber an seine Stelle wählen. Die Jesuiten, die Pater Josef zu Grandiers Lebzeiten wegen zu großer Schläue abgelehnt hatte, wurden nach dessen Tod angenommen. Diese schickten Pater Surin, einen guten, aber einfachen Mann, der an die Besessenheit glaubte. Um davon überzeugt zu sein, braucht man nur das von seiner Hand geschriebene Werk zu lesen, das bei Sébastien Cramoisi in Druck gegeben wurde. Dieser Pater kam am 25. September in Loudun an, und um gut über das, was er zu tun sich anschickte, aufgeklärt zu sein, muß man es aus seinen eigenen Schriften entnehmen, wo er sagt, er habe mit Sicherheit etwas über die Besessenheit der Oberin erfahren wollen, das sei die erste Pflicht gewesen, die er in seinem Amt gehabt hätte. Er habe unanfechtbare Beweise dafür gefunden und könne vor Gott und seiner Kirche beschwören, daß die Teufel mehr als hundertmal sehr geheime Dinge aufgedeckt hätten, die in seinen Gedanken oder in seiner Person verborgen gewesen seien. Man muß dieses Zeugnis eines Jesuiten zugunsten des Teufels und zuungunsten Gottes glauben, welcher dadurch nicht mehr der einzige ist, der in die Herzen, in die Nieren und in die Gedanken hineinschauen kann. Wie wichtig und schrecklich dieses

Dogma auch sei, so ist es jetzt doch wahrscheinlich geworden, wo doch Pater Surin wohl verdient, daß man ihm aufs Wort glaubt. Aber wenn man noch immer so halsstarrig und ungläubig ist, daß man von der Besessenheit aufgrund des Glaubens eines solchen Gewährsmannes noch nicht überzeugt ist, braucht man nur diese neuen und unwiderlegbaren Beweise unvoreingenommen zu betrachten.

Der »Bericht über das, was bei den Beschwörungen von Loudun in Gegenwart des Herrn ... passiert ist«, welcher in Poitiers gedruckt und oben schon zitiert wurde, legt dar, die Teufel hätten den Jesuitenpater aus dem Mund der Oberin bedroht, sie würden ihn schlecht behandeln und sich an ihm rächen; wenn er seine Absicht weiterhin verfolge, würden sie durch einige Hexen versuchen, so gut es ginge, ihn zu belästigen, damit er sein Amt aufgebe. So habe er am 19. Januar begonnen, einige Anzeichen der Gegenwart und der bösen Einwirkungen zu verspüren. Zu jener Zeit habe er plötzlich während einer Beschwörung die Sprache verloren, so daß man einen anderen Austreiber zu ihm gerufen habe, der ihn durch Auflegen des heiligen Sakraments auf seinen Mund völlig befreit habe. Dies sei über längere Zeit hinweg geschehen. Und einmal, als der Herr Bischof von Nîmes dabei gewesen sei, habe dieser gesehen, wie ein Teufel namens Isaacarum, der im Gesicht der Oberin gesessen und durch deren Mund gesprochen habe, den Pater frech bedrohte, er solle schweigen, und dann plötzlich aus dem Gesicht der Besessenen verschwunden sei und im gleichen Augenblick den Pater angegriffen habe, ihn die Gesichtsfarbe habe wechseln lassen, ihm die Brust habe zusammengedrückt und ihm die Sprache genommen. Dann habe man dem Teufel befohlen, ihn zu verlassen, worauf er in die Oberin zurückgekehrt sei, durch ihren Mund gesprochen und sich äußerst abscheulich und schrecklich auf ihrem Gesicht gezeigt habe. Der Pater habe dann den Kampf wieder aufgenommen und sei mit seiner Arbeit fortgefahren in der gleichen Freiheit, so als ob er gar keinen Angriff des Teufels gefühlt habe. Danach sei er sechs- oder siebenmal angegriffen und verlassen worden, worauf noch viel stärkere Anfälle gefolgt seien, die vor der Karwoche begonnen hätten. Etwa zwei Wochen vorher habe der Teufel ihm durch den Mund der Oberin gesagt: »Ich werde dich die Passion erleiden lassen, meine Freunde arbeiten schon daran«, womit er einige Zauberer gemeint habe. Und tatsächlich habe der Pater am Karfreitagabend, als er in seinem Zimmer mit acht oder zehn Leuten zusammen gewesen sei, plötzlich große Herzschmerzen gefühlt, gefolgt von gewissen heftigen Bewegungen in seinem Inneren, die ihn gezwungen hätten, sich zu krümmen, wie das bei einer Kolik der Fall sei. Diese Angriffe hätten zuerst zu Hause, dann auch in der Öffentlichkeit stattgefunden, entsprechend den Drohungen, die der Teufel oft gegen den Pater ausgestoßen hätte, wobei er verlangt habe, daß dieser seine Arbeit aufgebe und dahin gehe, woher er gekommen sei. Man habe bei den Austreibungen gesehen, daß der Teufel, wenn er von dem Pater beschworen worden sei, aus der Oberin ausgefahren und ihn wie ein Giftpfeil innerlich gequält und ihn zu Boden geworfen habe, so daß er geschrieen habe und von seinem Feind und Widersacher heftig geschüttelt worden sei. Nachdem er eine halbe oder ganze Stunde in diesem Zustand verblieben sei, hätten ihm die anderen Austreiber Hilfe geleistet, indem sie das Sakrament dort auflegten, wo er die Gegenwart des Teufels fühlte, mal in der Brust, mal im Kopf, was er immer mit der Hand angedeutet habe, die ihm noch bei aller Freiheit des Geistes und des übrigen Körpers gehorchte, worauf er befreit worden sei. Und wenn der Pater sich erhoben habe, sei der Teufel wieder auf dem Gesicht

der Oberin erschienen, wobei jener heilige Rache geübt habe, indem er ihn gezwungen habe, das heilige Sakrament anzubeten, wie man es bei den Beschwörungen zu tun pflegt.

Vielleicht glaubt man aber besser einem Brief, den Pater Surin selbst am 3. Mai 1635 an Pater Datichi geschrieben hat, der zu dieser Zeit in Rennes war. Der Brief wurde unter diesem Titel veröffentlicht:

»Brief von Hochwürden Herrn Pater Surin, Jesuit und Austreiber der Ursulinerinnen von Loudun, den er an seinen jesuitischen Freund schrieb.

Pax Christi, hochwürdiger Pater! Es gibt kaum jemanden, dem ich meine Erlebnisse so gern berichte wie Ihnen, Hochwürden, der sie so gern anhört und sich darüber Gedanken macht, wie sie so leicht keinem anderen kommen, da andere mich nicht so gut wie Sie kennen. Seit dem letzten Brief, den ich an Sie schrieb, bin ich in einem Zustand, den ich nicht hatte vorausahnen können, der aber mit der Vorsehung Gottes, meine Seele betreffend, zusammenpaßt. Ich bin nicht mehr in Marennes, sondern in Loudun, wo ich Ihren Brief vor kurzem erhielt. Ich bin in ständiger Unterhaltung mit den Teufeln, wobei ich zahlreiche Glücksfälle hatte, die so zahlreich sind, als daß ich sie Ihnen aufzählen könnte, und die mir mehr als je zuvor Grund geben, die Güte Gottes zu erkennen und zu bewundern. Ich stehe im Kampf mit den vier mächtigsten und böswilligsten Teufeln der Hölle. Sie kennen ja meine Schwäche. Gott ließ zu, daß die Kämpfe so hart und die Angriffe so häufig wurden, daß die Beschwörungen noch das kleinere Schlachtfeld blieben, denn die Feinde haben sich heimlich (bei Tag und bei Nacht) eingestellt, und zwar auf tausend verschiedene Weisen. Sie können sich vorstellen, welche Freude es macht, sich allein in Gottes Hand zu sehen. Ich sage nichts weiter. Es genügt, wenn Sie über meinen Zustand Bescheid wissen und für mich beten. Seit mindestens drei und einem halben Monat ist immer ein Teufel bei mir tätig. Die Sache ist so weit fortgeschritten, daß Gott, wahrscheinlich wegen meiner Sünden, zuläßt, was man bisher noch nicht in der Kirche gesehen hat, nämlich daß bei der Ausübung meines Amtes der Teufel den Körper der Besessenen verläßt und sich in meinen begibt, mich angreift, mich umwirft, mich schüttelt, mich sichtbar durchdringt und mehrere Stunden wie in einem Besessenen bleibt. Ich kann Ihnen nicht erklären, was in solchen Augenblicken in mir vorgeht. Dieser Geist vereinigt sich mit dem meinigen, ohne mir das Bewußtsein oder die Freiheit meiner Seele zu rauben, und macht sich doch zu einem anderen Ich, als ob ich zwei Seelen hätte, von denen die eine ihres Körpers und des Gebrauchs ihrer Werkzeuge beraubt ist, sich zurückhält und zusieht, was die andere macht. Die beiden Geister kämpfen auf einem Schlachtfeld, nämlich auf dem Körper, und die Seele scheint geteilt zu sein; der eine Teil ist den teuflischen Einflüssen ausgesetzt und der andere den ihm eigenen Bewegungen oder denen, die Gott ihm gibt. Gleichzeitig fühle ich einen großen Frieden angesichts des Wohlwollen Gottes, ohne zu wissen, woher meine große Wut und Abneigung gegen ihn kommt, welche mit Gewalt versucht, ihn loszuwerden, was die erstaunt, die es sehen; gleichzeitig fühle ich große Freude und Zärtlichkeit und andererseits eine Traurigkeit, die Wehklagen und Schreie hervorruft, die denen der Teufel ähneln. Ich fühle den Zustand der Verdammung und bin darüber besorgt. Ich fühle mich von Pfeilen der Verzweiflung durchbohrt in dieser fremden Seele, während die andere Seele sich in voller Zuversicht befindet, sich über solche Gefühle lustig macht und in voller Freiheit die verflucht, die sie verursachen. Auch fühle ich, daß die Schreie, die aus meinem Mund

gehen, von beiden Seelen zugleich ausgehen, und ich kann nicht unterscheiden, ob die Freude sie hervorruft oder die grenzenlose Wut, die mich erfüllt. Das Zittern, das mich ergreift, sobald man mir das Sakrament vorhält, kommt, wie mir scheint, zugleich von dem Schrecken seiner mir unerträglichen Gegenwart und von einer herzlichen und süßen Ehrerbietung, ohne daß ich es der einen oder der anderen Seele zuschreiben und ohne daß ich es zurückhalten kann. Wenn ich durch den Willen der einen Seele das Kreuzzeichen auf meinem Mund machen möchte, reißt mir die andere schnell die Hand weg und ergreift meine Finger mit den Zähnen, um mich vor Wut zu beißen. Ich komme nie zu leichteren und stilleren Gebeten als in diesen Erregungszuständen, während der Körper auf dem Boden umherrollt und die Vertreter der Kirche mich wie einen Teufel anreden und mich mit Flüchen belegen. Ich kann Ihnen die Freude nicht beschreiben, die ich fühle, wenn ich zum Teufel geworden bin – nicht aus Auflehnung gegen Gott, sondern wegen des Elends, das mir eindeutig zeigt, wohin mich meine Sünden geführt haben; und als ob ich mir alle mir zugesagten Flüche aneigne, hat meine Seele Grund, sich in ihrem Nichts zu versenken. Wenn die anderen Besessenen mich in diesem Zustand sehen, ist es eine Freude für mich, wie sie triumphieren und wie die Teufel über mich spotten und sagen: »Arzt, heile dich selbst! Gehe noch in dieser Stunde hin und setze dich auf den Richterstuhl! Wie ist es schön, ihn predigen zu sehen, nachdem er sich auf dem Boden gewälzt hat: Tentaverunt, subsannaverunt me subsannatione, frenduerunt super me dentibus suis!« Welch eine Wohltat, sich als das Spielzeug der Hölle zu sehen und zu erleben, wie Gottes Gerechtigkeit die Folgen aus meinen Sünden zieht! Welche Gnade, zu erfahren, aus welchem Zustand Jesus Christus mich gezogen hat und wie groß die Erlösung ist; nicht nur vom Hörensagen, sondern aus dem Erlebnis dieses Zustandes selbst! Wie gut ist es, wenn man zugleich die Fähigkeit hat, dieses Unglück zu durchschauen und der Güte zu danken, die uns solchen Qualen ausgesetzt hat! So geht es mir zur Stunde wie auch an allen Tagen. Es erhebt sich die große Streitfrage, ob es Besessenheit ist oder nicht, wenn es sein kann, daß die Vertreter des Evangeliums in solches Übel geraten. Die einen sagen, das sei eine Züchtigung Gottes an mir als Strafe für irgendeinen Wahn, die anderen sagen etwas anderes. Ich bleibe so und ändere meine Meinung nicht mit den anderen. Ich bin der festen Überzeugung, daß es nichts Besseres gibt, als in solche äußerst Not geführt zu werden. Meine Lage ist so, daß ich keine freien Handlungen begehen kann: Will ich reden, wird mir das Wort genommen. Bei der Messe werde ich unterbrochen. Bei Tisch kann ich das Essen nicht mehr zum Mund führen. Bei der Beichte weiß ich plötzlich meine Sünden nicht mehr, und der Teufel kommt und geht bei mir wie in seinem eigenen Haus. Sobald ich aufwache, ist er da. Wenn ich bete, bewegt er die Gedanken, wann es ihm gefällt. Wenn das Herz beginnt, sich in Gott aufzulösen, füllt er es mit Raserei. Er läßt mich einschlafen, wenn ich wach bleiben will. Er röhmt sich öffentlich durch den Mund der Besessenen, daß er mein Meister ist, und ich kann dem nicht widersprechen. Ich höre die Vorwürfe meines Gewissens und habe im Kopf das Urteil, das gegen die Sünder gefällt wurde; ich muß es befolgen und die Befehle der göttlichen Vorsehung rühmen, welcher sich jedes Wesen unterwerfen muß. Es ist nicht nur ein Teufel, der mich quält, sondern es sind zwei. Der eine ist Leviathan, der dem Heiligen Geist gegenübersteht, denn man sagt, in der Hölle gebe es eine Dreifaltigkeit, die die Zauberer anbeten: Luzifer, Beelzebub und Leviathan, welcher den dritten Rang in der Hölle einnimmt, wie einige Autoren zuvor

bemerkt und geschrieben haben. Die Handlungen dieses Bösen stehen der Wahrheit ganz entgegen und hinterlassen eine Verwüstung, die man nicht gut genug beschreiben kann. Er ist der Anführer der ganzen Bande unserer Teufel, er hat die Aufsicht über diese ganze Sache, die vielleicht eine der seltsamsten ist, die man je gesehen hat. Wir sehen hier am gleichen Ort das Paradies und die Hölle; Nonnen, die gleichzeitig Ursulinerinnen und kleine Bären sind. Sie sind schlimmer als die Schlimmsten in den liederlichsten Schmutzigkeiten, Gotteslästerungen und Wutausbrüchen. Ich wünsche nicht, daß Hochwürden meinen Brief veröffentlicht, bitte! Sie sind der einzige außer meinem Beichtvater und meinen Vorgesetzten, zu denen ich so sprechen wollte. Er soll nur unsere Verbindung aufrechterhalten, die uns hilft, Gott zu preisen. Ich verbleibe Ihr ergebenster Diener Jean Josef Surin.

PS: Ich bitte Sie, mir Gebete mitzuteilen, da ich sie brauche. Seit ein paar Wochen bin ich so dumm in religiösen Dingen, daß ich sehr froh wäre, wenn jemand mich wie ein Kind zum Beten aufforderte und mir ausführlich das Vaterunser erklären würde. Der Teufel hat zu mir gesagt: Ich werde dir die ganze Haut abziehen, und du brauchst deinen Glauben, denn ich werde dich stumpfsinnig machen. Er hat einen Pakt mit einer Hexe geschlossen, um zu verhindern, daß ich mit Gott rede, und um die Macht zu haben, meinen Geist klein zu halten. Das wurde genau ausgeführt, wie er es versprochen hatte, und ich muß mir etwas einfallen lassen und oft das heilige Sakrament auf dem Kopf haben, um mich Davids Schlüssel bedienen zu können, der mein Gedächtnis öffnen soll.«

In der uns vorliegenden handschriftlichen Ausfertigung findet sich noch ein zweiter Nachsatz, der nicht gedruckt wurde: »Ich bin bereit zu sterben, seit Unser Herr mir die Gnade erwiesen hat, drei geweihte Hostien zurückzuholen, welche drei Hexen in die Hand des Teufels gegeben hatten. Dieser brachte sie mir öffentlich aus Paris, wo sie unter einer Strohmatratze gelegen hatten, und überließ der Kirche diesen Ruhm, ihren Erlöser überhaupt nicht abzuliefern, was sie von ihm erhalten hatte, als er dies den Händen des Teufels entriß. Ich weiß nicht, ob Unser Herr mir bald das Leben nehmen wird, doch da mich diese Sache quält, gebe ich es ihm und überlasse es ihm für den Preis dieser drei Hostien. Es scheint, daß der Teufel von seinem Recht Gebrauch macht, indem er mir körperlichen Schaden zufügt und mich nach und nach verbraucht.« Die Leute, die diesen Brief veröffentlicht haben, hielten es ohne Zweifel für besser, diesen letzten Nachsatz auszulassen. Sie hätten gut daran getan, wenn sie den ganzen Brief ausgelassen hätten wegen der Schrecken, die er enthält und die dem Leser ernsthaft über den Zustand, In dem sich dieser Austreiber – wie schon sein Vorgänger Lactance – befand, zu denken geben. Wenn es wirklich wahr ist, daß es Hexen, Zauberer und Besessene gibt oder geben könnte, worüber ja kein Zweifel besteht, ist dann nicht Grund genug vorhanden, daß Gott zur gerechten Züchtigung dieser Schurken, die sich bei dieser Gelegenheit über seine göttliche Majestät lustig machten, nicht gestattet hätte, daß ihre verachtenswürdige und teuflische Täuschung zur Wahrheit würde und daß sie tatsächlich von den Teufeln, die sie vortäuschen wollten, besessen würden? Durch so viele schreckliche Handlungen zeigen sie doch, daß sie nicht an deren Existenz glauben, nicht einmal an die Existenz Gottes, denn wenn sie daran geglaubt hätten, hätten sie davor gezittert und niemals gewagt, auf so unverschämte und gottlose Weise ihr Spiel damit zu treiben. Sicher, wenn sie auch nicht in der offensichtlichen und körperlichen Form besessen wären (wie in dem Besessenheitsfall, um den es

hier geht), steht immer noch fest, daß der Teufel ihr Herz erfüllt, daß er alle ihre schrecklichen Handlungen beaufsichtigt hat und daß er auch deren Urheber war. In diesem Sinne kann man nur zu Recht und in voller Vernunft behaupten, daß sie vollkommen besessen waren. Aber um über die Wahrheit der Tatsachen nicht ganz zu schweigen, lassen wir dem Leser die Freiheit, nach seiner Meinung zu urteilen. Es muß aber hier erwähnt werden, daß alle Erinnerungen aussagen, daß die Patres Lactance, Tranquille und Surin nach dem Tode Grandiers von Teufeln gequält wurden und daß alle Protestant und Papisten, mit denen wir uns über dieses Thema unterhalten haben, über den Tod von Lactance und Tranquille Bescheid wußten. Sie stimmten dem zu, was hier über deren Zustand berichtet wird und was der »Bericht über das Geschehen bei den Austreibungen in Loudun in Gegenwart des Herrn ...« und in dem Brief des Paters Surin enthalten ist. Sie alle behaupteten zu glauben, daß die schrecklichen Dinge, die sie gesehen und gehört hatten, allein durch die Macht der Natur entstanden sein könnten oder allein durch Verkommenheit; es hätten sich schon echte Teufel einmischen müssen, und diese angebliechen Austreiber müßten von ihnen besessen gewesen sein. In den Memoiren, die damals geschrieben wurden, findet man, daß man diesem Jesuiten vorhielt, er habe keine Ähnlichkeit mit den Aposteln und den Austreibern der Urkirche, denn die hätten die Teufel immer sofort im Namen und aufgrund der Autorität Jesu Christi vertrieben, und sie seien niemals beleidigt oder bedroht worden oder gar selbst besessen gewesen. Doch ähnelten seine Beschwörungen denen der Juden, die versuchten, den Namen unseres Herrn Jesus auf die anzuwenden, die von bösen Geistern besessen waren, und die sagten: »Wir beschwören euch bei dem Jesus, den Paulus predigt!« Worauf der böse Geist zurückgab: »Ich kenne Jesus und weiß, wer Paulus ist, aber wer seid ihr denn?« – Und der Mann, in dem der böse Geist war, sprang sie an, bemächtigte sich ihrer und wandte Gewalt gegen sie an, so daß sie nackt und enttäuscht aus jenem Hause flohen.

Das war in etwa das Schicksal des Paters Surin. Neben seinen Leiden, seien sie echt oder vorgetäuscht, wirkte er mehr als ein Jahr als Beschwörer, ohne einen einzigen Teufel zu vertreiben. Jedoch begab sich einige Tage, nachdem er jenen schrecklichen Brief geschrieben hatte, den man soeben las, der Herr ..., der einzige Bruder des Königs, nach Loudun, um die Wunder dieser berühmten Besessenheit zu sehen, die im Königreich und im Ausland so viel Aufsehen erregte. Der Autor des in Poitiers gedruckten Berichts erzählt: »Herr ... kam am 9. Mai 1635 in Loudun an. Seine Hoheit begab sich sofort zum Kloster der Ursulinerinnen und erkundigte sich bei ihnen selbst nach ihrem Zustand, während er am Sprechgitter stand. Die Schwester Agnes schien etwas besorgt und zitterte ein wenig, was die Gegenwart von Asmodée, dem ersten ihrer vier Teufel, bezeugte. Man meinte, sie sofort beschwören zu müssen. Asmodée zögerte nicht, seine höchste Wut zu zeigen; er schüttelte das Mädchen mehrmals nach vorn und nach hinten und ließ sie wie einen Hammer schlagen, und zwar so schnell, daß ihre Zähne davon krachten und ihre Kehle ein unnatürliches Geräusch ausstieß. Während dieser Erregung wurde ihr Gesicht völlig unkenntlich, und ihre außergewöhnlich dicke und lange Zunge hing ihr aus dem Mund und war so grau und ausgetrocknet, daß das Fehlen der Kraft sie ganz schlapp erscheinen ließ, ohne daß sie jedoch von den Zähnen gedrückt wurde. Der Atem ging dabei immer gleichmäßig. Béhérit, ein anderer Teufel, ließ sie noch ein anderes Gesicht machen, lachend und angenehm, was noch durch die beiden anderen Dämone Acaph und Achaos verschiedene Male verändert wurde, indem

sie sich, einer nach dem anderen, zeigten. Man befahl Asmodée zu bleiben, und den anderen, sich zurückzuziehen, und da kam das erste Gesicht zurück. Als man den Teufel beschwore, das Sakrament anzubeten, sagte er, daß er selbst angebetet werden wolle, aber schließlich warf er sich doch zu Boden. Nach verschiedenen anderen Kunststücken legte Schwester Agnes einen Fuß hinten um den Kopf herum bis nach vorne zur Stirn, so daß sie mit den Zehen die Nase berührte. Als der Austreiber dem Teufel befahl, das Ziborium zu küssen und zu sagen, wen er gerade angebetet habe, machte dieser zunächst große Schwierigkeiten und gehorchte dann dem ersten Befehl. Er weigerte sich aber, den zweiten auszuführen, legte die Hand auf das Ziborium und schwor: »Bei diesem Gott da, ich werde es nicht sagen!« Als der Pater darauf bestand und in ihn drang, es zu sagen, antwortete der Teufel, als ob er spottete: »Hast du denn nicht gehört, was ich gesagt habe?« Dann zog er sich zurück, das Mädchen kam zu sich und sagte, daß sie sich an einige Dinge erinnere, die geschehen seien, aber nicht an alle. Sie habe die Antworten, die aus ihrem Mund gekommen seien, so gehört, als ob sie ein anderer ausgesprochen habe. Als ein Arzt und ein Chirurg von Herrn ... ihren Arm berührten, fand man ihren Puls gleichmäßig, trotz so vieler Erschütterungen und heftiger Bewegungen.«

Am folgenden Tag ging Herr ... zur Heilig-Kreuz-Kirche, wohin man Elizabeth Blanchard führte, um sie in seiner Gegenwart kommunizieren zu lassen. Der Bericht über diesen Tag erzählt: »Einer der sechs Teufel in ihr, der sich Astaroth nannte, wurde ausschweifend und peinigte sie. Nachdem der Austreiber diesen Dämon beschworen hatte, sich dem Mädchen zu nähern, fiel sie in eine allgemeine Verkrampfung ihres ganzen Körpers. Ihr Gesicht wechselte Form und Farbe und erschien leichenblaß und stark aufgebläht. Ihre Zunge kam ganz aus ihrem Mund heraus, war schwer belegt und in völlig unnormaler Weise lang, dick und groß. In diesem Zustand rollte und schlängelte sie sich bis zu Füßen des Priesters, der ihr das Sakrament auf die Lippen legte und dem Dämon befahl, daß die Teile in keiner Weise feucht werden dürften. Er verbot ihm, irgendwelche Respektlosigkeiten gegen dieses anbetungswürdige Mysterium zu begehen oder solche von seinen Gefährten zu dulden. Sofort wurde das Mädchen auf den Steinfußboden geworfen, wo der Teufel ihrem Körper Gewalt antat und schreckliche Zeichen seines Tobens zeigte. Dreimal warf er sie nach hinten, so daß sie einen Bogen formte und nur mit den Zehenspitzen und der Nase den Boden berührte. Anscheinend wollte sie mit der heiligen Hostie die Erde berühren und brachte sie ihr so nahe, wie ein Papier dick ist. Als der Austreiber seine ersten Verbote wiederholte, gehorchte der Teufel immer noch nicht. Während der Dämon sich erhob, blies er gegen die Hostie, die man auf den Lippen der Besessenen sah und die jetzt bewegt wurde wie ein Blatt eines Baumes, das von einem starken Wind getrieben wird. Die Hostie ging von einer Lippe zur anderen. Als Beelzebub den Befehl erhielt, in ihr Gesicht zu steigen, sah man eine Auswölbung an der Gurgel, die sich stark aufblähte und hart wie Holz wurde. Herr ... wünschte alle Teufel dieses Mädchens zu sehen, und der Austreiber ließ sie nacheinander auf ihrem Gesicht erscheinen, und alle machten dieses Gesicht schrecklich, doch jeder hatte eine andere Art der Verzerrung. Als man zum Beispiel Astaroth zu erscheinen befahl, bemerkte man unter der rechten Achselhöhle ein dickes Geschwür mit einer herausragenden Spitze, welches alle Anwesenden und sogar der Arzt Seiner Hoheit bewunderten. Der Dämon verschwand dort auf Befehl des Austreibers, stieg ihr ins Gesicht und ließ die Hostie auf den Hostienteller fallen. Sie war ganz trocken, und man konnte nicht einmal

die Stelle sehen, mit der sie an den Lippen geklebt hatte, welche der Dämon auch so ausgetrocknet hatte, daß die Haut abging, und diese Haut war ganz weiß und aufgebrochen. Der Austreiber berührte die Hostie überall mit den Fingern, um zu zeigen, daß sie nicht durch irgendeine Feuchtigkeit auf den Lippen gehalten worden sei. Derselbe Austreiber wischte die Zähne des Mädchens mit dem Chorhemd ab und legte die Hostie mitten auf einen der vorderen Zähne der oberen Reihe, wo sie ziemlich lange hängen blieb (entlang der Schneide des Zahnes, wo sie diesen nur mit einem einzigen Punkt ihres Randes berührte) trotz der heftigen Bewegungen des ganzen Körpers, der seltsamen Verzerrungen des Mundes und des heftigen Blasens, das Astaroth ausstieß, um sie fortzuwerfen. Schließlich wurde die Hostie auf Befehl des Austreibers verschluckt, der den Arzt des Herrn ... bat, selbst den Mund des Mädchens zu untersuchen, um zu sehen, ob die Hostie dort sei. Dieser tat wie geheißen, fühlte vom Zahnfleisch bis zum Schlund alles ab und erkannte, daß dort nichts war. Danach ließ man das Mädchen Wasser trinken, worauf man noch einmal ihren Mund untersuchte. Schließlich gab der Austreiber Astaroth den Befehl, die Hostie zurückzugeben. Sofort sah man sie auf der Zungenspitze. Dieser Beweis wurde noch dreimal erbracht.« So wurde diese Hostie also zum Spielzeug des Teufels, sie wurde seinem Blasen und seinem Schwung ausgesetzt. Mal war sie zu sehen und mal nicht, mal wurde sie verschluckt, mal hervorgeholt. Dann wurde sie auf einer Lippe festgehalten und von der anderen abgestoßen und mußte schließlich all das erleiden, was man als Beweis der Besessenheit für notwendig hielt in Ermangelung von Wundern, die diese eigentlich hätten hervorbringen müssen, zum Beispiel das, daß die Körper der Besessenen um einige Fuß hochgehoben würden und so einige Zeit in der Luft hängen blieben, und einige andere, von denen man nachher noch reden wird, so daß man hier mit Schweigen darüber hinweggehen kann.

Nachdem der Autor des Berichts so von den Nachgiebigkeiten der Teufel von Elizabeth Blanchard erzählt hat, spricht er auch von denen der Schwester Claire de Sazilli: »Als der Herr ... nach dem Mittagessen zu den Ursulinerinnen kam, beschwore man jene Nonne in seiner Gegenwart. Der Dämon, der Feind der Jungfrau Maria, erschien auf Befehl des Kapuzinerpeters Elizée, seines gewohnten Verschwörers. Er schlaferte sie ein und machte sie weich und bieg sam wie ein Stück Bleidraht. Dann bog der Austreiber ihren Körper auf verschiedene Weise, nach hinten, nach vorn und nach beiden Seiten, so daß sie fast mit dem Kopf den Boden berührte. Der Teufel hielt sie immer in der Stellung, in die man sie brachte, bis man diese änderte. Dabei hatte sie für ziemlich lange Zeit keine Atmung durch den Mund, sondern nur ein leichtes Hau chen durch die Nase. Sie war fast unempfindlich, denn der Pater nahm die Haut ihres Armes und durchbohrte sie an verschiedenen Stellen mit einer Nadel, wobei kein Blut austrat und wobei auch das Mädchen nichts verspürte. Sodann erschien Sabulon, der sie durch die Kapelle rollte und sie verschiedene Male sich verdrehen und zittern ließ. Er brachte fünf- oder sechsmal ihren Fuß unter der Schulter hindurch an die Wange und hielt zugleich das Bein von der gleichen Seite her umarmt. Dabei wurde ihr Gesicht unförmig und schrecklich, ihre Zunge dick und bleifarben und hing bis zum Kinn, ohne von den Zähnen gedrückt zu werden. Die Atmung war regelmäßig, und die Augen waren unbeweglich und weit offen, ohne zu zwinkern. Sodann streckte sie die Beine so weit zur Seite aus, daß sie in ihrer ganzen Länge den Boden berührten. Dabei ließ der Austreiber sie den Rumpf aufrecht halten und die Hände falten. Sabulon wurde beschworen,

das Sakrament anzubeten, wobei er Widerstand leistete. Doch als er bedrängt wurde« ließ er den Körper gekrümmmt liegen, die Hände, ohne sie zu falten, etwas voneinander entfernt, das Gesicht halb abgewendet und von der Hölle gezeichnet. So kam er, um den Fuß des Ziboriums zu küssen, das der Austreiber ihm hinhielt, und durch seine Gesten, sein Zittern, seine Schreie und Tränen zeigte er Schrecken, Ehrerbietung und Verzweiflung. Der Austreiber fragte ihn, wen er da angebetet habe, und er sagte nach einer Weigerung, es sei der, der gekreuzigt worden sei. Herr ... hatte all dies gesehen und bewundert. Er verabredete mit Pater Tranquille heimlich etwas, das der Teufel erraten sollte. Die Austreiber beschworen ihn mit den Worten »Oboedias ad mentem Principis«. Der Dämon warf einen ängstlichen Blick auf Herrn ..., warf sich auf die Knie, die Hände in Richtung auf Pater Elizée gefaltet, und küßte ihm die rechte Hand, worüber Herr ... sich ganz zufrieden zeigte und laut sagte: »Man kann nichts dagegen sagen; ich wollte, daß er die rechte Hand küssen sollte, und er hat vollauf gehorcht.« Nun trat die Mutter Oberin auf. Zunächst erschien der Teufel Balaam, der aber sofort auf Befehl seines Austreibers Pater Surin dem Isaacarum Platz machte. Dieser betete das Sakrament wie alle anderen an und zeigte große Verzweiflung. »Die Wut darüber, daß ich ihn freiwillig verlor, raubt mir die Freiheit, ihn anzubeten.« Doch als der Pater den Befehl wiederholte, warf dieser den Körper der Oberin in erschreckende Zuckungen und zeigte eine Zunge, die schrecklich verformt und schwärzlich war, mit Pickeln oder Körnern wie Saffianleder, die nicht von den Zähnen berührt wurde und so trocken war, als ob nie Speichel daran gewesen wäre. Die Atmung war keinesfalls stärker. Man sah, daß sie die Beine so weit ausstreckte, daß der eine Fuß vom anderen sieben Fuß entfernt war, obwohl das Mädchen selbst insgesamt nur vier Fuß groß war. Danach warf der Teufel zu Füßen des Paters den Bauch auf die Erde. Dieser hielt das Sakrament in der Hand und bildete aus Armen und Körper die Form eines Kreuzes. Zuerst hielt der Teufel beide Handflächen nach oben, machte dann eine volle Drehung, so daß die Innenfläche jeder Hand den Fußboden berührte, und brachte die so gewendeten Hände zurück und vereinigte sie auf dem Rückgrat. Sodann hob er auch die geschlossenen Füße dorthin, so daß die beiden Handflächen die beiden Außenseiten der Fußsohlen berührten. Sie blieb so ziemlich lange, zitterte dabei seltsam und berührte den Boden nur mit dem Bauch. Nachdem sie aufgestanden war, befahl man dem Teufel noch einmal, sich dem Sakrament zu nähern und durch sein Gesicht den Gegensatz zwischen Jesus Christus und sich selbst zu zeigen. Darauf zeigte er eine solche Wut, daß man sie nicht glauben kann, wenn man sie nicht gesehen hat. Er schrie: »Ah! Das ist unmöglich zu zeigen, denn der Abstand zwischen beiden ist zu groß!« Auf die Frage, wie denn dieser Abstand sei, gab er zurück: »Er ist der Ausbund alles Guten, und ich bin der alles Schlechten.« Nach dem Hervorstößen dieser Worte wurde er noch rasender und zeigte große Wut über das, was er gesagt hatte, indem er sich in den Arm biß und alle seine Glieder schrecklich verdrehte. Kurz darauf ließ die Erregung nach, und das Mädchen kam wieder ganz zu sich. Ihr Puls war nicht besonders schnell, so als ob nichts geschehen wäre. Aber fast zur gleichen Zeit, als Pater Surin mit Herrn ... sprach und die Beschwörung zu Ende führte, fühlte er die Angriffe von Isaacarum, der ihn zweimal umwarf und ihm die Beine und die Arme unter Beben und Zittern verdrehte. Der Dämon wurde gezwungen zu entweichen, indem man ihm das Sakrament vorhielt, und kehrte sofort in die Oberin zurück, die zwei Schritte entfernt stand und mit einem der Leute von Herrn ... sprach. Im gleichen Moment zeigte sie ihm eine schreckliche und wütende Fratze.

Der Austreiber hatte sich inzwischen wieder erhoben und begann gegen Isaacarum vorzugehen, welchen der Pater Tranquille fragte, woher er diese Kühnheit nehme, den Pater zu plagen. Er wandte sich direkt an Pater Surin und antwortete: »Weil ich mich an dir rächen möchte.« Als er darauf den Befehl erhielt, zu verschwinden und die Oberin in Ruhe zu lassen, gehorchte er, und so beendete man die Beschwörung.«

Derselbe Bericht schreibt weiter: »Nachdem Herr ... gesehen hatte, was bei den Beschwörungen am Mittwochabend und am Donnerstag vorgefallen war, gab er am folgenden Tag die nachstehende Bestätigung ab, um die Befriedigung, die er darüber befand, zu bezeugen: ›Wir, Gaston, der Sohn Frankreichs und Herzog von Orleans, bestätigen hiermit, daß Wir während dieser beiden Tage an den Austreibungen teilgenommen haben, die in den Kirchen von St. Ursula und vom Heiligen Kreuz vorgenommen wurden an den Ursulinerinnen Jeanne des Anges, Anne de Ste. Agnes, Claire de Sazilli und an der Schwester Elizabeth Blanchard. Wir haben einzelne Handlungen und ungewöhnliche Bewegungen gesehen und festgestellt, die die natürlichen Kräfte übersteigen, und zwar: Bei der Kommunion der Elizabeth Blanchard sahen Wir, daß die heilige Hostie auf ihren völlig vertrockneten Lippen blieb trotz starken Blasens, und als diese Hostie von ihr verschluckt wurde, kam sie auf Befehl des Austreibers aus den Tiefen des Magens zurück und wurde auf die Zunge der Blanchard gelegt. Nachdem man sie Wasser trinken ließ und untersuchte, daß nichts in ihrem Mund sei, geschah dies insgesamt dreimal auf den Befehl, den man dem Teufel namens Astaroth gegeben hatte, was Wir als völlig übernatürlich einschätzen. Um noch ein unumstößlicheres Zeichen der wahren Besessenheit dieser Mädchen zu bekommen, verabredeten Wir heimlich und leise mit dem Kapuzinerpater Tranquille, dem Teufel Sabulon, der zu der Zeit die Schwester Claire heimsuchte, zu befehlen, daß er die rechte Hand seines Austreibers Pater Elizée küssen sollte. Da dieser Teufel nach Unserem Wunsch ganz genau gehorchte, haben Wir Anlaß, mit Sicherheit glauben zu dürfen, daß das, was die bei den Beschwörungen dieser Mädchen arbeitenden Austreiber Uns über deren Besessenheit erzählt haben, wahr ist, denn es gibt kein Anzeichen dafür, daß solche Bewegungen und die Kenntnis von geheimen Dingen menschlichen Kräften zugeschrieben werden können. Wir wollen hiervon öffentlich Zeugnis ablegen und haben deshalb diese Bestätigung diktiert, mit eigener Hand unterschrieben und von Unserem Sekretär für Verordnungen, Haus und Finanzen Frankreichs gegenzeichnen lassen. Den 11. Mai 1635, gezeichnet Gaston.‹ Und weiter unten: ›Goulas.‹«

Der Autor des Berichts fährt fort: »Herr ... gab diese Bestätigung ab, zeigte den Ursulinerinnen deutliche Zeichen seiner Freigebigkeit und seines Urteils, das er sich über sie gebildet hatte, was die Höchsten seines Hofes nachahmten, und ging dann zur Karmeliterkirche, um dort die Messe zu hören. Als er da vernahm, daß man seit sieben oder acht Monaten dort eine Hostie aufbewahrte, auf welcher man Blut festgestellt hatte, als Elizabeth Blanchard sie auf den Lippen hatte, wünschte er sie zu sehen und anzubeten. Zu diesem Zweck nahm der Karmelitenpater Pierre Thomas sie in die Hand und befahl kurz darauf einem der Teufel der anwesenden Elizabeth Blanchard zu sagen, von wem das Blut stamme, durch das die Hostie gefärbt sei. Darauf antwortete der Teufel nach vielen Schwierigkeiten, Verdrehungen und Krämpfen: ›Ich bete zu einem Mann voller Barmherzigkeit, der sich nicht damit zufrieden gab, nur einmal sein Blut zur Erlösung der Sünder zu vergießen, sondern der es ein zweites Mal zu seinem Ruhm, zur Verwirrung der Ungläubigen und zur Stärkung der Gläubigen hier hat erscheinen las-

sen.« Der Austreiber sah, daß Herr ... aufmerksam beobachtete, was geschah, und er fragte Seine Hoheit, ob es ihm genehm sei, wenn man dem Teufel irgendein geheimes Zeichen vorschreibe, damit er die Wahrheit dessen, was er über das auf so wunderbare Weise auf der Hostie vergossene Blut gesagt habe, beweise. Seine Hoheit antwortete, er sei sehr zufrieden damit, und sagte jenem ganz leise ins Ohr, er solle dem Teufel befehlen, sein Kreuz und die rechte Seite seiner Stola zu küssen. Das tat der Priester und sagte dem Dämon nichts anderes, als daß er dem Willen des Prinzen gehorchen solle, und sofort gehorchte der Teufel. Er zeigte aber, daß er bei dieser Handlung äußerste Gewalt erleide wie bei allen Handlungen, bei denen er sich der Autorität der Kirche beugen mußte. Dies veranlaßte Herrn ... zu sagen, daß man verrückt sein müsse, wenn man sähe, was hier geschehe, und dann nicht an die Besessenheit der Mädchen glaube.« Damit man aber nicht so erstaunt ist, daß der Teufel hören konnte, was man sich leise ins Ohr flüsterte, sagt der Autor, daß die Teufel, die in diesen Mädchen stecken, oft auf Fragen ihrer Austreiber geantwortet hätten, die diese nur durch ihre inneren Gedanken auf sie gerichtet hätten, wovon er einige Beispiele anführt. Da dies schwierig zu glauben ist, weil es direkt der heiligen Schrift widerspricht, argumentiert er, man dürfe nicht erstaunt sein, denn die Engel und die Teufel unterhielten sich nur durch innere Vorgänge, die sich in ihnen bildeten. Nachdem er verschiedene andere Dinge über dieses Thema berichtet hat, sagt er schließlich:

»Genau am Tage der Ankunft von Herrn ... nahm sich ein hugenottischer Apotheker aus Loudun mit Namen Jacques Boisse vor, zum Apotheker Seiner Hoheit zu gehen, mit ihm zu reden und ihn einzuladen, bei ihm zu wohnen. Als er ihn zu sich nach Hause geführt hatte, sprach er mit ihm über die Ursulinerinnen und versicherte ihm, daß alles, was geschehe, nur Lug und Betrug sei, und man habe nichts anderes im Sinn gehabt, als Grandier sterben zu lassen, was man auch erreicht habe. In derselben Stadt gebe es ein hugenottisches Mädchen, das mit seinem Körper ebensolche und noch seltsamere Verdrehungen und Bewegungen machen könne als die, die man bei den Ursulinerinnen gesehen habe. Darauf antwortete ihm der Apotheker des Herrn ..., der am gleichen Abend die ungeheueren Verdrehungen und Bewegungen von Schwester Agnes gesehen hatte, er habe Mühe, ihm zu glauben, und rate ihm, nicht so zu reden, denn wenn Herr ... wisse, daß er so rede, sei dies genug, um ihn als Verleumder zu vernichten. Darauf gab Boisse zurück, er sei bereit, dies auch in Gegenwart Seiner Hoheit aufrechtzuerhalten, und er verlange nichts weiter, als daß der Apotheker des Herrn ... Seine Hoheit am nächsten Tag davon unterrichte. Sogleich wurde Boisse vorgeladen, und er wiederholte in Gegenwart Seiner Hoheit das, was er am Abend zuvor gesagt hatte. Als man ihn aber drängte, das Mädchen, von dem er gesprochen habe, zu nennen und vorzuzeigen, sagte er, er habe sie in Wirklichkeit nicht gesehen, sondern er gebe nur das weiter, was er von einem Arzt namens Fourneau gehört habe, welcher auch vom sogenannten Protestantischen Bekenntnis sei. Fourneau wurde geholt, und auf die Frage, ob er das betreffende Mädchen gesehen habe, verneinte er. Boisse sagte ihm, er müsse wenigstens von ihr gehört haben, denn er wisse es ja von ihm, worauf Fourneau nochmals verneinte und behauptete, nichts zu wissen und nie davon gesprochen zu haben, und er meinte, das sei eine Unterstellung. Darauf schrien die Anwesenden, Boisse habe die Peitsche verdient für die Kühnheit, eine so offensichtliche Unwahrheit in Gegenwart von Herrn ... vorzubringen. Dieser wollte zeigen, daß er den Titel des Gerechten ebenso verdient habe, wie er schon durch das Blut dem nahe stand, der ihn sich in vol-

lem Recht zugelegt hatte, und ließ ihn nicht auf der Stelle bestrafen, sondern gedachte die Formen einzuhalten. Nachdem er gleich anschließend die Messe in der Heilig-Kreuz-Kirche gehört hatte, gab er dem königlichen Advokaten von Loudun zu verstehen, er wünsche, daß dieser Kühne gezüchtigt werde. Am nächsten Tag bestellte er noch den Kriminal leutnant und den Staatsanwalt zu sich, um ihnen dasselbe zu sagen, wovon Boisse erfuhr und die Flucht ergriff.«

Als diese Schrift an den Tag kam, machten sich die Ungläubigen ihre eigenen Gedanken über die darin enthaltenen Überlegungen, wie sie es auch schon bei anderen getan hatten, die ihr vorausgegangen waren. Sie meinten, Herr ... sei beeinflußt und sein Glaube sei mißbraucht worden. Man habe ihm Körperverrenkungen, Verdrehungen und, wie man so sagt, allerlei Kurzweil vorgeführt, was normalerweise die etwas geübteren Gaukler im Theater und auf dem Seil tun, anstatt ihm echte Zeichen der Besessenheit zu zeigen, wie sie im Ritualienbuch beschrieben werden. Mit einer Hostie auf den Lippen zu spielen und diese herumzublasen, wie es Elizabeth Blanchard getan hatte, war die Handlung, die Seine Hoheit am meisten beeindruckt hatte. Das sei aber die geringste ihrer Täuschungen gewesen. Im Grunde setze sie die christliche Religion dem Spott der Juden und der Mohammedaner aus. Wenn Seine Hoheit seine Geheimnisse anderen gesagt hätte als den Mönchen und Austreibern oder (besser noch) wenn er sie, auf einen Zettel geschrieben, bei sich behalten und niemandem mitgeteilt hätte, dann hätten sie die Teufel nicht erraten. Sie hätten so viel mit den Austreibern zu tun, und es gäbe eine so gute Verständigung zwischen ihnen, daß man nicht bezweifeln dürfe, daß sie nicht einige Zeichen erdacht hätten, um sich zu verständigen. Diese Erfindung sei nicht ungewöhnlich, da doch selbst die etwas begabteren Kinder ähnliche Spiele treiben und sich auf diese Art wohl zu unterhalten wissen. Seine Hoheit habe es für richtig gehalten, sich der Ehrlichkeit der Patres anzuvertrauen, und er habe durch solch erfahrene Meister, die ihre Schülerinnen schon seit langer Zeit ausgebildet hätten, nur getäuscht werden können. Diesmal wurde es ihnen sehr leicht gemacht. Um das bestätigt zu sehen, braucht man nur ein Ereignis aus der Biographie des Paters Josef zu zitieren:

»Es scheint, daß Pater Josef zweimal incognito nach Loudun gegangen ist, das erste Mal vor dem Tod von Grandier, das zweite Mal nach dessen Verbrennung. Es besteht sogar genug Wahrscheinlichkeit, daß er beim zweiten Mal in anderer Kleidung als der eines Kapuziners dorthin ging und daß Herr ..., der einem gedruckten Bericht zufolge am 5. März 1635 dort ankam, als einziger sein Gesicht kannte. Aber da man wollte, daß Herr ... die Besessenheit guthieß, teilte man den Teufeln mit, daß Pater Josef in der Stadt sei, und sie versäumten nicht, dies mit genügender Doppeldeutigkeit zu sagen. Herr ... hörte es, und das Volk glaubte, der heilige Josef habe Leviathan vertrieben. Es gab nichts, was die Besessenen nicht getan hätten, um Seine Hoheit zu unterhalten. Sie spielten so viele Gaukeleien vor, daß sie beträchtliche Almosen dafür erhielten, und das war alles, was sie und die Austreiber gewollt hatten.«

Was die Angelegenheit des Apothekers Boisse betrifft, so ist die Wahrheit, daß ein in das Protestantische Bekenntnis hineingeborenes Mädchen zur Römischen Kirche übergetreten war, weil ihr das leichter schien, und nachdem sie sich dem Kloster der Ursulinerinnen angeschlossen hatte, wurde sie für geeignet befunden, die Rolle einer Besessenen zu spielen. Tatsächlich erfreute sie sich der Bemühungen, sie zu lehren und

auszubilden. Als sie aber der Öffentlichkeit vorgeführt werden sollte, trat sie aus dem Kloster aus und – entweder aus einer ehrlichen Rückwendung oder aus Fortsetzung ihrer Launen – kehrte sie in die Gemeinschaft der Protestanten zurück. Da die Dressurstücke der Besessenen ständiger Unterhaltungsstoff für die Leute aller Stände waren, führte dieses Mädchen, die eine Freundin von Fourneaus Frau war, in deren Gegenwart und in Gegenwart mehrerer anderer Frauen auf, was sie an Verstellungen, Fratzen und Verdrehungen gelernt hatte, wobei sie in nichts den Nonnen nachstand. Fourneau wußte dies von seiner Frau und vertraute es Boisse an, der den oben erwähnten schlechten Gebrauch davon machte und sich so einer Gefahr aussetzte, in der Fourneau ihn allein ließ, denn die Folgen seiner Unvorsichtigkeit wären für ihn nicht so gefährlich gewesen wie für das Mädchen. Der ganze Zorn und Groll der Verschwörung von Mönchen und Fürsprechern der Besessenheit hätte sich gegen sie gerichtet, wenn sie öffentlich gezeigt hätte, was sie getan hatte und was sie zu tun fähig war.

Die Handlungen und Bewegungen, die dem Herzog von Orleans vorgeführt worden waren, waren nicht gewöhnlich, und diesen Eindruck konnten sie auch in denen hervorrufen, die keine allzu große Erfahrung hatten und nicht viel von dem wußten, was in der Welt geschah. Deshalb ist es vielleicht nicht unnütz, wenn wir hier eine Zusammenfassung von dem geben, was über dieses Thema gedruckt worden ist. Der unglückselige Grandier hatte schon in seiner Stellungnahme gesagt, daß die menschliche Kunst Dinge tun könne, die dem Übernatürlichen näher stünden als all das, was die Nonnen getan hätten. Er führte als Zeugen eine Stelle von Philippe Camerarius aus dessen »Historischen Meditationen«, Kapitel 75, und einen anderen Historiker an, der über die erstaunlichen Taten eines Polen in der Zeit der Beschneidung des Sohnes von Amurath berichtet. Wie viele Seilspringer und andere solche Leute, ob Mann oder Frau, so fügt er hinzu, tun Dinge außerhalb des Gewöhnlichen? Diese werden auch aufgrund von Geschicklichkeit vollbracht und sind doch eher der Bewunderung würdig als irgendeines dieser Mädchen. Duncan drückt sich in seinem Buch wie folgt aus: »Gibt es Übernatürliches in all dem? Man braucht nur das Zeugnis des heiligen Augustinus, um die voreiligen Richtsprüche und jene zu verdammten, die sich erdreisten, der Macht der Natur Grenzen zu setzen. Vielleicht hat es mehr Wirkung auf die Austreiber und auf die anderen Geistlichen, wenn man die Schriften von Aristoteles, Hippokrates und Galienus anführt. Dieser Pater sagt in Kapitel 24 von Band 14 des Buches »Die Stadt Gottes«, er habe Leute gekannt, die mit ihrem Körper hätten Dinge tun können, die die anderen Menschen kaum glauben mochten: Die einen konnten mit den Ohren wackeln, andere konnten ihre Haare auf die Stirn schieben und wieder zurückziehen, ohne den Kopf zu bewegen, wieder andere konnten Tierstimmen so gut nachmachen, daß man die Täuschung nicht merkte, wenn man sie nicht sah. Andere konnten, solange sie wollten, einen seltsamen Ton erzeugen, und sie schienen mit ihrem Hinterteil singen zu können. Einige konnten unendlich viele Tränen vergießen, und man hat einen Mann gesehen, der schwitzte, wann er wollte. Ein angeblicher Prophet namens Restitutus geriet in Ekstase und Entrückung seines Verstandes, wann es ihm gefiel, und er blieb ohne Atmung ähnlich wie ein Toter. Wie man ihn auch piekte und stach, und manchmal berührte man bestimmte Stellen seines Körpers mit Feuer, – er fühlte nichts. Niemand hätte die Bewegungen der Nonnen bewundert, wenn sie von Gauklern im Theater vorgeführt worden wären. Sie waren während längerer Zeit ausgebildet worden, und die meisten dieser Leute beschäftigten sich nur damit, zu lernen, was sie vor den Augen der Öffentlichkeit an-

wenden sollten. Schließlich waren aber diese Bewegungen nicht allen Mädchen gemeinsam, sondern jede von ihnen machte nur eine bestimmte, nämlich die, die ihr aufgrund der natürlichen Beschaffenheit des Körpers, durch Übung und Gewöhnung am besten paßte. Wenn der Austreiber der Oberin das befohlen hätte, was normalerweise Elizabeth Blanchard tat, und der Schwester Agnes, was sonst die beiden anderen taten, so hätte man ihm nicht gehorcht. Keine der Mädchen hat sich in die Höhe von zwei oder drei Fuß in die Luft geschraubt und blieb dort für eine beachtliche Zeit. Keine von ihnen war geflogen, in der Luft herumgeflattert, eine senkrechte Mauer ohne Leiter oder andere Hilfe hinaufgegangen oder ohne einzusinken auf dem Wasser gewandelt. In diesen Fällen wäre es über das Menschliche hinausgegangen. Man muß aber schon einen voreingenommenen Geist haben, wenn man behauptet, daß es etwas Übernatürliches sei, wenn man sich herumrollt, sich wälzt und auf die Erde wirft. Sie haben nichts getan, was überraschender wäre als wenn man einen Mann mit den Beinen nach oben auf den Händen laufen sieht – und das spielen sogar die Kinder. Es ist aber ganz seltsam, wenn man sieht, daß die Teufel den Austreibern ganz unterwürfig gehorchten, wenn diese ihnen befahlen, Verdrehungen zu machen, daß sie aber nicht sofort ausgetrieben und verjagt wurden durch die wunderbare Macht, die die Kirche über sie hatte und die sie nur dazu benutzte, um dem Volk Schaustücke zu bieten, es mit Kleinigkeiten zu unterhalten, dem Teufel zu erscheinen und zu verschwinden zu befehlen; nachdem er seine Rolle gespielt hatte, dann einen anderen zu rufen und ihn dasselbe tun zu lassen anstatt sich dieser Macht zu bedienen, diese Nonnen, die doch von soviel Gewalt gequält zu sein vorgaben, endgültig von ihnen zu befreien. Duncan fährt fort mit einigen Gedanken über die Zusammensetzung des menschlichen Körpers und die Stellung der Glieder, womit er eindeutig zeigt, daß diese angeblich Besessenen keine einzige übernatürliche Bewegung gemacht haben, wie es der Fall gewesen wäre, wenn sie die Hand nach außen genauso wie nach innen geschlossen hätten oder wenn sie die Oberschenkel nach hinten gebogen und so mit den Kniegelenken die Schultern berührt hätten usw. Aber alle ihre Bewegungen waren für sie selbst nur gewöhnliche Bewegungen, entweder begleitet von Schnelligkeit oder von außergewöhnlichen Ausdehnungen, so wie sie lange Übung, eine Krankheit oder starke Medikamente verursachen können. Er bringt einige Beispiele hierüber, aber sie sind zu lang, um hier zitiert zu werden. Man benutzt den Platz besser für einige Fragen, die der Universität von Montpellier vorgelegt wurden von dem Priester und Diözesanvertreter von Nîmes, der zu diesem Mittel griff, als er sah, daß die ansteckende Luft von Loudun sich auch bis in die Languedoc auszubreiten begann.

Es war die Absicht der Mönchsverschwörung und einiger übereifriger Katholiken gewesen, soweit wie möglich den erwähnten Prinzipien Macht zu verleihen, die geeignet waren, eine Art Inquisition auf der Aussage von Teufeln aufzubauen. Man glaubte, durch das Gelingen der Besessenheit von Loudun den Weg dazu geebnet zu haben. Nun hielt man es für an der Zeit, an verschiedenen Orten des Königreichs zugleich Besessene auftauchen und sie die gleiche Sprache sprechen zu lassen. Jeanne de Rude aus dem Dorf Blast bei Tournon gab bekannt, sie sei von vier Teufeln besessen, und zwar von Beelzebub, Barabbas, Guilmon und Carmin, die ihr von einem Magier und einer Magierin aus demselben Land geschickt worden seien. Sie wurde zur Beschwörung in die Liebfrauenkapelle von Roquefort gebracht, welche durch die dort oft stattgehabten Wunder berühmt ist. Aber Mazarin, damals Vizelegat des Papstes in Avignon, des-

sen Zuständigkeit die Kapelle unterlag, war nicht gleicher Meinung wie die meisten Geistlichen Frankreichs. Er gebot der Besessenen zu schweigen, und die Teufel gehorchten dieser Art von Befehlen, die ihnen von weltlicher Seite unter Drohungen erteilt wurden, viel besser als denen, die man ihnen kraft Autorität der Kirche erteilte. Santerre war auch nicht geneigt, in dieses diabolische Geschehen der Besessenheit, das man in der Diözese von Nîmes zu verbreiten suchte, verwickelt zu werden, und ebenso war er nicht mit der Milde der Strafe Mazarins an Jeanne de Ruedé einverstanden. Er untersuchte nun die Besessenen, ihre Verstellungen und Verdrehungen, die dieselben waren wie die in Loudun, wie man den folgenden Fragen entnehmen kann. Sodann konsultierte er die Universität, um seine Meinung zu stützen und zu autorisieren, um der Öffentlichkeit zu zeigen, was von den in Mode gekommenen Besessenheitsfällen zu halten sei, und um die Angriffe und Beschuldigungen der Mönche und Frömmel zu zurückzuweisen, welche er direkt treffen wollte, indem er sich ihren Intrigen in seiner Diözese widersetzt und die Keime dieser höllischen Saat zerstörte, um nicht später tiefe Wurzeln ausreißen zu müssen.

Fragen, die der Universität von Montpellier gestellt wurden:

Frage: Ist das Falten, Verdrehen und Bewegen des Körpers, wobei der Kopf manchmal die Fußsohle berührt, unter anderen seltsamen Verdrehungen und Stellungen ein gutes Zeichen für Besessenheit?

Antwort: Die Mimen und Springer machen so seltsame Bewegungen und falten und knicken sich auf so vielerlei Art, daß man glauben muß, es gibt keine Stellung, die Männer und Frauen nicht fähig wären einzunehmen aufgrund von langen Übungen und Erfahrungen. Dabei kann man sogar ungewöhnliche Ausdehnungen erreichen, indem man Beine, Schenkel oder andere Körperteile auseinanderreißt, und zwar wegen der Dehnung der Nerven, Muskeln und Sehnen, und durch lange Erfahrung und Gewohnheit. Solche Handlungen entstehen nur durch die Kraft der Natur.

Frage: Ist die Geschwindigkeit der Bewegung des Kopfes nach vorn und nach hinten, wobei er auf den Rücken und auf die Brust schlägt, ein untrügliches Zeichen für Besessenheit?

Antwort: Diese Bewegungen sind so natürlich, daß man zu den genannten Gründen für die Bewegungen des Körpers keinen mehr hinzuzufügen braucht.

Frage: Sind das plötzliche Blähen der Zunge, der Gurgel und des Gesichts sowie das plötzliche Wechseln der Gesichtsfarbe sichere Zeichen für Besessenheit?

Antwort: Die unterbrochene Hebung und Senkung der Brust ist die Folge von Ein- und Ausatmung, also von natürlichen Vorgängen der Atmung, woraus man keine Besessenheit folgern kann. Das Blähen der Gurgel kann durch Zurückhalten der Luft verursacht werden. Die Blähungen an anderen Körperteilen entstehen aufgrund von melancholischen Dämpfen, die man oft in den verschiedensten Teilen des Körpers umherziehen sieht. Daraus folgt, daß man dies nicht als Zeichen der Besessenheit anerkennen kann.

Frage: Sind die Stumpfsinnigkeit, Leichtsinnigkeit und Gefühllosigkeit, wobei man gestochen werden kann, ohne daß man sich beklagt, bewegt oder die Farbe wechselt, sichere Zeichen für Besessenheit?

Antwort: Der junge Spartaner, der sich die Leber von einem Fuchs, den er gefangen hatte, zerfleischen ließ, ohne zu zeigen, daß er etwas verspürte, und diejenigen, die sich vor dem Altar der Diana zu Tode peitschen ließen, ohne einen Seufzer auszustoßen, zeigen wohl, daß man mit Willenskraft einen Nadelstich ertragen kann, ohne

zu schreien. Außerdem steht fest, daß es im menschlichen Körper bei einigen Personen kleine Teile des Fleisches gibt, die unempfindlich sind, obwohl in den sie umgebenden Stellen Gefühl vorhanden ist. Dies tritt vor allem nach bestimmten Krankheiten auf. Diese Wirkung taugt also nicht als Beweis für die Besessenheit.

Frage: Ist die plötzliche Unbeweglichkeit des Körpers der angeblich Besessenen während ihrer stärksten Erregung aufgrund des Befehls ihrer Austreiber ein einhelliges Zeichen für echte teuflische Besessenheit?

Antwort: Da die Bewegungen der Körperteile freiwillig sind, ist es für gut vorbereitete Personen natürlich, sich zu bewegen oder nicht, wie sie es gerade wollen. Deshalb ist eine solche Tat oder ein einfaches Aufhören der Bewegung nicht zum Nachweis einer teuflischen Besessenheit in Betracht zu ziehen, wenn diese Bewegungslosigkeit nicht mit einer völligen Besinnungslosigkeit einhergeht.

Frage: Sind Gekläff oder andere hundeähnliche Geräusche, die in der Brust und nicht in der Kehle entstehen, Zeichen der Besessenheit?

Antwort: Die Menschen sind im Nachahmen von Geräuschen so geschickt, daß man jeden Tag irgendjemanden findet, der in vollendetem Weise das Geräusch, den Schrei und den Gesang aller möglichen Tierarten nachahmen kann, ohne die Lippen wahrnehmbar zu bewegen. Es finden sich sogar Leute, die Worte und Stimmen im Magen erzeugen können, die meistens aus anderer Richtung als von den betreffenden Personen zu kommen scheinen. Diese Leute nennt man Bauchredner (Engastronime oder Engastrilogen). Ein solcher Effekt ist ganz natürlich, wie es auch Pasquier in Kapitel 38 seiner »Forschungen« am Beispiel eines Komikers namens Constantin erläutert.

Frage: Ist der feste Blick auf einen Gegenstand (ohne das Auge zur einen oder zur anderen Seite zu bewegen) ein brauchbares Zeichen für Besessenheit?

Antwort: Die Bewegung des Auges unterliegt dem freien Willen, wie auch die der anderen Körperteile. Es ist natürlich, die Augen zu bewegen oder starr zu halten. Folglich ist so etwas nicht beachtenswert.

Frage: Wenn man die angeblich Besessenen auf lateinisch etwas fragt und sie antworten auf französisch, ist das ein gutes Zeichen für Besessenheit?

Antwort: Unserer Meinung nach ist das Verstehen und Sprechen von Sprachen, die man nicht gelernt hat, etwas Übernatürliches, das zu dem Glauben veranlaßt, daß es vom Teufel oder von einer anderen höheren Gewalt verursacht worden ist. Aber wenn man nur auf einige Fragen antwortet, so ist das höchst verdächtig. Lange Übung oder Personen, mit denen man sich über die Antworten verständigen kann, lassen es als Lüge erscheinen, wenn man sagt, die Teufel verstünden die Fragen, die man auf lateinisch stellt, und antworteten immer auf französisch, der Muttersprache derjenigen, die man als besessen ausgeben will. Deshalb kann man aus solchen Vorgängen nicht auf die Gegenwart des Teufels schließen, besonders dann nicht, wenn die Fragen nicht mehrere Wörter oder Sätze umfassen.

Frage: Ist das Erbrechen von Dingen, die man verschluckt hat, ein Zeichen von Besessenheit?

Antwort: Delrio, Bodin und andere Autoren berichten, daß die Hexer manchmal durch Zauberei und als Werk des Teufels Nägel, Nadeln und andere seltsame Dinge ausbrechen. Also kann es der Teufel bei echten Besessenen ebenfalls versuchen. Aber Dinge auszubrechen, die man vorher verschluckt hat, das ist ganz natürlich. Es gibt Leute, die haben einen schwachen Magen und behalten einige Stunden bei sich, was

sie verschluckt haben, um es schließlich genauso wieder hervorzucrechen, ebenso wie ein starker Durchfall die Nahrungsmittel hinten so wieder hinausschickt, wie man sie durch den Mund zu sich genommen hat.

Frage: Ist es ein sicheres Zeichen von Besessenheit, wenn man in einige Körperteile mit der Lanzette stechen kann, ohne daß dabei Blut fließt?

Antwort: Die Ursache hierfür ist das melancholische Temperament, welches das Blut so zähflüssig werden läßt, daß es durch solche kleinen Wunden nicht austreten kann. Aus diesem Grund vergießen manche Leute keinen Tropfen Blut, wenn sie von der Lanzette eines Chirurgen sogar in ihre natürlichen Venen und Adern gestochen werden, wie man aus Erfahrung weiß.

Diese letzte Frage zeigt, daß in den Besessenheitsfällen anderer Länder ebenso erstaunliche Dinge geschahen wie in Loudun, wo der letzte Effekt nie beobachtet wurde und über den wir nicht berichten können, da wir etwas Ähnliches weder in den gedruckten Schriften noch in den Manuskripten aus jener Zeit gefunden haben. Allerdings war die Besessenheit in der Diözese Nîmes, wo dieses angebliche Wunder stattgefunden hatte, deshalb nicht wahrer und wurde auch nicht so bewertet, weil der Vertreter dieser Diözese vorsichtiger und rechtläubiger waren als die meisten Geistlichen ihrer Zeit, zu denen man den Offizial von Poitiers zählen muß, der zuerst Diözesanvertreter und dann Ratgeber und Sprecher des Bischofs war. Jener war nach Meinung der Öffentlichkeit und besonders nach der Herrn Vassor ein besserer Soldat als ein Geistlicher, und er ließ sich von seinem Offizial leiten. Hier das, was darüber in der Biographie des Paters Josef gesagt ist:

»Der unglückselige Grandier verschwand nur durch die Absicht des Offizials von Poitiers, ihn zu vernichten.« (Damit ist das Vorhaben und die Verschwörung zum Zweck seiner Vernichtung gemeint, die sich nie gebildet hätte und die niemals vorwärts gekommen wäre, wenn Mignon und Barré sich nicht der Hilfe des Offizials hätten sicher sein können.) »Er wollte ihn für schuldig befinden, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, daß er es sei. Anstatt sich dieser Voreingenommenheit zu enthalten und mit Weisheit an die Aufklärung der Tatbestände zu gehen, die von verdächtigen Zeugen und Feinden des Angeklagten vorgebracht worden waren, wurde er selbst Partei, Zeuge und Denunziant und dadurch zur Quelle des ganzen Streits, aus dem sich Grandier so gut herauszuziehen wußte.« (Gemeint ist der erste in dieser Geschichte erwähnte Prozeß, bei dem Grandier von den geistlichen Richtern, die dem Offizial vorgesetzt waren, und von den weltlichen Richtern, vor denen er sich auch befunden hatte, freigesprochen wurde.) »Aber der Triumph, den er gegen diesen böswilligen Offizial heimtrug, machte ihn so unverschämt, daß er diesen leidenschaftlichen Richter veranlaßte, gegen dessen Stolz mit einem Netz von Böswilligkeiten und einer Sammlung von Beschuldigungen zu kämpfen, deren Ableugnung er nicht hören wollte. Es ist leicht für einen Offizial, der eine gewisse Macht in Händen hat, liederliche oder seiner Leidenschaft folgsame Geistliche zu finden, um so einen Unschuldigen zu vernichten.« (Und es ist noch leichter, die Leidenschaft von Geistlichen zu unterstützen, die noch voreingenommener sind als er.) »Dieses Beispiel ist selten, aber wir haben es in dem Fall von Loudun gehabt. Alle Streitschriften und Berichte aus jener Zeit lassen keinen Zweifel daran. Die Gesetze des Prinzen sind für die Geistlichen viel notwendiger als für die Laien. Ohne sie würden die Offiziale zu oft den Priestern, die in irgendeinen Fehler verfallen sind, übel mitspielen. Einige von ihnen sind maßlos streng in den Ver-

dammungen, die sie aussprechen, und wenn die Leidenschaft mitspielt, gibt es keine Regeln mehr in ihren Richtsprüchen. Der Offizial von Poitiers wollte auch einen Abt der Diözese vernichten, der in Niort wohnte, und das geschah ohne die Hilfe der Kapuziner ...« und so weiter. Diese Geschichte ist nicht Gegenstand dieses Buches, und wer neugierig ist, kann auf Seite 335 der Haager Ausgabe nachlesen. Kommen wir auf die oben erwähnten Entscheidungen der Universität von Montpellier zurück, um zu zeigen, welcher Natur das Wunderbare ist, das in Gegenwart des Herzogs von Orleans geschah. Um nichts unaufgeklärt zu lassen, sagen wir, daß der ruhige und ausgeruhte Zustand der Besessenen nach ihren Erregungen, wobei sie nicht gelitten zu haben schienen und wobei ihr Gesicht in einem Augenblick die natürliche Form annahm, weit davon entfernt ist, der Beweis echter Besessenheit zu sein. Er ist sogar ein augenfälliges Merkmal des Gegenteils. Es ist nämlich nicht die Gewohnheit des Teufels, die Körper, in denen er ist, allerhand geschmeidige Bewegungen machen zu lassen und, damit zufrieden, sie gesund, ausgeruht und frei von Schmerzen zurückzulassen. Das Evangelium lehrt, daß diese schrecklichen Gäste manche Besessene taub und stumm zurückließen, daß sie sie in Feuer und Wasser fallen ließen oder daß sie Schaum vor dem Mund hatten oder daß dieser trocken und brüchig wurde, daß sie sie quälten, als wollten sie sie zerbrechen und zerreißen, und daß die meisten nach diesen Erregungen und Qualen schwach, geschlagen und halbtot zurückblieben. Also kann man schließen, daß Bewegungen, die nach Willen eines Austreibers »iubentis aut prohibentis« (wie es in der »Dämonomanie« heißt) beginnen und aufhören, einstudierte Bewegungen sind, und daß die, die sie vollbringen, weit von einer Besessenheit durch Teufel entfernt und sogar soweit im Besitz ihrer selbst sind, daß sie innehalten und in ihren natürlichen Zustand zurückkehren, wie es ihnen gefällt. Duncan versichert, daß in seiner Gegenwart in der Öffentlichkeit dasselbe in einem Theater vorgekommen sei, wo ein Mädchen sich eine halbe Stunde lang so schnell herumgedreht habe, daß sein Blick Schwierigkeiten gehabt hätte, ihr zu folgen. Dann habe sie plötzlich angehalten und einen so anmutigen Knicks und ein so ruhiges Gesicht gemacht, als ob sie immer im Zustand der Ruhe gewesen sei.

Wir fürchten den Leser zu ermüden, wenn wir hier alle Überlegungen anstellen, die sich über das Unwesen, das die Besessenen trieben, anbieten oder wenn wir alle Beispiele für Unterhaltungsstückchen anführen sowie andere vorgetäuschte und natürliche Handlungen, die manchmal noch erstaunlicher sind als die Wunder sogenannter Dämone, von denen die Kirchenväter und viele andere frühere und heutige Autoren berichten. Deshalb ist es besser, wenn man die Erzählung wieder aufnimmt über das, was in diesem verfluchten und abscheulichen Ränkespiel von Loudun weiter geschah. Die Vorstellung von großem Ansehen war ohne Zweifel bestechend für die Nonnen, aber sie wurden nicht weniger berührt von der Vorstellung von Überfluß und Reichtum, was ihnen bisher gefehlt hatte. Ihre Erwartungen wurden nicht enttäuscht: Ihr Ruhm war in alle Richtungen geeilt, wenn er auch nicht überall so vorteilhaft war, wie sie es sich einredeten. Zunächst wurden sie durch die halbamtlische Fürsorge der Austreiber und durch deren Aufrufe an die Frommen, Leichtgläubigen und Barmherzigen aus der Armut gezogen. Der Autor der »Dämonomanie« sagt: »Von überall her sandte man ihnen Almosen, und wenn man barmherzig genug war, führte man in den Städten Sammlungen für sie durch.« Die Freigebigkeit der Herren aus der Oberschicht, die nach und nach in Loudun ankamen, besonders die des Herrn von Orleans und seines

ganzen Hofes, wie man oben gesehen hat, ließ sie plötzlich im Überfluß leben. Aber nicht genug damit. Alles das war nur durch Überzeugungskraft oder Bewegungen des Mitleids und der Barmherzigkeit geschehen, die läblich waren und die weder zum Charakter des Kommissars, noch zu dem der Beamten des Stücks und dem der Austreiber, die es aufführten, paßten.

Um diese Rollen auszunutzen und das Werk nach und nach zu einem der Hauptziele, die man sich gesetzt hatte, zu führen, begann man den Protestanten den Krieg zu erklären und bei ihnen Beute zu machen. Sie besaßen einen Teil des Friedhofs von Loudun, der ihnen nach mehreren Anfechtungen von Rochefort überlassen worden war, was zu verschiedenen Zeiten und hintereinander von Mangot und Douville (alle drei waren königliche Kommissare in dieser Gegend) bestätigt wurde. Aber Laubardemont untersagte ihnen die Benutzung und nahm ihnen das Recht aufgrund eines Auftrags, der auf falschen Darstellungen beruhte, indem er am 23. Januar 1634 ein Urteil erließ, worin er ihnen ganz besonders gnädig erlaubte, von ihrem Geld irgendwelche Gärten zu kaufen, um dort Begräbnisse abzuhalten. Er befahl auch den protestantischen Einwohnern der Stadt, die Häuser in den Straßen besaßen, durch die die Prozession am Fronleichnamstag zog, die Vorderseiten dieser Häuser zu schmücken. Sie und das Konsistorium sollten bei der Ausführung dieses Befehls Hand anlegen. Die, die nicht gehorchten, müßten 1.500 Pfund Strafe zahlen und würden ihre Ämter verlieren, wenn sie welche hätten, und die Ausübung ihrer Religion würde in der Stadt und in den Vororten verboten. Die Protestantnen lehnten sich heftig gegen diesen Befehl auf und beriefen sich auf die Geheimartikel des Edikts von Nantes. Sie könnten nicht dazu gebracht werden, zu gehorchen, weder durch die Intrigen, die zu diesem Zweck gegen sie gesponnen würden noch durch die Drohungen, mit denen man sie einschüchtern wollte. Sie wurden auch noch ein anderes Mal durch den Kommissar vorgeladen, der ihnen befahl, an den Austreibungen teilzunehmen. Sie weigerten sich, dies zu tun, einerseits wegen der Orte, an denen man austrieb, andererseits wegen der dabei abgehaltenen Zeremonien und wegen des Gebrauchs des Sakramentes, dem die Anwesenden ihre Huldigung zu erweisen hatten, was ihr Gewissen nicht zuließ. Laubardemont sagte ihnen, sie hätten Angst, durch die Aufdeckung der Wahrheit gezwungen zu sein, zum Ruhme Gottes die Besessenheit anzuerkennen zu müssen. Sie gaben zurück, daß die Besessenheit – angenommen, sie entspreche den Tatsachen – weder ihnen noch ihrer Religion irgendeinen Nachteil bringe, und deshalb peinige sie die Furcht, sie anerkennen zu müssen, nicht so sehr, wie er das glaube. »Aber dennoch könnte man«, sagte der Kommissar, »daraus einige Schlüsse zugunsten der Römischen Kirche und gegen die Lehre der Protestantnen ziehen.« Jacques de Brissac, Stallmeister und einer der Pastoren, antwortete: »Wenn es uns erlaubt wäre zu schreiben, gäbe es auf der Welt nichts Einfacheres, als zu beweisen, daß die Besessenheit überhaupt nicht die Römische Kirche festigt oder die protestantische Religion zerstört.« – »Warum schreiben Sie nicht?« gab Laubardemont zurück. »Was hindert Sie?« Der Pastor antwortete: »Die Drohungen, die man gegenüber Herrn Duncan aussprach, und der Ärger, den der Hof und Sie, gnädiger Herr, über ihn haben, wie man uns versichert hat. Wenn es Ihnen aber gefällt, uns die Freiheit schriftlich zuzubilligen, werden Sie bald zufrieden sein, über unsere Gründe urteilen zu können, ebenso wie es dann die Öffentlichkeit tun kann.« – »Aber«, sagte dieser, »vielleicht ist es Ihre Absicht, gegen die Besessenheit vorzugehen, was nicht geduldet werden kann, da bereits über die Frage gerichtlich entschieden worden ist.« Der

Pastor gab zurück: »Wir werden die Besessenheit voraussetzen. Ziel der Schrift wird nur sein, nachzuweisen, daß die Römisch-Katholischen keinen Vorteil gegenüber den Protestanten daraus ziehen können.« Die meisten der anwesenden Katholiken, unter denen sich auch der Marquis de la Rochepozai befand, wünschten, daß man dem Pastor zubillige, was er erbat, aber Laubardemont sah wohl die Folgen davon, wollte die Aussagen der Austreiber nicht den Widerlegungskünsten der Pastoren aussetzen und schickte diese zurück, ohne ihnen die Genehmigung zu geben.

Die Protestantnen hatten nach dem Edikt von Nantes das Recht, kleine Schulen zur Unterrichtung der Jugendlichen zu unterhalten. Dieses Recht wurde von den Kommissaren des Königs und durch einen Parlamentsbeschuß vom 30. August 1613 bekräftigt. Sie besaßen ein ziemlich großes Haus, wo sie die griechische und die lateinische Sprache lehrten. Diese Haus schien geeignet, die Ursulinerinnen unterzubringen, die bisher nur zur Miete wohnten, und man glaubte, es sei nicht schwer, das Haus seinen Besitzern wegzunehmen und in die Hände der Nonnen zu geben. Deshalb sagte Jacques Denieau, Staatsanwalt in der mit dem Fall der Besessenheit von Loudun beauftragten Kommission, am 18. Januar 1635 zu Laubardemont, daß die Unterkunft der Ursulinerinnen wegen Platzmangels sehr unbequem sei und daß man dort nur unter großen Schwierigkeiten beschwören könne, wo es doch auch in der Stadt nicht genügend Kirchen zu diesem Zweck gebe, denn es kämen von überall her so viele Leute, um daran teilzunehmen. Die Protestantnen aber, denen es nicht erlaubt sei, Schulen zu unterhalten, hätten ein Kollegium zur Ausbildung ihrer Jugend in einem sehr großen Haus, das für die Unterkunft der Mädchen wunderbar geeignet sei. Er bitte Laubardemont, sich dorthin zu begeben und es zu besichtigen, um dann anzuordnen, was er für richtig halte. Der Kommissar beschloß, sich dorthin zu begeben, was er noch am gleichen Tag zusammen mit Denieau tat. Sie trafen nur zwei Schulmeister an, die ihnen sagten, daß der Herr Pastor Déloges und der Herr Martin, Ratgeber im Amtshaus, die Direktoren der Schule seien. Der Kommissar ordnete an, sie vor ihn zu zitieren, damit nach ihrer Anhörung über die Beschlüsse des Vertreters des Königs entschieden werden könne. Sie erschienen und wollten Laubardemont nicht als Richter anerkennen, da er in dieser Sache keine Vollmacht habe. Aber dennoch ergriff er einige Maßnahmen und erließ Verordnungen trotz der Nichtzuständigkeitseingabe. Die Protestantnen ließen ihm mitteilen, daß sie gegen seine Verordnungen Berufung einlegen würden, da er ein nicht zuständiger Richter sei, und daß sie ihn in ihrem eigenen (privaten) Namen verklagen würden. Der anderen Maßnahmen wegen, die er noch hätte ergreifen können, schickten sie Abgesandte nach Paris, um sich beim König zu beschweren und um ihr Recht zu stützen. Entgegen diesem Widerstand erließ Laubardemont am 29. Januar folgendes Urteil:

»In Anbetracht der Tatsache, daß die Protestantnen ohne Erlaubnis des Königs und entgegen seiner Edikte ein Kollegium errichtet haben, wird ihnen hiermit befohlen, das Gebäude dieses Kollegiums bis spätestens drei Tage nach Zustellung dieses Urteils von Menschen und Gütern zu räumen und die Schlüssel dem Vertreter des Königs zu übergeben. Nach Ablauf der Frist werden sie mit allen Mitteln der Justiz – selbst durch Ausräumung der Möbel und Inhaftierung ihrer Personen – gezwungen, trotz irgendwelcher Eingaben und Berufungen und ohne Beachtung derselben.«

Dieser Befehl wurde am nächsten Tag zugestellt, und man ließ alle Geistlichen und Ordensleute der Stadt eine feierliche Prozession vorbereiten, um die Ursulinerinnen

prunkvoll wie in einem Triumphzug in das Haus der Protestantten zu überführen. Falls man sich weigerte, dieses zu öffnen, hatte man sich vorgenommen, von Sergeanten, Bogenschützen und von den Menschen, die in großen Massen an dieser feierlichen Zeremonie teilnehmen würden, die Türen aufbrechen zu lassen. Die Protestantten begaben sich zu Laubardemont und teilten ihm mit, sobald sie durch ihre Abgesandten den Willen des Königs erfuhrten, würden sie sich diesem ganz fügen, und sie baten ihn um diesen Aufschub. Als er sich weigerte, ließen sie ihm weitere Unzuständigkeitsklärungen, Protestschreiben, Berufungen und Klagen zustellen und begaben sich zu den ordentlichen Beamten der Stadt, vor denen sie ein langes Protokoll erstellten, das ihre Mittel, ihre Gründe und ihr Angebot enthielt, dem Willen des Königs zu gehorchen, sobald man diesen erfahre. Die katholischen Beamten fürchteten, es könne unter dem Volk ein für ihre Absichten schädlicher Aufruhr entstehen, und sie ließen deshalb den Kommissar um einen Aufschub von acht Tagen bitten. Es wurden ihnen aber nur vier Tage zugesagt, was sodann am gleichen Tag widerrufen wurde. Am 4. Februar kam der Vogt von Thouars mit einer ganzen Kompanie Bogenschützen in Loudun an. Das beunruhigte auch die zurückhaltendsten Einwohner beider Konfessionen und alle die, die in Frieden leben wollten. Der Zivilleutnant und der Vogteirichter machten beiden Seiten verschiedene Vorschläge; die Protestantten sollten ihr Haus verkaufen, und die Nonnen sollten es kaufen. Das war aber nicht die Absicht dieser guten Damen und auch nicht das, was man ihnen versprochen hatte. Als die Beamten keinen Erfolg in diesen Unterhandlungen hatten, sah man die ganze Stadt in Sorge und in Aufruhr, denn da man die herrischen und gewalttätigen Launen Laubardemonts kannte, sah man, daß er von seiner Absicht nicht lassen würde. Tatsächlich begann der Vogt von Thouars, sich mit seinen Bogenschützen in das betreffende Haus zu begeben. In den Straßen waren aber protestantische Frauen aller Stände und jeden Alters, die ihre Schürzen voller Sand und Asche hatten, um sie all denen in die Augen zu schütten, damit sie nichts mehr sehen könnten, die es unternehmen würden, das Haus des Kollegiums zu stürmen. Währenddessen befanden sich ihre Ehemänner, die gehört hatten, daß von Poitiers achthundert Mann und noch viele von den benachbarten Garnisonen unterwegs seien, in einer äußersten Betroffenheit, denn sie waren sich nicht sicher über die Folgen, die eine solche Angelegenheit nach sich ziehen könnte. Als Laubardemont sah, daß die Sache einen solchen Verlauf nahm und daß die Protestantten hartnäckiger waren, als der königliche Advokat Menuau und seine anderen Anhänger hatten hoffen lassen, fürchtete er offensichtlich, daß dieses Unternehmen, das er ohne eine Anordnung des Hofes in Gang gesetzt hatte, mißbilligt würde, und er beschloß, es nicht zum Ende zu zwingen. Wie dem auch sei, er schickte den Vogt von Thouars zurück und ließ die anderen nicht kommen, wie er gedroht hatte. Jedoch ließ er ein bissiges Protokoll gegen die Protestantten anfertigen und von Verleumdungen und widerwärtigen Tatsachen erfüllte Untersuchungsberichte verfassen. Der Kriminalleutnant tat auf Antrag des Staatsanwalts das gleiche, und man hoffte wohl, daß die Protestantten aufgrund der einen oder anderen dieser Erhebungen, in denen sie aufs Seltsamste mißhandelt und angeschwärzt wurden, dazu gebracht würden, um Gnade zu bitten und mit Freuden das anzubieten, was sie mit soviel Widerstand und Entschlossenheit verweigert hatten. Sie aber hatten ihrerseits sich zu rüsten nicht versäumt und legten der Ediktskammer ein Gesuch vor, worauf sie am 8. Februar einen Erlaß bekamen, der besagte, daß der Hof die Bittsteller wegen des ganzen Vorgehens von Laubardemont vorlade und daß es jenem verboten sei, auf der Ausführung sei-

ner Anordnungen zu bestehen, bis daß der Hof von dieser Angelegenheit Kenntnis genommen habe, bei Strafe der Nichtigkeit des Vorgehens und Erstattung aller Kosten und Ansprüche. Dieser Erlaß wurde dem Kommissar, Denieau, dem Zivilleutnant und dem Vogteirichter zugestellt mit der Anordnung, bei Hof zu erscheinen. Laubardemont brach am 15. Februar nach Paris auf und nahm die Ermittlungsakten des Kriminalleutnants und seine eigenen Protokolle mit, worin er die Protestantenten beschuldigte, Aufruhr und einen Volksaufstand verursacht zu haben. Er wurde günstig vom Kardinal Richelieu und vom königlichen Rat empfangen, man stimmte allen seinen Handlungen zu und bestätigte sie in einer Verordnung, die dem Parlament untersagte, sich mit dieser Sache zu befassen, und die den Protestantenten befahl, den Anordnungen und Befehlen Laubardemonts vom 29. Januar und 3. Februar zu gehorchen und alles auszuführen, was er ihnen in bezug auf ihr Kollegium noch auftragen werde. Der Staatsrat d'Etampes erhielt auch die Vollmacht, weitere Untersuchungen anzustellen, und es wurde ein Haftbefehl gegen sechs der wichtigsten Protestantenten erlassen, der sie alle in große Besorgnis stürzte, die auch bei der Rückkehr ihrer Abgesandten aus Paris nicht nachließ. Sie erfuhren, daß der Hof so sehr gegen sie beeinflußt worden war, daß man niemandem von ihrer Seite Audienz gewährte und daß man sie verurteilte, ohne sie anzuhören. Man schickte neue Abgesandte los, von denen einige, die mit dem Postwagen gereist waren, bestätigten, was die ersten berichtet hatten. Sie sagten, man habe ihnen geraten, freiwillig einem Verkauf des Hauses zuzustimmen, um das Übel an der Wurzel zu zerstören. Man beschloß aber, lieber zu erleiden, daß das Haus beschlagnahmt würde als den angegebenen Preis anzunehmen, der so niedrig war, daß man ihn als Lächerlichkeit oder als Beleidigung von Seiten der Feinde ansehen konnte und nicht als ernsthaftes Angebot von Leuten, die auf ehrliche Art eine Unterkunft suchten. Da aber berichteten die in Paris verbliebenen Abgeordneten schriftlich, daß der Marquis du Rivau einen versiegelten Brief in Händen habe, in dem ihm aufgetragen sei, die Protestantenten der Stadt Loudun zu entwaffnen. Zu diesem Zweck werde er von Paris abreisen, und Laubardemont werde mit ihm kommen.

Dies geschah aber noch nicht so bald, und während dieser Zeit gingen Regnier und Dumoutier Bourneuf, die zu den sechs gehörten, gegen die Haftbefehl bestand, zum Gefängnis der bischöflichen Festung, um sich zu stellen. Dort wurden sie angehört und befragt, ob es nicht einen Volksaufstand in Loudun gegeben habe und ob man diesen nicht in einer Versammlung der Reformierten, an der die Pastoren teilgenommen hätten, beschlossen habe. Darauf antworteten sie sehr sachdienlich und wurden zunächst gegen eine Kaution freigelassen. Nach einigen Tagen wurde ihnen diese Kaution erlassen und zurückgesandt.

Schließlich kam Laubardemont am 5. Dezember nach Loudun zurück und ließ ihnen die oben erwähnte Verordnung des Staatsrats vom 23. Mai zustellen. Die Protestantenten hatten sich in einem Protokoll erbitten, diese zu befolgen. Sie kündigten an, sich durch ihre unterwürfigsten Eingaben bei Seiner Majestät zu beschweren, der diesen Befehl erlassen hatte, ohne daß man sie angehört oder hinzugerufen hätte, und sie übergaben die Schlüssel des Hauses. Es wurde den Nonnen übereignet, die bald darauf benachbarte Häuser und die umliegenden Gärten kauften. Seit jener Zeit fügten sie noch so beträchtliche Flächen hinzu, errichteten so viele Gebäude in ihrem Kloster und kauften so viele Zehnthöfe, Ländereien und Güter auf dem Land, daß man sicher sein kann, daß die angeblich teuflische Besessenheit sie nicht nur aus ihrem ur-

sprünglichen Zustand der Armut gezogen hat, sondern daß ihr Haus heute auch als eines der reichsten Gemeinschaften ihres Ordens angesehen werden kann. Das Aufsehen, das diese Angelegenheit erregte, hatte die ganze Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich gezogen, und die Teufel, die nur erschienen, um das Volk zu unterhalten und ihm zu gefallen, und die es dadurch von den Wundern der Besessenheit abgelenkt sahen, ruhten sich aus und nahmen sich Zeit, um sich von vergangenen Anstrengungen zu erholen und sich auf neue Taten bei der Ankunft ihres berühmten Beschützers Laubarde-mont vorzubereiten, der sie wissen ließ, er komme bald, um sie zu ermutigen und sie mit seiner Autorität zu decken. Pater Surin, dessen Leitung noch nichts Besonderes außerhalb seiner Person hervorgebracht hatte, hielt es für angebracht, während man auf den Kommissar wartete, durch irgendein Wunder die Ehre der Beschwörungen zu heben, die zu schwinden begann. Im Körper der Oberin waren die Teufel Leviathan, Béhémot, Balaam und Isaacarum verblieben, nachdem man Asmodée, Aman und Gresil mit Hilfe des verstorbenen Pater Lactance ausgetrieben hatte. Der Jesuit unternahm es nicht, sie alle auf einmal zu vertreiben, denn es war zu wichtig, immer die beste der Schauspielerinnen auf die Bühne bringen zu können. Besser war es, die Macht der Kirche nur mäßig anzuwenden und die arme Besessene nicht, wie man die Macht hatte, ganz zu befreien, wie es die Barmherzigkeit verlangte, denn man wollte nicht die berühmteste der Besessenen, die es am besten verstand, die Augen der Öffentlichkeit zu beeindrucken, in den Ruhestand versetzen. Man beschloß deshalb, zunächst nur Leviathan zu vertreiben. Der war ein sehr gesprächiger Teufel und hielt manchmal lange Reden, wie es in der zweiten Ausgabe des in Saumur bei Louis Macé gedruckten Buches »Der Ruhm des heiligen Josef ...« erscheint, in dem man den Teufel sagen läßt, es sei seine Hauptaufgabe, die Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen und die Liebe der Geschöpfe zu Gott zu durchkreuzen. Bei dieser Beschäftigung erleide er eine neue Hölle, da er nicht verhindern könne, daß man sich an Gott wende. Er sei sehr unglücklich, daß er nach Loudun gekommen sei, um die Nonne heimzusuchen, denn man lasse sie, ihm zum Trotz, fasten und das Büßerhemd tragen, was für ihn schlimmer sei als die Hölle. Er wäre schon längst aus der Nonne ausgefahren, wenn Gott ihn nicht gezwungen hätte, dort zu bleiben. Er habe ja schon seit langer Zeit Körper besessen, aber in keinem habe er sich so geärgert wie in diesem. Der Autor des Buches fügt hinzu, man habe ihn mit größter Aufmerksamkeit des Geistes und allen Fähigkeiten der Seele suchen müssen, wohin er sich sich auch gleiten ließ und entschwand und sich in den natürlichen Neigungen und den Wurzeln der Unvollkommenheit festsetzte, wo er sich wohlfühlte wie auf seinem eigenen Gebiet. Wenn er eine Verschanzung habe aufgeben müssen, habe er sich in eine andere begeben. Es sei notwendig gewesen, ihn überall zu suchen und ihn nach und nach zu entwurzeln, worauf er sich beklagt und geschrieen habe: »Du nimmst mir mein Nest, und wo bleibe Ich?« wobei er unter »Nest« nicht große Sünden verstanden habe, sondern kleine Verfehlungen, die andere »Tugend« nennen. Der Teufel habe sich den Absichten der Beschwörern widersetzt sowohl durch Gewalt, indem er Grausamkeiten verübt habe, die Gott ihm als großen Verdienst zugestanden habe, als auch durch List, indem er sein Recht auf Versuchung und Besessenheit ausgeübt habe. Man habe gegen ihn die Hilfe der heiligen Schutzengel und der Vorsehung angewendet und mit einer unglaublichen Anstrengung habe man sich der Gnade gegen die von Satan unterdrückte Natur bedient. Dieser Kampf habe mehrere Monate gedauert, und man habe mit Bewunderung gesehen, wie die Dinge, die sich sonst in den geheim-

sten Winkeln des Herzens abspielten, sichtbar und fühlbar geworden seien. Endlich sei der Teufel gewichen, weil er es vorgezogen habe, sich zu verabschieden anstatt festgehalten zu werden, seitdem man sein Haus in ein Gefängnis verwandelt hatte. Dieses Buch berichtet auch noch, die Besessenheit von Loudun sei eine der seltsamsten und heikelsten gewesen, die man je gesehen habe. Sie sei begründet in der Ausübung der Magie und der böswilligen Anwendung der menschlichen Freiheit, wobei Gott sehr nachsichtig sei, indem er den freien Willen seiner Geschöpfe respektiere. Die Hauptabsicht der Magier sei es, das Wohnen der Dämonen in diesen Körpern zu verdecken, und deshalb seien auch die äußereren Anzeichen, die man bei den anderen Besessenheitsfällen beobachtet habe und die allein durch die Macht Satans hervorgebracht würden, nicht so zahlreich und auch nicht so groß.

Als dieser Teufel vertrieben war, teilte man es dem Bischof von Poitiers mit und fügte ein Protokoll der Austreibung bei, dessen Kopie hier folgt:

»Nachdem am Montag, dem 5. November 1635, der Teufel Isaacarum, einer der vier Dämonen der Mutter Oberin, in der Ursulinenkirche, wo Hochwürden Pater Surin von der Societas Jesu beschwore, das Sakrament angebetet hatte, wurde der Körper der Besessenen plötzlich auf die Füße erhoben, und Leviathan, der Anführer der ganzen Teufelsbande der Besessenheit von Loudun, erschien unerwartet an der Stelle von Isaacarum und kündigte sich mit geringsschätzigem Hochmut und einer überheblichen Geste wie der einer Königin bei schönem und lachendem Gesicht an. Darauf sagte der Austreiber wie gewohnt in lateinischer Sprache zu ihm: ›Da ist ein Teufel, der Schönes tut, aber zum Ruhme Gottes und zur Erbauung der Seelen will ich, daß er sofort seine Häßlichkeit zeigt‹, und als die Hymne ›Gloria ...‹ gesungen worden war, wurde der Körper der Oberin zu Boden geworfen, und sie zeigte ein schreckliches und furchterregendes Gesicht, wobei sie alle ihre Glieder auf seltsame Art verdrehte. Sie wandte das Gesicht zu Boden, um nicht gesehen zu werden, und erhob sich dann mit sehr majestatischem Gesichtsausdruck, setzte sich arrogant auf einen Stuhl, neigte den Kopf feierlich und schien etwas sagen zu wollen. Der Austreiber zwang sie in einem sofortigen Befehl, sich zu erniedrigen und sich zu Boden zu werfen, und er fragte den Teufel, ob es nicht wahr sei, daß Jesus Christus ihn in diesem Mädchen besiegt habe. Jener antwortete durch sie in gotteslästerlicher Weise, mit klagender Stimme und niedergeschlagenem Gesichtsausdruck: »Das ist nur allzu wahr für mich.« Als man ihn daraufhin drängte, seine Anbetung zu vollenden, warf er sich dem Pater zu Füßen, rollte sich in schrecklichen Bewegungen umher, küßte ihn mehrmals, und während man das ›Magnificat‹ sang, breitete er Arme und Hände versteifend aus, stützte den Kopf gegen die Füße des Austreibers in der Mitte der Altarstufe und zeigte einigen Zuschauern an der Fensterseite das Profil und ließ so eine Verletzung in Form eines liegenden Kreuzes sehen, aus der frisches, purpurrotes Blut floß und bei der die oberste und zweite Hautschicht, welche man Oberhaut und Lederhaut nennt, verletzt und aufgerissen waren. Im gleichen Moment rief der Pater, der das Zeichen des endgültigen Ausfahrens des ersten Teufels kannte, das von dem genannten Leviathan am 17. Mai 1634 in Gegenwart des Bischofs von Poitiers versprochen und beschrieben worden war: ›Da, meine Herren, Gott sei Dank, das Zeichen des Ausfahrens; Leviathan ist draußen!‹ Und als im gleichen Moment die Oberin ein so bescheidenes und ernsthaftes Gesicht machte und einen so ruhigen und wachen Geist zeigte, da bemerkten die Zuschauer, daß trotz des Blutes, das sie auf der Stirn hatte, der Finger Gottes und der Strahl sei-

ner Barmherzigkeit zugegen war, was sie im gleichen Moment veranlaßte, unter Freudentränen ein ›Tedeum‹ zu singen. Darauf beschlossen die Austreiber, Isaacarum erscheinen zu lassen, um von ihm Rechenschaft über die Verletzung zu erlangen, und nachdem man zu diesem Zweck die Hymne ›Memento salutis Auctori ...‹ gesungen hatte, zeigte der erwähnte Isaacarum sich mit einem schrecklichen Benehmen auf dem Gesicht der Oberin. Dann schrie er dreimal unverschämt: ›Jetzt bin ich der Meister, jetzt bin ich der Meister ...‹, und auf die Frage, inwiefern er es sei, sagte er: ›Weil der Meister weg ist.‹ Man fragte ihn, ob das wahr sei, wo er doch ein so großer Lügner sei, und er gab zurück: ›Es ist wahr, wie das Fleisch Gottes in jenem Tabernakel dort ist.‹ Auf die Frage, wo Leviathan zur Zeit sei, gab er zurück: ›Was weiß ich? Ich denke, in der Hölle.‹ Auf die Frage, was sein plötzliches Verschwinden verursacht habe, antwortete er wie gewöhnlich verneinend: ›Ich weiß nichts. Josef ist gekommen und hat ihn in Gottes Namen eingeschüchtert und ihm gesagt, daß keine Zeit mehr bleibe, den Vertretern der Kirche zu widerstehen, und daß er genug triumphiert habe.‹ Als er schließlich gedrängt wurde, zu sagen, ob das blutige Kreuz auf der Stirn von Menschenhand sei, verneinte er und beschwore es. Daraufhin erklärte der Pater den Anwesenden kurz drei Dinge: Die Oberin habe sich auf seinen Rat, den er ihr gegeben habe, als er mit den Austreibungen begonnen habe, unter den Schutz jenes heiligen Patriarchen begeben. Seit zwei Monaten habe sie ihre Hingabe zu ihm sehr gesteigert und schließlich habe sie vor zwei Tagen das Gelübde getan, das kleine Offizium des betreffenden Heiligen ein Jahr lang jeden Tag zu beten. Diese Akte ist unterschrieben vom Schreiber der Kommission, von Laubardemont und von acht Austreibern, Jesuiten und Kapuzinern, von einigen Priestern, Pfarrern und Geistlichen, sowie von einigen Offizieren des Amtshauses, des Stadtrates und des Salzspeichers von Loudun.«

Nachdem ein solches Protokoll als echt bestätigt und unterschrieben worden war, wie kann man da noch an der Wahrheit des Wunders zweifeln? Und ist es nicht unvorsichtig von den Ungläubigen, wenn sie behaupten, die Nonne habe sich diese Wunde, während sie am Boden rollte, mit einem kreuzförmigen Eisen, das sie in ihren Kleidern oder in ihren freien Händen habe verbergen können, selbst beigebracht und habe sich nur eine leichte Verletzung angetan, da sie es nicht für geraten gehalten habe, eine tiefere zu erzeugen? Es ist wahr, daß man, um dieser Beweisführung und den Vorurteilen sich entziehen zu können, zugab, daß die Wunden, die von den drei zuerst ausgefahrenen Teufeln beigebracht worden seien, verdächtig seien, wie man an höchster Stelle und auch schriftlich erklärt hatte. Diese Teufel, die es so gut meinten und im Herzen die Absicht trugen, den Unglauben der Widersacher zu verwirren, mußten mehr Vorsicht walten lassen und durften keinen Umstand vergessen, der die Öffentlichkeit zufriedenstellen und sie vollends von der Besessenheit überzeugen konnte. Aber gab es einen Grund, sich so an den Launen der Öffentlichkeit zu stören? Welchen Vorteil brachte das? Ein Teufel hatte vor langer Zeit etwas in Gegenwart des Bischofs von Poitiers versprochen. Jetzt hatte er es gehalten; ein anderer Teufel diente ihm als Zeuge. Er hatte seine Aussage gemacht und sie durch eine feierliche, wohlgesetzte Rede bestätigt, die in keiner Weise zweideutig war, »so wahr wie das Fleisch Gottes in jenem Tabernakel ist.« Und alles wurde wohl bestätigt von vielen Geistlichen und anderen Ehrenmännern, die alle gut mit den Dämonen befreundet waren, die mit ihnen häufigen Umgang hatten, Geschäfte mit ihnen machten und ihre Ehrlichkeit kannten. Was kann man da noch sagen und welch tiefen Unglauben muß man haben, um so vielen Beweisen widerstehen zu

können?

In der Biographie des Paters Josef kann man weitere Einzelheiten über die Vertreibung Leviathans nachlesen. Hier einige davon: »Die Oberin war noch von den vier Teufeln Leviathan, Isaacarum, Balaam und Béhémot besessen. Ihre Kunststücke versetzten Pater Surin in eine große Notlage. Um jene auszutreiben, stellte er die Oberin Anfang des Jahres 1635, acht Tage nach der Berufung von Pater Josef zum Kardinal, unter den Schutz des heiligen Josef, und alle, die mit den Austreibungen zu tun hatten, vollbrachten nur noch Wunder unter der Obhut dieses Heiligen. Bisher war er noch nicht gegen Dämonen angerufen worden, und wir danken Pater Josef diese Entdeckung. Leviathan, der Anführer der Gruppe, bemerkte, daß seine Kameraden sich nur sehr schwach verteidigten. Es schien, als wolle er jetzt selbst auftreten, um dem Pater Surin Fallen zu stellen. Die Teufel verschwanden nicht, und da man glaubte, das sei der Fehler Pater Surins, setzte man Pater Doenlap an seine Stelle. Sobald Pater Surin aber merkte, daß man ihm seine Beschäftigung nehmen wollte, führte er einen meisterhaften Schlag aus. Unter dem Vorwand, seinem Nachfolger zeigen zu wollen, wie man sich bei den Austreibungen zu verhalten habe, befahl er Leviathan, auszufahren und dabei das beschriebene Zeichen zu hinterlassen. Dieser Dämon war ein großer Schwätzer und wollte sprechen, aber ein Handzeichen von Pater Surin gebot ihm Schweigen. Also fuhr er aus und grub auf die Stirn der Nonne ein blutiges Kreuz. Nach einem so aufsehenerregenden Geschehen sprach man nicht mehr davon, Pater Surin zu entlassen. Als er sich seines Bleibens sicher war, fragte er Isaacarum, was aus Leviathan geworden sei, und jener antwortete, Josef sei gekommen, um ihn zu verjagen.«

Dieses letzte Wunder wurde bald von einem neuen gefolgt, das an der gleichen Person bei der Vertreibung des Teufels Balaam ausgeübt wurde. Hier das Protokoll, das man dann davon veröffentlichte:

»Donnerstag, den 29. November 1635. Von Uns, dem königlichen Ratgeber am Präsidialsitz von Flèche, Jacques Denieu, und vom Vertreter des Königs, der von ihm beauftragt ist, die Tatsachen der Beschwörungen zur Kenntnis zu nehmen, an den Ratgeber Seiner Majestät in Staats- und Privatangelegenheiten, Herrn Laubardemont, der sich in Loudun in der Kirche der Ursulinerinnen zusammen mit dem Schreiber der Kommission, Nozai, aufhält.

Hochwürden Pater Surin von der Societas Jesu hat einen Brief vom Herrn Erzbischof von Tours erhalten, in welchem dieser ihm befiehlt, so zu handeln, daß der englische Edelmann, Herr Montagne, sich am Anblick dessen, was bei den Beschwörungen vor sich gehe, erbauen könne. Pater Surin wandte sich der sorgfältigen Beschwörung der Oberin genannter Nonnen zu, und zwar in Anwesenheit des erwähnten Herrn Montagne und der englischen Herren Killigrew und Scandret und anderer hervorragender Persönlichkeiten. Bei dieser Beschwörung erschien der Teufel Balaam und ahmte die Bewegungen und Stellungen nach, die man von Isaacarum und Behemot zu sehen gewohnt ist. Der Pater dachte, es sei Isaacarum, und er befahl ihm, einen Vorfall zu begründen, der seit acht Tagen die Oberin in geistiger Verwirrung hielt, wobei sie ständig die Neigung zum Essen und zum Schlafen zeigte, was ihr mehr Qualen bereitete als die sonstigen schmerzhaften Dinge. Der Teufel antwortete, das sei so geplant, und als der Pater in ihn drang, um mehr über diesen Plan zu erfahren, zog der Teufel sich zurück. Dann wurde ein ›Magnifikat‹ gesungen, und der Teufel kam in der gleichen Gestalt des Isaacarum zurück. Der Pater stand auf seinem Vorhaben und befahl ihm, sich wie ge-

wohnt zu Boden zu werfen und dem heiligen Sakrament die Ehre zu erweisen, was dieser befolgte. Mitten in dieser Handlung hielt er aber plötzlich inne und erschien in Gestalt des Balaam auf dem Gesicht, zwar etwas traurig und entmutigt, aber doch mit einigen Anzeichen des Lachens, woran man ihn erkannte. Der Pater sagte zu den Zuschauern, dies sei Balaam, was der Teufel zugab. Als man sah, daß das Gesicht bleich und starr wurde, sagte Pater Surin: ›Du erbleichst aus Schuldgefühl. Was hast du getan?‹ Er antwortete: ›Wirklich, ich habe das Übel vollbracht, über das du klagst.‹ Der Pater bestand darauf, daß er offen sagen solle, was er meine, und nach einem Widerstand fuhr dieser fort: ›Ich selbst war es, der in der Kranken diesen außerordentlichen Hunger und diese ungewöhnliche Müdigkeit verursacht hat, und ich habe sie so von allen ihren gewohnten Gebeten und Frömmigkeitsübungen abgehalten.‹ Danach blieb das Gesicht weiterhin bleich bis zum Äußersten, und da sah der Pater, daß der Teufel nicht mehr konnte. Er nahm an, jener sei bereit, aus dem Körper auszufahren, und befahl ihm ganz eifrig, dies zu tun. Da der Körper des Mädchens auf den Knien lag, sich nach hinten auf die Fersen hockte und den rechten Arm in die Luft erhob, damit alle ihn sehen konnten, bemerkten Wir und einige andere Anwesende, nämlich Herr Demorans, der Vertreter des Herrn von Poitiers, die Jesuitenpatres und die Austreiber Aginot und Bacheleirie, der Kapuzinerpater und Austreiber Luc, die erwähnten englischen Herren, der Schreiber Nozai und Herr du Fresne, Bürger von Loudun, sowie vor allem der Austreibende, Pater Surin, wie sich an der Unterseite der Hand eine blutige Schrift bildete, die den Namen Josef zeigte. Als der Pater das sah, rief er, dies sei das Zeichen, daß Balaam ausgefahren sei. Der Name war in lateinischen Großbuchstaben geschrieben, und der Pater sagte, dieses Zeichen sei am ersten Jag des vergangenen Oktober dem Teufel abgezwungen worden, so daß es hier so erscheine. Pater Surin wies darauf hin, daß die Mutter Oberin durch Vermittlung des heiligen Josef besondere Gnade empfangen und daß Balaam zugegeben habe, jener Heilige sei sein besonderer Feind im Himmel, und deshalb habe er ihn gezwungen, als Zeichen seines endgültigen Ausfahrens des Namens Josef zu schreiben statt Balaam, wie er es vor zwei Jahren versprochen hatte, denn der Pater hielt es für besser, wenn eine geistliche Person den Namen eines Heiligen auf der Hand habe und nicht den eines Teufels. Deshalb habe er den Teufel mehrmals bedrängt, dieses Zeichen zu versprechen, ohne daß jener aber zugestimmt habe. Da habe er das Mädchen überzeugt, daß man einige fromme Handlungen dafür begehen müsse, worauf diese dann neun Tage lang täglich zur Kommunion gegangen sei und irgendeine Bußübung zu Ehren dieses Heiligen vollzogen habe. Als dies getan war, erschien am neunten Tag der Teufel Balaam bei der Beschwörung, ohne daß der Austreiber sich hiernach erkundigt hatte, und zwar ganz im Gegensatz zu seiner Gewohnheit in einer schrecklichen Form, biß wütend in den unteren Teil der rechten Hand und gestand, er sei vom Schutzengel des Mädchens im Namen des heiligen Josef gezwungen, das befohlene Zeichen im Augenblick seines endgültigen Ausfahrens zu geben. So versprach er es und beschwore es nicht ohne Bedauern beim heiligen Sakrament und sagte, er habe gemeint, wenn er schon selbst nicht in den Himmel kommen könne, so wäre doch wenigstens sein Name auf der Hand dieses Mädchens dorthin gekommen. Seinem Versprechen gemäß geschah, was oben beschrieben wurde, und der erwähnte Name war so tief eingegraben, daß man die Oberhaut, die Lederhaut und das Fleisch geöffnet sah. Als hierauf das Mädchen wieder zu sich kam, sang man ›Te Deum laudamus ...‹, und danach entschloß

man sich, einige Teufel erscheinen zu lassen, um zu erfahren, wie die Sache geschehen sei. Darauf befahl der Pater, der das Sakrament in der Hand hielt, dem Teufel, der im Körper zugegen sei, sich zu zeigen, um über das zu reden, worüber man ihn befrage, und zugleich zeigte sich Béhémot mit seinem bekannten garstigen Gesicht. Als man diesen fragte, wer den Namen auf die Hand geschrieben habe, antwortete er, es sei Balaam gewesen, der allein erschienen sei und die anderen nur nachgeahmt habe. Auf die Frage, ob jener wirklich ausgefahren sei, antwortete er: ›Ja, beim Fleisch und Blut Gottes, das dort ist‹, wobei er auf das Sakrament wies. Man fragte ihn, wer ihn zum Ausfahren gezwungen habe, und er streckte die Hand aus und sprach: ›Das war sein Feind, dessen Name dort geschrieben ist. Er kam, befahl ihm, sein Spiel zu unterlassen, sein eigenes Gesicht zu zeigen und zu erklären, daß er der Urheber der Unordnung sei, die die Oberin seit acht Tagen quäle, und als Strafe für diese Unordnung habe er auf der Stelle ausfahren sollen.‹ Man fragte ihn noch ganz ausdrücklich nach dem Grund des Ausfahrens, und er sagte, er sei vertrieben worden, weil er die Werke Gottes behindert habe. Auf die Frage nach diesen Werken antwortete er: ›Gebet, Fasten, Buße und jede andere Art der Andacht‹, indem er die aufgezählten natürlichen Handlungen in Unordnung gebracht habe. Man drängte ihn, die Unordnung genau zu benennen, und woraus sie bestehe, und er sagte, das sei, wie bereits gesagt, sie unaufhörlich essen, schlafen und schäkern zu lassen und sie zu veranlassen, die anderen Nonnen bei ihren frommen Handlungen und Aufgaben zu behindern. Darauf sagte der Pater zu ihm: ›Du wirst eines Tages ebensolche Absichten haben wie er und zur Strafe wirst du gezwungen, wie er auszufahren‹, worauf jener mit einem Schwur antwortete: ›Ich werde sicher gehorchen. Ich fahre aus, ohne mich bitten zu lassen, denn ich leide zu große Qualen.‹ Als er nun das Ziborium anstarrte, fragte ihn der Pater: ›Was siehst du so an?‹ und er antwortete: ›Ich betrachte den, der keine körperlichen Augen braucht, um alles zu durchdringen.‹ Hiervon haben Wir, der Vertreter des Königs, Unser Protokoll gemacht und von den Anwesenden unterzeichnen lassen, um die Wahrheit dessen zu bestätigen, was der Schreiber vorher laut vorgelesen hat. Gezeichnet Denieau. Jean Josef Surin von der Societas Jesu. Montagne bestätigt, die Buchstaben auf der Hand entstehen gesehen zu haben. Thomas Killigrew. Und darunter steht auf englisch, von Herrn Montagne ins Französische übersetzt: ›Ich habe ihre Hand weiß gesehen wie meinen Kragen, und plötzlich wechselte die Farbe längs der Vene, wurde rot, und im gleichen Moment entstand ein Wort, das Wort Josef.‹«

Nach diesem Zeugnis befand sich Mylord Montagne, dieser neue Anhänger, dem die Austreiber von Loudun auftragsgemäß Erbauung geboten hatten, an der Seite Mazarins, als jenem die erwähnte Besessene von Blast vorgeführt wurde. Er sah ihre Verdrehungen, Verstellungen und die an ihr verübten Beschwörungen, aber auch die Untersuchungen, wie sie an den Besessenen von Loudun nie vorgenommen waren. Er sah gleichzeitig, daß niemand jene nachahmen konnte. Statt ihr günstige Bestätigung zu geben, verbannte Mazarin sie aus der Diözese und verbot ihr, sich jemals als besessen zu bezeichnen. Das veranlaßte Mylord nachzudenken, wie leicht er doch den Besessenen von Loudun ein Wunder bestätigt hatte, und daß er vielleicht nicht so weit gegangen wäre, wenn er dieses Abenteuer hier schon erlebt gehabt hätte. So wurden also die unglücklichen Besessenen weiterhin von Teufeln bearbeitet und gequält, ohne daß ihre Austreiber sich Mühe gaben, sie davon zu befreien, so als ob es

darum ginge, irgendwelche große Herren zu erbauen und die Prälaten zu befriedigen, deren Empfehlungsschreiben jene Herren mitbrachten. Als man einige Chirurgen beauftragte, die Schrift des Namens zu untersuchen, entdeckten sie eine Entzündung, was sie zu dem Verdacht veranlaßte, daß diese nicht durch die Einwirkung eines Geistes, sondern durch Menschenhand verursacht sein könnte, denn sie wußten, daß es sehr leicht war, einen ähnlichen Eindruck auch mit Scheidewasser oder anderen Mischungen hervorzurufen. Denieau aber hielt ihre Protokolle zurück und unterdrückte sie. Er ließ andere Chirurgen holen, die günstiger darüber sprachen, die es aber trotzdem nicht wagten oder nicht vermochten, die Tatsache zu verschleiern, die schließlich die Austreiber in einem ihrer Bücher zugeben mußten: »Mit dem von Balaam geschriebenen Namen Josef ist etwas Sonderbares geschehen. Nachdem er zwei Wochen lang sehr gut auf der Hand der Oberin zu sehen gewesen war, ohne daß eine Entzündung oder Eiterung erschien, biß Isaacarum sie in seiner Wut in die Hand, und zwar so sehr, daß ein großes Übel genau an der Stelle dieser Schrift entstand. Nach einem entzündlichen Tumor bildete sich eine Kruste, die den Namen Josef völlig verschwinden ließ. Der Name war zehn oder zwölf Tage nicht zu sehen, doch als die Kruste getrocknet und abgefallen war, bildeten sich nach und nach die früheren Buchstaben erneut, und als sie wieder ganz da waren, zeigten sie sich so schön wie zuvor, was sich nach dem angekommenen Bericht der Chirurgen natürlich nicht hätte zutragen können.«

Sie fügten hinzu, daß Béhémot, als er hierüber befragt wurde, sagte: »In Wirklichkeit hätten diese Buchstaben natürlich nicht wieder erscheinen können, aber Gott hat Isaacarum, der die Schrift durch seinen Biß zerstört hat, gezwungen, diese wieder in ihren ursprünglichen Zustand zu versetzen.«

Sie fahren fort: »Schließlich hat man gesehen, daß die Vorsehung Gottes sowohl die Frömmigkeit eines armen, kranken Mädchens belohnt, als auch die Beweise, die sie zu deren Befreiung gegeben haben, aufrecht erhalten will. Es besteht Grund genug, anzunehmen, daß dieser Name und die, die noch geschrieben werden, für den ganzen Rest des Lebens dieses Mädchens erhalten bleiben.«

Die Ungläubigen aber hatten Gefühle, die dem Zeugnis von Béhémot widersprachen. Sie glaubten nämlich, die Entzündung sei verursacht durch die Schmerzen, die beim Schreiben des Namens Josef entstanden seien, und daß die Buchstaben sich mit der Zeit verwischen würden, und wenn man behauptete, sie würden von Zeit zu Zeit vom Schutzengel der Oberin erneuert, so meinten jene, das geschehe nicht durch das Wirken dieser Engel, sondern durch Scheidewasser. Und tatsächlich blieben am Ende ihres Lebens die Buchstaben verwischt, als die Magerkeit ihrer Hand diese Verletzung verhinderte, wie man später noch sehen wird.

Unterdessen nahm auch die Besessenheit von Chinon ihren Lauf, wenn auch ohne viel Aufsehen. Der Hof war ihr nicht so zugetan wie jener von Loudun, und zwar wegen eines Berichts, der dem König von Seiten des Kardinals von Lyon und von Seiten der Bischöfe von Nîmes, Chartres und Angers vorgelegt worden war oder vielmehr deshalb, weil der Kardinal Richelieu kein Interesse daran hatte und weil es in Chinon niemanden gab, der ihm so zuwider war wie Grandier. Die Strafe, die dieser arme Priester hatte erleiden müssen, erlaubte es diesen vier Prälaten, die sich im November 1634 in Bourgueil zusammengefunden hatten, nicht, an der Tatsache der Besessenheit von Loudun zu röhren, welche durch das Urteil des Bischofs von Poitiers und anschließend

durch den Erlaß der Hofkommissare für wahr erklärt worden war, obwohl sie Anlaß hatten zu glauben und wohl auch tatsächlich glaubten, daß sie falsch und vorgetäuscht war. Die Bischöfe von Nîmes und Chartres waren auch nach Loudun gekommen und hatten den Teufeln ein Rätsel zu raten aufgegeben, das sie vorher untereinander vereinbart hatten, ohne daß sie es jemanden wissen ließen. Der Teufel, der in ihrer Gegenwart beschworen wurde, gab sich, wie sonst auch bei solchen Gelegenheiten, lange Zeit störrisch. Schließlich erklärte er, er werde nur im kleinen Kreis reden. Die Bischöfe nahmen ihn beim Wort. Sie hatten nicht die Absicht, die Öffentlichkeit zu unterrichten oder zu unterhalten. Sie wollten nur die Wahrheit aufdecken. Sie sagten, es sei ihnen nicht wichtig, ob er es in kleinem Kreis oder öffentlich sage – Hauptsache, er sage es. Nun mußte der Teufel, um sich aus der Schlinge zu ziehen, zu einem neuen Mittel greifen, das auch nicht besser war als die vorigen. Er sagte, daß der Teufel, der das Geheimnis kenne, sich gerade zurückgezogen habe. Davon waren die Bischöfe gar nicht so erbaut, wie es der Herr Montagne in der Folgezeit war. Sie hatten ja auch keine Empfehlungsschreiben des Erzbischofs von Tours. Diese Bischöfe machten sich also Gedanken über die Aufregung, die diese Besessenheit bei einigen guten Katholiken verursacht hatte, und über den Spott über diese unwürdige Art, in der man sich der Macht der Kirche bediente und so das Sakrament mißbrauchte, welchen die Ketzer besorgt hatten. Sie beschlossen, die Besessenheit von Chinon zu überprüfen, über die bisher noch kein geistlicher oder weltlicher Gerichtshof geurteilt hatte. Deshalb luden sie Barré vor und befahlen ihm, die Mädchen mitzubringen, die er normal erweise beschwört. Der Befehl der Prälaten wurde ausgeführt, aber die angeblich Besessenen waren dermaßen verwirrt und geblendet von deren Gegenwart, daß sie nicht ein einziges Mal wagten, den Mund zu öffnen, um ein Wort zu sagen. Der Kardinal von Lyon stellte ihnen vergeblich einige Fragen. Sie blieben stets stumm. Man fragte Barré, warum sie nicht antworteten, und er sagte: »Es muß wohl so sein, daß zwischen den Magiern und den Teufeln ein Schweigepakt geschlossen worden ist.« Man gab zurück, daß er als Austreiber diesen Pakt brechen können müsse, da er im Namen und mit der Macht der Kirche arbeite. Er aber weigerte sich, dies zu tun. Die Prälaten, die unvoreingenommen, klug und rechtgläubig waren, säumten nicht, nach der Ursache für diese Weigerung zu suchen. Der Verdacht, den sie gegen ihn hegten, beunruhigte ihn. Er fürchtete die Folgen und er versuchte, diesen zuvorzukommen, indem er das Sakrament in die Hand nahm und in Gegenwart aller Anwesenden erklärte, er glaube, daß die Dämonen in den Mädchen steckten, die er beschwört – er glaube dies ebenso sicher, wie er auch an die körperliche Gegenwart Christi im Brot und im Wein glaube. Die Prälaten sagten ihm, es sei sehr waghalsig, so etwas zu behaupten, denn er habe nicht genug Autorität, um eine solche Frage zu entscheiden. Wenn diese Mädchen nicht tatsächlich besessen seien, so würden sie doch glauben, es zu sein, teils wegen der Melancholie, teils wegen der guten Meinung, die sie von ihm hätten. Einer von ihnen sagte sogar, wenn Barré seiner Gerichtsbarkeit unterstünde, würde er ihn züchtigen lassen. Als einige Zeit darauf der Kardinal von Lyon bei Hof war, berichtete er dem König von den Dingen, die in seiner Gegenwart in Bourgueil geschehen waren, und er überzeugte Seine Majestät so gut davon, daß jene Mädchen nicht besessen seien, daß Seine Majestät einen versiegelten Brief an den Erzbischof von Tours sandte, welcher später veröffentlicht wurde und dessen Abschrift hier folgt:

»An den Herrn Erzbischof von Tours.

Ich habe erfahren, daß Barré, Pfarrer von St. Jacques in Chinon, trotz aller wohl begründeter Ratschläge und Meinungen, welche ihm mitgeteilt wurden, viele Mädchen und Frauen von Chinon beschwört, die überhaupt nicht besessen sind. Das wurde mir von mehreren Prälaten berichtet, die voll über diese Sache informiert sind, und auch sogar von meinem Vetter, dem Kardinal von Lyon, in dessen Gegenwart jene von Barré beschworen wurden. Daraufhin schien es mir notwendig, den bösen Folgen, die daraus entstehen können, zuvorzukommen, und ich ließ Ihnen diesen Brief durch den Herrn Bischof von Nîmes verfassen. Ich schicke ihn zu Ihnen durch einen Eilboten, um mit Ihnen über das Thema dieser Unordnung in einen Meinungsaustausch zu treten. Ich fordere Sie auf, Ihre Autorität einzusetzen, um ihr Einhalt zu gebieten, so wie Sie auch glauben sollen, daß dieses mein Anliegen ist. Daß ich mich auf Sie ver lasse, brauche ich Ihnen eigentlich nicht ausdrücklich zu sagen; ich bitte Gott, Herr Erzbischof von Tours, daß Er Sie in Seine heilige Obhut nehmen möge. Verfaßt zu Saint-Germain-en-Laie, den 19. Dezember 1634.«

Als der Erzbischof von Tours diesen Brief erhalten hatte, ließ er den Hof wissen, daß eine beachtliche Geldsumme nötig sei, um einen solchen Prozeß veranstalten zu können. Er sah aber, daß diese ihm nicht zur Verfügung gestellt werden würde, und da er weder gegen die Teufel noch gegen deren Austreiber Böses im Sinn hatte, unternahm er nichts gegen Barré. Dieser beschwore weiter und fügte diesen Beschwörungen noch häufig Predigten gegen die Verderbtheit der Sitten hinzu. Mit großem Eifer übertrieb er die Mängel seiner Zeit, so daß ihn die kleinen Leute für einen Heiligen hielten. Es gab sogar angesehene und verdiente Leute, die durch den Exzeß seiner Heuchelei getäuscht wurden. Auf seiner Seite stand ein Arzt namens Duclos, der die Wahrheit der Besessenheit von Chinon propagierte, denn er fand sich dazu verpflichtet, weil er bereits jene von Loudun bestätigt hatte, und er mußte diese nun auch durch sein Zeugnis begünstigen. Sein Gegenspieler war Quillet, ein anderer Arzt, der im Jahre 1635 ein ausgezeichnetes Gedicht gegen den Klerus veröffentlichte, der zu dieser Zeit in Paris zusammengekommen war. Darin macht er sich trefflich lustig über alle Kunstgriffe der Austreiber und zeigt, daß die Melancholie oder vielmehr der Wahnsinn Barrés und der Mädchen, die er beschwore, die einzigen Teufel waren, die in ihnen steckten; und nachdem er mit stichhaltigen Gründen bewiesen hatte, daß diese Besessenheit falsch sei, forderte er den Klerus auf, seine Autorität zu nutzen und die Kühnheit jener kleinzuhalten, die sich solch skandalöser Mittel bedienten, und ihnen schwere Strafen und Züchtigungen aufzuerlegen. Der Klerus aber war durch die Lektüre dieses Gedichts in keiner Weise bewegt, und die Sprache der Götter schien die Ohren der Geistlichen nicht einmal berührt zu haben, die ihrer Meinung nach wegen wichtigerer Angelegenheiten zusammengekommen waren als wegen der Besessenheit zu Loudun und Chinon.

Es scheint, als ob der Zorn des Arztes Quillet noch durch den des Abtes Quillet nicht weniger übertroffen wurde als durch die Wendung der Gefühle dieses Arztes gegen die von Duclos. Hier folgt, was Herr Vassor über den Abt sagt:

»Das Abenteuer des Arztes Quillet darf nicht unerwähnt bleiben. Der Teufel einer Nonne drohte eines Tages damit, jeden Ungläubigen, der die Kühnheit besitze, sich vorzustellen, bis zum Deckengewölbe der Kirche hinaufzuheben. Der Abt Quillet war schockiert über diese freche Heuchelei und beschloß, den Teufel beim Wort zu neh-

men. Er ging am nächsten Tag in die Kirche, bot dem Teufel in Gegenwart der Austreiber die Stirn und erklärte, er könne nur über die Drohung lachen. Es heißt, der Teufel sei verblüfft gewesen und die ganze Teufelei sei so durcheinander geraten, daß der höchst erregte Laubardemont einen Haftbefehl gegen Quillet erlassen habe. Als der Abt nun merkte, daß das ganze Theater nur ein Spiel war, das Richelieu veranstalten ließ, schätzte er, daß weder Lou-dun noch Frankreich der rechte Ort für ihn sei, und floh alsbald nach Italien.«

Währenddessen setzte Pater Surin mit Erfolg seine Beschwörungen in Lou-dun fort. Anfang des Jahres 1636 arbeitete er an der Vertreibung des Teufels Isaacarum aus dem Körper der Oberin. Als aber der Teufel recht widerspenstig schien und weder gehorchte noch auf die Befehle, die ihm im Namen Jesu erteilt wurden, ausfahren wollte, begab sich der Austreiber glücklicherweise daran, die Namen von Maria und Josef anzurufen. Das erfährt man aus dem Büchlein, welches unter dem folgenden Titel veröffentlicht wurde: »Der Ruhm des heiligen Josef, des Siegers über die Hauptteufel der Besessenheit von Lou-dun, unter besonderer Berücksichtigung der Ereignisse am Tag der Könige dieses Jahres 1636 beim Hinausfahren des Teufels Isaacarum aus dem Körper der Mutter Oberin. Gewidmet dem Herrn Herzog von Orleans, dem einzigen Bruder des Königs.«

Dieses Buch berichtet, daß der Jesuitenpater um den Zustand der Mutter Oberin wußte. Er habe überlegt, daß sowohl sie als auch er selbst die Hilfe des Himmels dringend brauchten. Die Erfahrung hatte ihn in der Vergangenheit mehrmals gelehrt, welche Wohltaten die Seelen in dieser Zeit durch die Hilfe des heiligen Josef erhielten, und deshalb hielt er es für angebracht, diesen Heiligen nach der heiligen Jungfrau als Sonderbeschützer in dieser Angelegenheit zu ernennen. Man sagt weiterhin, daß dieser Heilige auserwählt worden sei wegen der Namensgleichheit mit dem bekannten Kapuzinerpater Josef, der sich beim Kardinal Richelieu als Beschützer der Austreiber verwandte. Der Kardinal schien nämlich nicht mehr sosehr an der Besessenheit interessiert zu sein, nachdem Grandier hingerichtet worden war, und er ließ nur widerstreitend die beachtlichen Pensionen auszahlen, die zu Anfang den Beschwörern zugebilligt worden waren.

Tatsächlich war der Kardinal zufriedengestellt, wie der Autor von Pater Josefs Biographie berichtet und wie es mehrere Werke und Berichte aus jener Zeit bezeugen. Hier ist ein Auszug daraus:

»Der Kardinal war zufrieden. Der angebliche Urheber der Satire von Loudun war tot. Alle Verfasser von Streitschriften waren entsetzt über eine so grausame Behandlung, daß sie ankündigten, sie würden keine weiteren verfassen, oder daß sie zumindest keine Lust hätten, diese bekannt werden zu lassen. So blieb nur noch Pater Josef zufriedenzustellen. Er besaß ein so hohes Ansehen, daß ganz Frankreich ihn nicht weniger fürchtete als den Kardinal. Ihm zum Gefallen galt es, etwas zu tun. Der Rest der Besessenheit diente also nur diesem Zweck. Ich will nicht, daß man mir das einfach glaubt. Man muß schon nach den Autoren urteilen, die zu jener Zeit geschrieben haben.«

Es gab jedoch noch andere Motive für das Fortführen der Besessenheit, unter anderem eines, das nicht weniger stark war als das, auf das in Pater Josefs Biographie angespielt wird, nämlich daß alle Urheber und Vertreter der Besessenheit, seien sie Geistliche, Laien, Beschwörer, Richter und Zeugen, und alle, die in dieser abscheulichen

Intrige geirrt hatten, ihr besonderes, dringendes und notwendiges Interesse daran hatten, sie fortbestehen zu lassen, um zu versuchen, damit neue Beweise ihrer Realität und der rechtmäßigen Verurteilung Grandiers zu liefern. In dem Buch »Der Ruhm des heiligen Josef« heißt es: »Isaacarum ist der Teufel, der die Mutter Oberin am meisten gepeinigt und ihr den größten Verdruß bereitet hat. Er hatte erklärt, er werde in Saumur zu Füßen der heiligen Jungfrau in der Ardilliers-Kapelle ausfahren, wie Béhémot schon früher versprochen hatte, am Grab des Genfer Bischofs François de Sales auszufahren. Denn obwohl dieser Heilige noch gar nicht kanonisiert war, hatte man ihn seit Anbeginn des übeln Spiels angerufen, und er hatte geholfen, die ersten Teufel auszutreiben. Als Anerkennung für diese Gunst legte die Gemeinschaft das Gelübde ab, jeden Tag bis Ostern den Psalm ›Laudate Deum omnes‹ zu singen. Dieser neue Akt der Anbetung wurde durch die Gnade belohnt, die Gott der Oberin erwies, indem er ihr in einer Offenbarung, die sie während einer Nachtwache erhielt, ankündigte, Béhémot werde am Grab dieses Bischofs aus ihr fahren.«

Als aber Laubardemont nun – wie gesagt – mit einer neuen Vollmacht zur Durchführung der Beschwörungen zurückkehrte, hielt er es nicht für angebracht, die lange und mühselige Reise nach Genf zu machen, zumal die Jahreszeit ungemütlich war. Deshalb schlug er vor, es sei besser, bei den Beschwörungen Erklärungen abzugeben, aus denen man schließen könne, daß die Befehle des Himmels über das Austreiben dieser Feinde sich geändert hätten und daß diese ihr Versprechen nun nicht zu halten brauchten. Währenddessen riefen ihn andere Angelegenheiten in die Provinz Guyenne; er brach auf und begab sich dorthin. Kurz nach seiner Abreise erzählte die Oberin ihren Beschwörern einen Traum, den sie zweimal gehabt hatte. Da man ihn für sehr wichtig hielt und man Laubardemonts Befehlen gemäß Bericht erstatten sollte, trug man ihr auf, ihn niederzuschreiben, was sie mit diesen Worten tat:

»Als ich mich am ersten Tag des Jahres 1636 gegen zwei Uhr nachts nach dem Gebet niederlegte, bei welchem ich mich dem ruhmreichen St. Josef anbefohlen und ihn gebeten hatte, mich im Laufe dieses Jahres unter seinen besonderen Schutz zu nehmen und bei unserem Herrn für mich zu bitten, er möge mir die Gnade erweisen, alle inneren Hindernisse von mir zu nehmen, die mich von der Vereinigung meiner Liebe zu ihm und meines Dienstes an ihm abhielten, schließt ich ein. Als ich eingeschlafen war, schien ich ein ganz besonderes Gefühl zu haben, das von einem äußerst lieblichen Duft begleitet war, den man nicht mit den sonst in der Welt bekannten Wohlgerüchen vergleichen kann. Gleichzeitig hörte ich, wie eine Stimme zu mir sagte: ›Hier ist der, dem du dich anbefohlen hast.‹ Sogleich kam mir der Gedanke an diesen heiligen Patriarchen in den Sinn, und mein Herz fand sich voll Respekt und Liebe zu ihm. Es schien mir, als sähe ich ein helles Licht, das viel glänzender und gleißender war als das der Sonne. Und in diesem Licht nahm ich ein Gesicht wahr, dessen Erhabenheit von einer so vollendeten Schönheit begleitet wurde, daß ich keine Worte habe, um es zu beschreiben, und keine Vergleiche finden kann, die sich ihm nähern könnten. Aus diesem Gesicht schien eine höchst bewundernswerte Milde und Bescheidenheit, und es sprach etwa so zu mir: ›Bleibe standhaft und geduldig bei den Leiden, die du fühlst. Trage sie mit Entzagung, und du wirst dich selbst vergessen. Gott will Gutes an dir tun! Sage dem Pater Austreiber, wenn die Menschen dich nicht in kurzer Zeit heilen können, so wird es Gott auf einem anderen Weg besorgen. Der Pater soll dich mit Geduld weiterhin beschwören, denn damit stellt er unseren Herrn, dessen Werk er

tut, sehr zufrieden. Durch seine Hilfe wird er den Dämon vertreiben, der deine Heilung am meisten verzögert. – Danach verschwand dies alles, und nur der Duft blieb noch einige Zeit zurück. Als ich aufwachte, schien es mir, als ob mein ganzes Lager parfümiert sei. Während des ganzen Tages – in meinen Freistunden – gab mir der Gedanke an diesen Traum wohlige Gefühle des Vertrauens an unseren Herrn und zugleich eine besondere Sicherheit des Beistandes von St. Josef in meiner Not. Dennoch hielt ich mich zurück, darüber zu sprechen, denn ich hielt das ganze nur für einen Traum. Doch in der folgenden Nacht geschah dasselbe mit allen Begleitumständen während des Schlafes noch einmal, nur daß mir dieses schöne Gesicht etwas strenger schien. Es fragte mich, warum ich nicht mit meinem Pater Austreiber über das gesprochen hätte, was mir geschehen sei, und ich solle nicht säumen, es ihm zu sagen. Das tat ich am folgenden Tag. Schwester Jeanne des Anges, Ursulinerin.«

Die Vertreter der Besessenheit setzten diesen Traum in den Rang jener Träume, die Gott seinen Kindern durch den Propheten Joel versprochen hat. Man verglich ihn mit jenen der beiden Josefs, von denen in der Heiligen Schrift die Rede ist, und alle Beweise, die man zu diesem Ziel (außer dem Bericht der Nonne) zusammentrug, bezog man von der Macht des Teufels, denn man schrieb: »Als die Oberin ihren Austreibern diesen Traum erzählte, hielt einer der Teufel ihre Worte an, hielt ihren Geist besetzt und offenbarte großes Wüten. Als der Austreiber ihn fragte, was er von diesem Traum halte, sagte er, er wisse nicht, was er darauf sagen könne. Er sei weder in jener noch in der vorhergegangenen Nacht im Körper gewesen, denn er und sein Gefährte hätten am Sabbat teilgenommen. Er könne nur sagen, daß sie bei der Rückkehr in den Körper eine wunderbare Milde und einen außerordentlichen Seelenfrieden gefühlt hätten.« Die Ungläubigen, deren Meinungen mit dem Zeugnis der Teufel eher hätten übereinstimmen müssen als mit dem der frommen Austreiber, wurden trotzdem weder von der Wahrheit noch von der Aufrichtigkeit dieses Traumes überzeugt. Sie glaubten, daß die Worte »Sage dem Pater Austreiber, wenn die Menschen dich nicht in kurzer Zeit heilen können, so wird es Gott auf einem anderen Weg besorgen« so ausgelegt werden müßten: »Sage, wenn man dich nicht nach Saumur in die Ardilliers-Kapelle bringe, wo das Ausfahren Isaacarums vor sich gehen soll, so werde dieser Dämon schließlich in Loudun ausgetrieben, und auf diese Weise erspart man ihnen und auch dir nicht nur die Mühsal, die Kosten und die Anstrengungen der Reise nach Genf, sondern auch die der Reise nach Saumur.« Und tatsächlich – als der Pater Surin von diesem Traum erzählen hörte, sagte er zur Oberin, man müsse in Demut abwarten, was Gott tun wolle, und wenn es ihm gefalle, so könne er alles durch das Wirken seiner Vorsehung ändern, so wie er es bereits getan habe. Die Ereignisse rechtfertigten alles. Schließlich sagten diese böswilligen Ungläubigen, daß solche Vergleiche, von Christen angestellt, nur dazu geeignet seien, Zweifel entstehen zu lassen, ob man wohl richtig überzeugt sei von der Wahrheit der Träume des Joel. Damit setzten sie diese und sich selbst dem Spott der Unfrommen und Atheisten aus.

Der Austreiber befragte Isaacarum oft. Er befahl ihm zu sagen, mit welchen Kunstgriffen er die Menschen vom Dienst an Gott abhalte. Zunächst gefiel es dem Teufel nicht, auf diese Frage zu antworten; er zog es vor, die Gründe aufzuhäufen, aus denen er gegen Gott und die Menschen wüte. Diese Gründe waren, daß Gott die Menschen und die Engel nach ihrem Fall nicht gleich behandelt habe. Er habe den Menschen Gnade erwiesen, die die meisten mißbraucht hätten, und diese Gnade habe er

den Dämonen verweigert, die sie nicht in gleicher Weise mißbraucht hätten, und darüber hinaus verpflichtete er sie noch, die menschliche Natur in seinem Sohn anzubeten. Der Pater fragte ihn daraufhin, welches der beste Weg sei, auf dem die Kreatur, die sich von Gott entfernt habe, zu ihm zurückkehren könne, und welchen Weg er selbst gehen würde, wenn es in seiner Macht läge. Das sei die Liebe Gottes, gab Isaacarum zurück. »Wenn ich die gleiche Freiheit hätte wie die Menschen, würde ich alle meine Kräfte zugunsten dieser Liebe anwenden, um Dinge zu tun, die Ihn zufriedenstellen.« Diese Doktrin eines Teufels, die den freien Willen und die Buße der Menschen autorisierte, begann an diesem Tag noch den Katholiken verdächtig zu werden, und zwar wegen des Kanals, durch den sie geflossen war.

Der Austreiber aber fragte den Dämon weiter, ob er nach seinem Fall niemals die Süße der göttlichen Liebe gekostet habe. »Nein«, antwortete dieser, »und ich freue mich wohl darüber, denn ich müßte sie ja verlieren, und es wäre ein großes Unglück für mich, wenn ich mich an ein so großes Gut erinnern müßte.«

»Aber du hast dennoch die Fürsorge und die Gnade erhalten«, gab der Austreiber zurück.

»Das ist wahr«, antwortete der Teufel, »aber ich habe nichts getan, was mir den Eindruck der Anmut dieser Liebe hätte erhalten können.«

Der Austreiber ging schließlich zu einer anderen Frage über, nämlich: »Was ist das stärkste Band, das den Menschen an die Schöpfung gebunden hält?« Darauf wurde nach einem Widerstand geantwortet: »Es ist die Sinnenfreude, die dem Vergessen Gottes vorausgeht. Die Sorgen des Lebens, die Furcht und die Mühen, mit denen man sich durchschlagen muß, sind die Mittel, derer sich die Teufel bedienen, um jenes Vergessen im Sinn des Menschen zu erzeugen.«

Der Dämon fuhr fort, die höllischen Machenschaften aufzudecken und selbst die Gründe zu liefern, um diese zu zerstören, was der Teilung seines Königreiches gleichkam, so daß es nicht mehr würde bestehen können, und er sagte in Anlehnung an das Evangelium: »Es gehen viele Leute durch die Lüsternheit verloren. Ich habe großes Ansehen bei Luzifer gewonnen durch den Fall des jungen Macaire, als ich ihn in seiner Wüste besuchte und ihn mit Hilfe eines Frauenschuhs und eines parfümierten Taschentuchs fing, welches ich ihm in den Weg gelegt hatte. Durch dieses Taschentuch, das er oft sah, wuchs der Gedanke an die Sünde. Er aber erhob sich und hob zur Buße einen Graben aus, in den er sich bis zum Hals eingrub, so daß nur sein Kopf herausschaute, mit dem er zum Himmel aufsah.« Der Teufel fügte hinzu, daß Alumette, ein anderer Dämon, von dem Elizabeth de la Croix besessen sei, Martinien auf fast die gleiche Weise gefangen habe, und zwar durch ein Freudenmädchen, das er zu ihm geschickt hatte. Er wurde weiter gefragt, ob es in der Hölle Personen gebe, die die göttliche Liebe sehr genossen hätten. Er antwortete: »Es gibt einige, die haben diese Liebe in Vollendung genossen, aber das sind sehr wenige. Diese Art von Menschen kann nicht überlistet werden, und sie kommen nur durch geheime Eitelkeit zu Fall. Ihre Qualen bestehen in der Erinnerung an die Gunst Gottes.«

Diese Befragung wurde noch weit ausgedehnt, und schließlich war Isaacarum wütend, heulte schrecklich und versuchte den Austreiber zu schlagen, weil er, wie er sagte, ihn zwinge, zum Nutzen der Menschen zu reden, obwohl er selbst doch danach trachte, die Werke Gottes zu zerstören und sich selbst zu vernichten. Er bedauere es, in diesen Körper gekommen zu sein, in dem er dem Rat Gottes gegen seinen Willen die-

nen müsse. Er arbeite schon lange in der Welt, obwohl Béhémot bereits dort noch länger wirke. Von Anfang an sei er gegen Hiob eingesetzt gewesen, den er nicht nur körperlich gequält, sondern dessen Seele er auch besessen habe. Von daher seien jene Worte gekommen, die der Verzweiflung so nahe gewesen seien und die den Auslegern der Bibel so viel Kopfzerbrechen bereitet hätten. Aus diesem Grunde habe Hiob mit allem, was er gesagt habe, überhaupt nicht gesündigt. – Diese Worte wurden von den anwesenden Austreibern mit Applaus bedacht, obwohl man, um den Redner der Lüge zu überführen, nur Hiobs eigene Worte hätte zu zitieren brauchen. Er sagt: »Ich bin entsetzt über das, was ich gesagt habe. Ich büße dafür in Sack und Asche.« Diese Worte zeigen seine Sünde und die Gefühle, die dieser hatte. Daraufhin nahm Gott sich wieder seiner an.

Aber hier ist eine neue Entdeckung, die Isaacarum machte, der es liebte, lange herumzureden: »Vor der Fleischwerdung Christi konnten die Teufel die Menschen nicht in Besitz nehmen, wie sie es danach getan haben. In Wirklichkeit kannten sie während des Lebens Jesu Christi nicht die Art der Union zwischen Wort und Mensch, um sich ihr anzupassen. Sie wußten nicht einmal um die Göttlichkeit des Sohnes, und ebenso wenig konnten sie verstehen, wie Mariens Mutterschaft mit Jungfräulichkeit zu vereinbaren sei. Als Luzifer Jesus in der Wüste versuchte, war es seine Absicht, in dieses Geheimnis einzudringen, aber die Worte ›Du wirst den Herrn, deinen Gott, nicht in Versuchung führen‹ ließen ihn über dieses Geheimnis im Ungewissen. Nach dem Tod Jesu Christi haben die Teufel versucht, ihn nachzuahmen und sich irgendwie zu inkarnieren, und so besaßen sie mehrere Personen in einer sehr subtilen Art, so daß man es nicht bemerkte, und die Magier waren es, die ihnen bei dieser Absicht die besten Dienste leisteten.«

Als alle diese Dinge durch den Mund der Oberin hervorgebracht waren, fragte Pater Surin sie, nachdem der Teufel sich zurückgezogen hatte, ob sie sich wohl an das erinnere, was sie während der letzten beiden Stunden gesagt habe, worauf sie mit ›nein‹ antwortete. So zweifelte keiner der Beschwörer daran, daß es Isaacarum gewesen war, der durch ihren Mund gesprochen hatte. Nun bat sie den Pater, ihr zu erlauben, daß sie eine neuntägige Andachtsübung zu Ehren des heiligen Josef halte, um zu erreichen, daß die an ihn gerichteten heiligen Handlungen nicht so oft gestört und unterbrochen würden. Das wurde sofort vom Beschwörer genehmigt, der nicht am Erfolg dieses außergewöhnlichen Akts der Anbetung zweifelte. Er versprach seinerseits, mit dem gleichen Ziel Messen zu lesen, worüber die Teufel wütend wurden. Aus Rache quälten sie sie am Dreikönigstag, der der dritte Tag ihrer Novene war, während die Besessene gerade das für diesen Tag vorgeschriebene Gebet singen wollte. Sie machten ihr Gesicht bläulich und hielten ihre Augen, auf ein Bildnis der Jungfrau Maria gerichtet, fest. Es war schon spät, aber Pater Surin war entschlossen, mit Macht zu beschwören und den Teufel mit Schrecken denjenigen anbeten zu lassen, vor dem sich die drei Weisen auf den Boden geworfen hatten. Hierzu ließ er die Besessene aus dem Kloster in die Kapelle hinübergehen, wo sie eine Menge Gotteslästerungen aussprach, die Anwesenden schlagen wollte und große Anstrengungen machte, um den Pater selbst zu beleidigen, der sie dennoch schließlich sanft vor den Altar führte und sie auf eine Bank legte. Nach einigen Gebeten befahl er Isaacarum, der als Behemot erschien und auch für diesen gehalten wurde, sich mit den Zeichen der Ehrerbietung und der Unterwerfung zu Boden zu werfen und das Kind Jesus Christus anzubeten, wie es damals die

drei Weisen getan hatten. Der Teufel weigerte sich und stieß schreckliche Gotteslästerungen aus. Nun sang der Austreiber das »Magnificat«, und als er zu den letzten Worten »Gloria Patri et Filio et Spiritui sancto« kam, schrie diese unfromme Nonne, deren Herz wirklich vom Teufel erfüllt war (Man kann diese entsetzlichen Worte nur mit Schrecken auf das Papier bringen): »Verflucht sei der V..., verflucht sei der S..., verflucht sei der ..., und verflucht sei Maria mitsamt dem ganzen himmlischen Hofstaat.« Der angebliche Teufel wiederholte noch einmal seine Verwünschung gegen Maria, als man das »Ave Maria stella« sang, und er sagte, er fürchte weder Gott noch Maria und er lasse sich ihnen zum Trotz nicht aus dem Körper herausreißen, in dem er stecke. Man fragte ihn, weshalb er einem allmächtigen Gott trotze. »Aus Wut«, antwortete er, »und von nun an wird mein Gefährte nichts mehr anderes tun. Je weiter wir vorwärts gehen, desto mehr ergreift uns der Haß gegen Gott, weil wir sehen, daß man ihm gut dient und sich dadurch gegen unsichert.« Dann begann er wieder mit seinen Flüchen und verdammte zugleich die Novene der Oberin. Pater Surin versäumte nicht, das Volk auf den Unwillen aufmerksam zu machen, den der Teufel darüber hegte, daß dieses gute Mädchen eine Novene zu Ehren des heiligen Josef begonnen hatte. Er befahl Isaacarum noch einmal, das Kind Jesus Christus anzubeten und sich bei diesem göttlichen Kind und auch bei der heiligen Jungfrau für die vielen Gotteslästerungen zu entschuldigen, die er gegen sie ausgespuckt hatte. Isaacarum fügte sich nicht. Er weigerte sich zu gehorchen und sagte, er würde lieber den Austreiber selbst verspeisen, und das »Gloriosa«, das auf der Stelle gesungen wurde, diente nur dazu, daß er neue Blasphemien gegen die heilige Jungfrau hervorbrachte. Er machte noch weitere Versuche, Béhémot und Isaacarum dazu zu bewegen, Jesus Christus, und seiner heiligen Mutter Ehrbezeugungen zu erweisen, wobei die Oberin heftige Krämpfe hatte. Sie wurde freigelassen, weil man sich vorstellte, daß der Dämon gehorchen wolle. Aber Isaacarum ließ sich zu Boden fallen und schrie: »Verflucht sei Maria, und verflucht sei der ..., den sie getragen hat.« Im gleichen Moment befahl der Austreiber ihm, der Jungfrau für diese schrecklichen Worte Genugtuung zu geben, indem er sich auf dem Boden wie die Schlange winden solle, der sie den Kopf zertreten habe; er solle den Boden der Kapelle an drei Stellen lecken und ausdrücklich vor dem Standbild um Vergebung bitten. Aber wiederum weigerte er sich zu gehorchen, bis man schließlich mit dem Gesang der Hymnen fortfuhr. Da begann der Teufel, sich zu drehen, zu winden und zu rollen. Auf diese Weise brachte er seinen Körper bis ans Ende der Kapelle, wo er eine große, ganz schwarze Zunge herausstreckte und den Fußboden mit furchterregendem Umherspringen, Heulen und Verrenken des Körpers beleckte. Ebenso verfuhr er in der Nähe des Altares, worauf er sich vom Boden erhob und mit stolzem Gesicht auf den Knien blieb, um zu zeigen, daß er nicht weitermachen wollte. Als ihm aber der Austreiber mit dem Sakrament in der Hand befahl, fortzufahren, änderte sich dieses Gesicht und wurde abscheulich. Der Kopf legte sich nach hinten, und man hörte eine starke Stimme, die aus tiefster Brust zu kommen schien: »Königin des Himmels und der Erde, ich bitte Eure Majestät um Verzeihung für die Blasphemien, die ich gegen Euren Namen ausgesprochen habe.« Der Pater vernahm dies und rief aus: »Er wird hinausfahren!« Obwohl Isaacarum nie-mals hatte versprechen wollen, das Zeichen seines Hinausfahrens zu ändern, verlangte der Austreiber nachdrücklich in lateinischen Worten von ihm, den Namen Mariens zu schreiben. Daraufhin hob jener den linken Arm, zeigte die Hand ganz frei und verließ unter verstärktem Heulen und Schreien den

Körper, wobei er, den Nächststehenden sichtbar, den heiligen Namen »Maria« ins Fleisch geschrieben zurückließ, und zwar so schön und perfekt geschrieben, daß keine menschliche Kunst ihn hätte nachahmen können. So war dieses Ereignis wunderbar und ein sichtbares Zeichen für das Ausfahren des Teufels. Aber um es noch zu bekräftigen, bezeugten der Herr von Ste.-Marthe und ein Fräulein, in deren Begleitung er war, sie hätten mit Ungestüm eine Art Dampf an der Stelle hervortreten sehen, an der dieser Name geschrieben worden sei, den die Zuschauer betrachteten und küßten. Einige vergossen dabei sogar Tränen. Die Mutter Oberin kam augenblicklich zu sich und war von Freude erfüllt. Man sang nun das »Te Deum«, und als der Austreiber dem alle allein zurückgebliebenen Béhémot befohlen hatte, sich zu zeigen und das Geschehene zu begründen, erklärte dieser Dämon, Isaacarum sei auf Befehl der Jungfrau ausgefahren, die ihm während der Vesper befohlen habe, beim Ausfahren den Namen »Maria« neben den Namen »Josef« zu schreiben. Er, Béhémot, solle den Namen »Jesus« auf die rechte Hand schreiben, wenn er ausfahre. Dieser Befehl sei Isaacarum durch den Schutzengel der Nonne überbracht worden, und als er begonnen habe, Maria um Verzeihung zu bitten, habe sie ihn ihre Macht spüren lassen und ihm vom Himmel aus befohlen, auszufahren. Er sei nicht in der Kapelle von Saumur ausgefahren, weil die Menschen sich nicht angeschickt hätten, das auszuführen, was Gott ihnen aufgetragen habe, und ihn so dem hätten dienen lassen, wozu er bestimmt gewesen sei. Josef habe Maria, die dann zustimmte, gebeten, dieses Wunder nicht in Saumur, sondern in Loudun zu vollbringen, da es sonst eine Verzögerung gegeben hätte. Er selbst wisse nicht, ob er am Grab des Herrn von Genf ausfahren werde oder woanders, denn er habe nichts Neues darüber gehört. Bevor dies aber geschehe, werde er noch viel Böses tun. Gott könne wohl seine Stunde vorverlegen, und er werde es tun, wenn er nur wolle. »Für mich«, sagte er mit Tränen in den Augen, »denn ich sorge mich nicht. Ich bin wütend, weil ich hier bin, und solange tue ich gegen Gott noch so viel Böses, wie ich nur kann.« Daraufhin verfluchte ihn Pater Surin und befahl ihm, die göttliche Majestät im Sakrament zitternd anzubeten. Er gehorchte dem Befehl unter starken Konvulsionen. Er legte sich auf den Boden, drehte die Arme zweimal herum und führte Füße und Hände hinter dem Rücken zusammen. Dann zog er sich zurück und überließ der Oberin den Gebrauch ihres Geistes und die Freude, ihren am ersten Tag des Jahres gehabten Traum so bald und auf so glückliche Weise in Erfüllung gehen zu sehen. Der Autor des Berichts, dem obige Passage entnommen wurde, fährt fort, daß Béhémot versprochen habe, die Mutter Oberin hochzuheben und sie so lange schwappend zu halten, wie man brauche, um den Psalm »Miserere« zu singen. Die Oberin aber habe brennend gewünscht, den Namen Jesu neben denen von Maria und Josef auf ihren Händen zu tragen, um so während ihres ganzen Lebens die Hauptziele ihrer Devotion vor Augen zu haben. Sie hatte durch die Fürsprache des heiligen Josef Unseren Herrn um diese Gnade gebeten, so daß auf den einfachen Wunsch dieses Mädchens hin und ohne weiteren Befehl der Kirche dieser Teufel gezwungen wurde, dieses zweite Zeichen dem ersten versprochenen hinzuzufügen, wie es dieser brennende Wunsch besagte.

In der Nacht, die auf den Dreikönigstag folgte, an dem dieses berühmte Wunder vor sich gegangen war, hatte die Oberin eine Vision, die sie selbst mit diesen Worten beschrieb: »Ich befand mich in einer trostvollen Lage des Geistes und in lebendigem Denken an den großen St. Josef, als ich einen lieblichen Duft verspürte und zugleich

ein sehr helles Feuer sah, aus dem eine angenehme und sanfte Stimme diese Worte zu mir sprach: ›Sage deinem Pater Austreiber, daß die geheilige Mutter Gottes wünscht, daß er mit einem anderen Pater nach Saumur gehen soll, um in ihrer Kapelle einige Messen zu lesen für die Gnade, daß sie dem Teufel Isaacarum auszufahren erlaubt hat. Sag ihm, er soll sich beeilen wie er nur kann, um Maßnahmen für den Rest deiner Heilung zu treffen. Du selbst sollst lernen, dein Vertrauen in Gott zu setzen und dich nicht über die großen Hindernisse zu beklagen, die er dem Teufel dir zu bereiten erlaubt. Er wird dich mit Hilfe deines Austreibers befreien.‹ Danach verschwand alles. Verfaßt von Schwester Jeanne des Anges, Ursulinerin.«

Als der oben angeführte Bericht veröffentlicht wurde, konnte sich der Autor wohl vorstellen, daß er von den Ungläubigen zurückgewiesen würde und daß man so viele Träume und Visionen tatsächlich als Träume und Visionen, wenn auch in einem anderen Sinn, behandeln könne. So drückt er sich deshalb selbst in dieser Weise aus: »Es ist zu glauben, daß die Erzählung, die wir hier angefertigt haben, von den Menschen, die sie lesen, auf verschiedene Art angesehen wird. Die Verweltlichten werden sagen, dies seien Fabeln, die sich mit Devotion gemischt hätten, und daß die Vorstellung hierbei eine große Rolle gespielt habe, und sie werden denken, daß ihr Urteil der Kraft ihres Geistes entspringe. Jene, die allem mißtrauen, werden meinen, daß man in Dingen, in die sich der Teufel eingemischt habe, nicht klar sehen könne und daß es nicht leicht sei, sich fest auf das zu verlassen, was erzählt wurde.« Dieser Autor irrte nicht mit seiner Vermutung, denn man meinte, daß die Dekrete Gottes unwandelbar seien, und die Unwissenheit der Menschen oder irgendein anderer Grund oder Zufall könnten ihre Änderung nicht bewirken. Die göttliche Allmacht hätte ebensogut den Menschen eingeben können, die Oberin zur Ardilliers von Saumur zu führen, wie man auch vorgab, sie habe durch Träumerei und Visionen erfahren, daß die Anordnungen Seiner Vorsehung sich geändert hätten, da die Menschen Seine früheren Maßnahmen brachen. Es hieß auch, daß es feststehe und allgemein bekannt sei, daß Isaacarum früher versprochen habe, als Zeichen seines Ausfahrens den Daumen der linken Hand der Oberin zu spalten und den Daumennagel auf beiden Seiten fortzunehmen, und dieses Zeichen sei nur geändert worden, weil das andere, durch das es ersetzt worden sei, leichter, weniger schmerhaft und ungefährlicher sei. Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, daß Gott nur aus Freude an den Wünschen der Oberin sich selbst widersprochen hätte, denn es heißt schon in der Schrift: »Du sollst dich nicht für einen Verstorbenen ins Fleisch schneiden. Du sollst dir keine Zeichen engravieren. Ich bin der Ewige.« Wenn es also schon nicht erlaubt war, sich selbst solche Zeichen beizubringen, so ist es noch weniger angebracht, sich zu wünschen, daß einem solche durch die Hilfe des Teufels beigebracht würden, sei es für Josef, Maria oder irgendeinen anderen Verstorbenen. Schließlich fand man es ungeheuerlich, daß so viele Flüche, Gottlosigkeiten und Blasphemien ausgesprochen werden konnten, ohne daß die Austreiber von Anfang an den Teufeln untersagten, damit fortzufahren, oder die Autorität der Kirche hierzu einzusetzen.

Diese Überlegungen ließen die Austreiber über das Ausfahren Béhémots, das am Grabe von François de Sales, des Bischofs von Genf, hätte stattfinden sollen, ein wenig in Unruhe, und sie hatten Mühe, plausible Gründe für das Wechseln der abgegebenen Erklärung zu finden. Das Buch »Der Ruhm des heiligen Josef« berichtet davon: »Man wünschte, daß die Menschen die Absicht Gottes zum Ruhme dieses Bischofs und zur

Verwirrung der Ketzer begünstigten und daß sie nicht die Vorsehung vergäßen, die ihre Taten nach dem Bedarf derer richtet, die sie liebt, beispielsweise indem sie einen anderen Weg zur Befreiung der besessenen Nonne vorsieht.« Während aber die ganze Verschwörung damit beschäftigt war, die Austreibung dieses letzten Dämons gelingen zu lassen – sei es auf dem bereits festgelegten Weg, sei es auf einem anderen, der eine Änderung wert sei – und ihr den Anstrich der Wahrheit zu geben, geschah folgendes in Chinon:

Als Santerre, Pfarrer von St. Louaud und Kanonikus von St. Mêmes, von den Teufeln, die Barré beschworen, der Magie bezichtigt worden war, verfolgte er diesen Beschwörer und die besessenen Mädchen, deren Beichtvater er war, heftig vor dem Pariser Parlament. Die Angelegenheit wurde den Behörden der Stadt Paris übertragen, wo ein Dekret gegen Barré und die angeblich Besessenen erlassen wurde. Santerre kehrte nach Chinon zurück, um dieses Dekret in die Tat umsetzen zu lassen. Er hielt es für richtig, dem Generalleutnant dieser Stadt zu vertrauen und ihm seine Unterlagen zu zeigen. Er hatte viele Empfehlungen und Hilfsangebote erhalten, bevor er nach Paris abgereist war, und es war ihm zugleich so, als ob die ganze Affäre nur eine von Barré inszenierte Täuschung sei. Dieser Beamte aber war einer von Grandiers Richtern gewesen, und der Marquis von Rivau hatte ihm Barré sehr empfohlen. Er war ein Ehrenmann, hatte sich aber die Heuchelei dieses Austreibers in den Kopf gesetzt und betrachtete ihn als einen Heiligen, und so versäumte dieser Beamte, jawohl, der Beamte, von dem ich gerade sprach, – nicht, das Geheimnis Santerres an Barré weiterzugeben, welcher die Besessenen im Schloß von Chinon in Sicherheit brachte und sich bei Laubardemont einfand, der inzwischen königlicher Haushofmeister für die Provinzen Touraine, Anjou und Maine geworden war. Dieser Haushofmeister gab einen Erlaß heraus, worin er Santerre verbot, woanders als bei ihm wegen der Besessenheit vorstellig zu werden. Dem zuwider begab sich Paul Bonneau, Herr von Desgenets, Ratsmitglied in Chinon, in Begleitung des Stadtschreibers und dreier Bogenschützen zu Jeanne le Tuilleux und den anderen Besessenen. Er beauftragte die Angehörigen dieses Mädchens, sie auf der Stelle herbeizubringen; andernfalls werde er sie vom nächsten Tag an festnehmen. Barré legte Laubardemont eine Bittschrift vor, worin er ihm darlegte, daß diese vom Teufel heimgesuchten und gequälten Mädchen es nötig hätten, zu den Stätten des Gebets zu gehen, um zu Gott zu beten und den geistlichen Trost zu erhalten – besonders jetzt, zur Osterzeit. Sie wagten es jedoch nicht, das Schloß von Chinon zu verlassen, denn sie fürchteten, Bonneau und seine Bogenschützen könnten etwas gegen sie unternehmen und unter dem Deckmantel der Justiz Mißfallen bei ihren Angehörigen erregen. Er bitte darum, daß es dem Herrn Haushofmeister gefallen möge, das gegen Santerre bereits ausgesprochene Verbot, sich an irgend eine Stelle außer an ihn zu wenden, zu wiederholen, sowie alle Richtsprüche und Dekrete, die von anderen Richtern ausgingen, zu brechen und zu annullieren, sowie Bonneau und allen anderen zu verbieten, genannte Richtsprüche und Erlasse (unter Androhung der darin genannten Strafen) in die Tat umzusetzen. Es wurde vom Haushofmeister unter Berufung auf den Vertreter des Königs in der Kommission angeordnet, daß das am 15. des Monats ergangene Urteil nach Form und Inhalt einzuhalten sei, mit dem an Bonneau und jeden anderen gerichteten Verbot bei einer Strafe von eintausend Pfund, dem zuwiderzuhandeln. Tatsächlich wagte man nicht, etwas gegen diese Anordnung zu unternehmen, denn als Haushofmeister der Provinz besaß Laubardemont einiges an Autorität. Damit blieb die Sache

in diesem Zustand.

Nach der Vertreibung Isaacarums geschah in Loudun bis zum Beginn des folgenden Jahres nichts Wunderbares. Aber zwischendurch geschahen von Zeit zu Zeit Dinge, die die Austreiber mit Sorge erfüllten, und hierunter zählte auch die List des Grafen von Lude. Er war aus Neugier nach Loudun gekommen, hatte die Verkrampfungen und Verrenkungen der Besessenen gesehen und schien darüber sehr befriedigt. Er sagte zu den Austreibern, daß er an der Wahrheit der Besessenheit ebenso wenig zweifle wie an der Wahrheit des Evangeliums. Darüber waren die Patres sehr zufrieden und glaubten, er sei fest überzeugt. Hiernach erzählte er ihnen, er habe einen Reliquienschrein mitgebracht, den ihm seine Ahnen hinterlassen hätten, und er glaube wohl, daß es echte Reliquien gebe, die der Verehrung durch die Menschen würdig seien, aber andererseits gebe es auch falsche. Er habe nun gern gewußt, zu welcher Sorte seine gehörten und ob sie seiner Verehrung oder seiner Verachtung eher würdig seien. Er habe gehofft, in Loudun unfehlbare Erleuchtung darüber zu finden, denn der Teufel werde wohl deren Kraft und Wirksamkeit fühlen und unruhig erscheinen, wenn man sie anwende. Der Austreiber versicherte dem Grafen, daß er seine Reliquien keiner besseren Beweisprobe aussetzen könne. Sie nahmen sie also aus seiner Hand entgegen und hielten sie der Oberin hin, nachdem sie ihr ein wohlverstandenes Zeichen gegeben hatten, das aber der Graf, der sie beobachtete, auch wahrgenommen hatte. Augenblicklich stieß sie fürchterliche Schreie aus und machte schreckliche Verrenkungen. Man hätte meinen können, sie werde von einem unsichtbaren Feuer verschlungen – so ungewöhnlich waren ihre Qualen und so heftig waren ihre Bewegungen. Auf dem Gipfel der Raserei nahm man den Reliquienschrein wieder von ihr fort, und im gleichen Moment wurde sie wieder so kalt und ruhig wie vordem. Der Austreiber wandte sich nun dem Grafen zu und sagte: »Ich glaube nicht, mein Herr, daß Sie nun noch über die Echtheit Ihrer Reliquien noch im Zweifel sind.« Der Graf antwortete: »Ich zweifle daran nicht mehr als an der Echtheit der Besessenheit.« Nun bekundete der Pater, daß er die wertvollen Reliquien zu sehen wünsche, und die Zuschauer gaben dem gleichen Verlangen Ausdruck. Der Graf gestattete es. Der Schrein wurde geöffnet, und der verwirrte und empörte Austreiber fand anstatt der erwarteten Reliquien nichts als Fell und Federn. »Ah, mein Herr«, sagte er, »warum haben Sie sich über uns lustig gemacht?« – »Und Sie, mein Pater?« gab der Graf zurück, »warum machen Sie sich über Gott und die Welt lustig?«

Die Dame von Combalet, auch als Herzogin von Eguillon bekannt, befand sich in der Ortschaft Richelieu und wollte auch nach Loudun reisen, um die Wunder anzubeten, die dort geschahen. In ihrer Begleitung waren Fräulein von Rambouillet, der Herzog von Brézé, der Herzog von Faure, ein Abt, ein Schatzmeister und Cérantes, der Gouverneur des Herzogs von Faure und Sohn des Arztes Duncan aus Saumur, sowie mehrere andere Personen. Der Abt und der Schatzmeister dispuzierten ununterbrochen über die Besessenheit. Der Schatzmeister hielt sie für wahr, während der Abt meinte, es handle sich um eine schlecht durchdachte Täuschung. Die Überzeugung des Schatzmeisters kam hauptsächlich daher, daß die Besessenen Leuten, die sie nicht kannten und die von weit her kamen, Sünden vorwarfen, die sie tatsächlich begangen hatten und von denen sie durch das Zeugnis ihres Gewissens überzeugt waren. Der Abt hielt ihm entgegen, daß man nicht allen Fremden gegenüber so verfahre, sondern nur bei einigen. Daraus müsse man notwendigerweise schließen, daß die neugierigsten, ein-

fachsten oder leichtgläubigsten Reisenden sich an die Austreiber gewandt hätten, um ihnen zu sagen, sie seien von weit her gekommen, um Zeugen der Auswirkungen der Besessenheit zu sein, und nun wünschten sie brennend ein außergewöhnliches Zeichen, bevor sie zurückkehrten. Die Austreiber wiesen sie zunächst auf die notwendige Geduld hin und sagten ihnen, man solle weder die Zeichen wünschen noch sie neugierig suchen, und wenn die Neugierigen, die nun warteten, neuerlich nachfragten, sagte man ihnen schließlich, sie sollten zu Gott beten, damit er ihnen die Gnade erweise, um die sie ihn ersuchten, und der beste Weg, sich auf das Gebet vorzubereiten, sei die Beichte und die Kommunion. Diese Leute hätten nun entweder bei den Austreibern oder bei anderen Beichtvätern gebeichtet, welche mit jenen im gutem Einverständnis stünden. Bei der Beichte habe man ihnen auferlegt, sich vor einem gewissen Bildnis niederzuwerfen und das Schutzengebet zu sprechen oder irgendetwas anderes dieser Art, während man an den Beschwörungen arbeitete. Wenn nun die Oberin oder irgendeine andere Besessene, die man gerade beschwore, den Büßer vor dem Bildnis gesehen habe, habe sie kühn gesagt: »Dieser Mann sagt gerade das Schutzengebet«, und er habe dem zustimmen müssen. So dann habe die Besessene ihm alle Sünden vorgeworfen, die er dem Beichtvater ans Herz gelegt habe, von dem der Büßer aber eine zu gute Meinung habe, als daß er nicht im geringsten gewagt hätte, an Verrat zu glauben; und so sei er überzeugt gewesen, daß es der Teufel gewesen sei, der seine Geheimnisse aufgedeckt habe. Die Dame von Combalet, die oft die Schiedsrichterin in diesem Disput spielte, gab zu, daß all das, was der Abt gesagt habe, nicht unmöglich schien, aber sie hielt ihm ihrerseits entgegen, daß es zwei Dinge gebe, die ihre Meinung festhielten und die sie hinderten, sich gegen die Besessenheit zu wenden. Das eine seien die Inschriften, die man auf der Hand der Oberin sehe, das andere sei die Mühe, die man habe, wenn man die Besessenen hochheben wolle, solange sie auf dem Fußboden lägen, denn sie preßten sich so stark gegen die Erde, daß man, wenn man sie in der Mitte ihres Körpers ergreife, um sie aufzuheben, sie so schwer finde, als ob sie aus Blei seien. Aber Cérisantes versprach zu beweisen, daß die erste Sache ein Kunststück sein könne, und über die zweite sagte er, daß die Schwierigkeit, die man beim Hochheben der Körper habe, wahrscheinlich von ihrer Lage käme und nicht etwa von einer übernatürlichen Kraft, die sie an die Erde binde. Er hoffe, dies bei Gelegenheit beweisen zu können. Tatsächlich zeigte er am nächsten Tag der ganzen Gesellschaft, die auf dem Schloß in Richelieu weilte, seinen Arm, und man sah darauf einen ebenso schön und wunderbar geschriebenen Namen wie auf der Hand der Oberin. Als später, im Jahre 1652, die Zofen der Königin, die sich in Loudun aufhielt, an das Sprechgitter der Ursulinerinnen geführt wurden, um die wunderbaren Schriften zu betrachten, machten sie sich dort und bei Hof offen darüber lustig, denn, wie sie sagten, trugen ihre Liebhaber, ohne andere Magie als die der Liebe, die Namen ihrer Geliebten in gleicher Weise auf dem Arm. Nachdem Cérisantes mit seinem ersten Beweis so erfolgreich gewesen war, ließ er sodann auf dem Wagen eine Decke ausbreiten und legte sich darauf in der gleichen Position, wie die Besessenen von Loudun es taten. Er war genauso schwer wie sie, und man hatte nicht weniger Mühe, ihn hochzuheben, wenn man ihn in der Mitte des Körpers ergriff. Als er aber sagte, daß man ihn auch unter dem Kopf ergreifen solle, gab es fast niemanden, der ihn nicht leicht hätte hochheben können. Fräulein von Rambouillet hatte den leidenschaftlichen Wunsch, den gleichen Beweis auch bei den Besessenen durchzuführen, und um sie zu-

friedenzustellen, begab sich der ganze Trupp von Richelieu nach Loudun. Als die Oberin und die anderen Besessenen diese hochgestellten Persönlichkeiten sahen, gingen sie wie gewohnt vor und nannten sie bei ihren Namen, um sie zu überzeugen, daß diese Kenntnis ihrer Namen von den Teufeln herrühre. Cérisantes, der über alles, was geschah, wohl informiert war, sagte zu Frau von Combalet, es gebe in Loudun Vertreter der Besessenheit, die sich darum bemühten, den Austreibern und Besessenen alle ankommenden Fremden anzukündigen, zumindest dann, wenn sie bedeutend zu sein schienen, und die sie persönlich porträtierten oder andere Umstände nannten, an denen jene sie erkennen könnten. Er glaube, daß man sich in diesem Falle damit begnügt habe, diesen guten Mädchen mitzuteilen, daß der Herzog von Brézé stets vor dem Herzog von Faure gehe, ohne sich Mühe zu geben, sie weiter zu beschreiben, da sie beide etwa gleichen Alters seien. Es sei angebracht, hiermit zu beginnen, wenn man sehen wolle, was von dieser großen Sache zu halten sei, in der man so viele Leute der Intrige bezichtigte, und deshalb solle man den Herzog von Faure vor dem Herzog von Brézé gehen lassen. Bei der Ausführung dieses Vorschlags versäumte der Teufel nicht, den einen für den anderen zu halten. Die Besessenen faßten jedoch wieder Mut und machten ihre bekannten Verrenkungen, wobei jene Körperstellung, über die man in Richelieu so viel gesprochen hatte, nicht vergessen wurde. Der Austreiber sah, daß Fräulein von Rambouillet neugieriger schien als die anderen, und er bat sie um den Versuch, die Nonne, die er gerade beschwore, aufzuheben. Das Fräulein tat zuerst so, als ob sie gar nicht an der Besessenheit zweifle. Doch schließlich, als sie vom Austreiber bedrängt wurde, denn er wollte sie in diesem Glauben bestärken, gab sie ihrer Zofe ihre Handschuhe und nahm die anscheinend bleischwere Besessene nicht an der gewohnten Stelle, die der Austreiber ihr zeigte, sondern an der, die Cérisantes ihr gezeigt hatte, und zum großen Erstaunen der Anwesenden und zum großen Mißfallen der Austreiber hob sie sie ohne Mühen hoch.

Es gab noch mehrere andere Mittel, deren sich diese Patres und Urheber der Besessenheit bedienten, um die Stimmungen, Eigenschaften und Erlebnisse derer zu erfahren, die da kamen, um die Wunder anzubeten. Die Leute, die sich bemühten, von weit her anzureisen, kamen gewöhnlich nicht aus dem niedersten Volk. Kaum reiste jemand von seinem Wohnort ab, ohne daß die dort ansässigen Kapuziner, Karmeliter oder Jesuiten Kenntnis davon bekommen hätten und den Austreibern ihres Ordens, mit denen sie Briefwechsel führten, über diese Reisenden Bericht zu erstatten. Außerdem gab es gewiß hundert solche Vorfälle, die an dem betreffenden Ort geschehen waren, die die Teufel wohl für sich zu nutzen verstanden, indem sie zeigten, daß sie auch die geheimsten Dinge entdecken konnten. Hier ist ein Beispiel. Marie Aubin war eine Schülerin des Klosters, und sie war mit den Besessenen besonders gut bekannt. Sie wußte auch um einen Teil ihrer Geheimnisse, zumindest um das, was unter ihnen an Schelmereien passiert war, wie man am Anfang dieser Geschichte gesehen hat. Sie war ein Mündel, die Tochter des verstorbenen Senechalls von Monstreuil-Bellai. Ihre Onkel, Bourneuf und Charles Aubin, hatten sie aus dem Kloster herausgenommen, um sie mit Havart, dem Herrn de la Perrière, zu verheiraten, der bei den königlichen Gendarmen war. Er nahm es nicht so genau wie andere Leute seines Berufes und so ging er an einem Freitagmorgen seine Verlobte bei Charles Aubin, einem Protestant, besuchen. Dieser lud ihn ein, mit ihm von einer auf dem Rost gebratenen Truthahnkeule zu essen, was er gern annahm. Seine junge Verlobte, die ihm nicht sehr

zugetan war, vertraute dies den besessenen Nonnen an, die ihre guten Freundinnen waren, indem sie sich über ihre beiden Onkel beklagte, die sie zur Heirat zwingen wollten. Sie ging sie an diesem Tag besuchen, und indem sie die Fehler des ihr bestimmten Gatten übertrieb, spielte sie auch auf seinen Mangel an Frömmigkeit an und darauf, daß er an diesem Tag Fleisch gegessen hatte. Die Nonnen ließen sich im weiteren Verlauf den jungen Liebhaber und seine Kleidung beschreiben. Er fand sich am Abend bei den Beschwörungen ein. Sobald die Besessenen ihn bemerkten, schrien sie: »Was für ein gemeiner, gottloser Kerl! Er ist schlimmer als ein Hugenotte, denn er hat heute morgen von einer Truthahnkeule gegessen!« So fest Havart auch war, so war er durch diese Beschuldigung doch überrascht und verwirrt, und da in dem betreffenden Haus zu dem Zeitpunkt nur seine Verlobte und ihr Onkel gewesen waren, hätte er geglaubt, daß es wirklich ein Teufel war, der dieses Geheimnis offenbarte, wenn nicht seine Lebensart und die Unbekümmertheit, die die Teufel und die Religion betraf, im gleichen Augenblick in seinem Geist bereits die Gedanken ausgelöscht hätte, die dieses Abenteuer dort hatte keimen lassen.

Die Berichte, die uns vorliegen, enthalten noch einige weitere Entdeckungen dieser Art, die zeigen, wie und durch wie viele Zufälle die Besessenen und ihre Beschwörer zur Kenntnis gelangten, der sie sich zu bedienen wußten, um an ihr Ziel zu gelangen. Aber es wäre zu lang, hier alles zu berichten, und man kann durch die soeben angeführten Berichte genügend auf die anderen schließen. Wir berichten also nur über einige Beispiele von Demütigung, die die Neugier mehrerer Leute, die zu sehr Verdacht geschöpft hatten und nicht leichtgläubig waren, diesen guten Patres und ihren Besessenen zufügte, indem man sie aus zu großer Nähe untersuchte. Zu diesen Leuten gehörten der Graf und die Gräfin de la Tremouille. Sie waren in Thouars, in der Nachbarschaft von Loudun, gewesen und versäumten nicht, auch dieses Schauspiel zu besuchen. Die Gräfin, die eine Protestantin war, vertraute ihr Geheimnis nicht dem Herzen des Austreibers an, wie es der Herr von Orleans getan hatte; aber damit andererseits die Person, der sie sich bediente, nicht verdächtig sein könne, sagte sie ein Wort zum Schatzmeister ihres Gemahls, des Grafen, und hielt diesen Schatzmeister bei sich, solange der Austreiber die Teufel beschwore, bat und bedrohte, durch die er vorher hatte versprechen lassen, er werde das Geheimnis herausbekommen. Dieses Theater dauerte drei Stunden, und der Graf und die Gräfin waren so geduldig, diese ganze Zeit abzuwarten. Schließlich schickte der Austreiber sie fort, indem er ihnen sagte, daß der Teufel widergespenstig und rebellisch sei; er müsse auf gut französisch sagen, daß er immer noch die Macht habe, der Autorität der Kirche zu widerstehen.

Die, die man in der Priorei des Schlosses beschwore, wurden einer ähnlichen Probe unterzogen durch zwei Ratsmitglieder des Parlamentshofes, die zur betreffenden Stunde unter sich eine bestimmte Sache ausmachten, von der sie die Austreiber, die Priester, die Geistlichen und folglich auch die Teufel nichts wissen ließen, so daß diese sie nicht zufriedenstellen und das aufdecken konnten, was sie zu gut versfeckt hatten. Der Austreiber entzog sich dieser Schwierigkeit auf gewohntem Weg, indem er sagte, es gebe einen Pakt des Schweigens, der den Teufel am Reden hindere.

Alle diese Vorfälle sowie mehrere andere, die zu lang wären, um sie hier zu berichten, besorgten die Vertreter der Besessenheit sehr; aber sie sahen sich unendlich mehr gepeinigt durch die Bekenntnisse, die Schwester Claire und Schwester Agnes von Zeit

zu Zeit öffentlich wiederholten. Die Rolle der Besessenen ermüdete sie, und in ihren Anfällen schlechter Stimmung legten sie nach dem Tode Grandiers oft die gleichen Erklärungen ab, die sie auch schon zu seinen Lebzeiten ausgesprochen hatten. Als Schwester Agnes eines Tages in Gegenwart eines Arztes aus Châteaugontier beschworen wurde, stellte dieser ihr einige Fragen auf griechisch. Sie antwortete ganz offen, daß sie diese Sprache nicht verstehe und daß sie sie nie gelernt habe. Der Austreiber bedrängte sie mit Worten, die eher zu verstehen gaben, daß sie ihre Pflicht nicht gut erfüllt habe, anstatt in einer Art, die einen glauben lassen könnte, sie sei tatsächlich besessen, zu handeln, und mit seiner ganzen Kraft fuhr er fort, sie zu beschwören. Sie aber wurde ungehalten und schrie, sie sei keinesfalls vom Teufel besessen und seit langem schon habe man sie gefoltert, um sie zu all dem zu zwingen, was sie in der Öffentlichkeit tue. Wenn Gott sie nicht geschützt hätte, wäre sie sicher verzweifelt. Sie sei sehr unglücklich, in die Hände dieser Leute gefallen zu sein. Die Tränen, die diese Rede begleiteten, riefen auch solche bei den meisten Anwesenden hervor, die nicht glaubten, daß es der Teufel sei, der aus Bosheit so sprach, nur um den Austreibern Ungelegenheiten zu bereiten.

Schwester Claire wurde in Gegenwart eines Advokaten aus Saumur und in Gegenwart einiger anderer Leute beschworen. Dabei wurde sie von einem eingeschwefelten Faden verbrannt, den ihre Austreiber benutzten, um einen ihrer Teufel auszuräuchern. Als sie den Schmerz fühlte, zog sie sich plötzlich aus den Händen des Austreibers zurück und stellte sich gegen die Tyrannie derer, die sie zwangen, so zu tun, als sei sie besessen. Sie bat Gott innigst, sie aus dem Elend zu befreien, in dem sie sich befindet. »Der Teufel, der in diesem Mädchen steckt, ist sehr schlau«, sagte da der Austreiber, »und der Gott, den sie anruft, ist Luzifer.« – »Das ist falsch«, gab sie zurück. »Ich bete zu Gott, dem wirklichen Schöpfer des Himmels und der Erde.« Als dann der Zorn sie trieb, verließ sie die Kirche und verkündete, sie werde nie wieder dorthin zurückkehren, aber eine angesehene Dame, die mit ihr verwandt war, folgte ihr, beruhigte ihr Gemüt und führte sie zum Kloster, da sie es nicht schaffte, sie zum Ort der Beschwörungen zurückzubringen. Es geschah auch, daß diese beiden Mädchen zusammen (oder mal die eine, mal die andere) öffentlich sagten, ihre Austreiber seien böswillige Menschen, Heuchler, Schurken und schlimmere Leute als die Teufel. Sie hätten sie gezwungen, einen unschuldigen Mann anzuklagen und sterben zu lassen. Sie baten die Gerechtigkeit und die Anwesenden, ihre Worte in Erinnerung zu behalten. Ihre Klagen aber wurden stets auf dem leichten und bekannten Wege vertuscht, indem es hieß, dies seien die Listen der Teufel, die sich gegen die Austreiber richteten. Am Ende des Jahres 1636 wurde Pater Surin aus Loudun abberufen, und Anfang des Jahres 1637 setzte man Pater Reces, auch einen Jesuiten, an seine Stelle. Hier folgen die Wunder, die mit seiner Hilfe getan wurden, berichtet nach dem Buch »Die wunderbare Heilung der Schwester Jeanne des Anges, Oberin der Ursulinerinnen von Loudun, geschehen durch die Ölung des St. Josef«. Es war der Bischof von Poitiers, der die in dieser Schrift beschriebene Ölung als Wunderheilung bezeichnete, wie man aus der Druckerlaubnis dieses Prälaten, dem die Schrift gewidmet war, ersehen kann. Hier ist der Wortlaut: »Nachdem Wir über die Wunderheilung usw. erfahren haben, haben Wir es für angebracht gehalten, den davon angefertigten Bericht zur Festigung der frommen Seelen der Öffentlichkeit zu übergeben.« Diese Erzählung berichtet: »Béhémot war allein im Körper der Oberin zurückgeblieben. Er verbündete sich mit

Asmodée, einem der Teufel der Schwester Agnes, und gemeinsam versprachen sie einer schlimmen Hexe, etwas Bemerkenswertes zur Verwirrung der Kirche zu tun. Asmodée täuschte seinen Beschwörer, indem er ihm Tag und Stunde seines Ausfahrens mitteilte. Der Pater bemerkte nicht den Betrug und setzte sich so dem Spott der Ketzer aus. Béhémot hingegen suchte die Oberin heim und ließ ihr nach dem 8. oder 9. November, dem Tag ihres Bündnisses, keine Ruhe mehr bis zum Schluß des Jahres. Gott aber leistete den Absichten der Verbündeten Widerstand. Der Pakt, den man der Hexe gegeben hatte und der aus drei Myrtenzweiglein mit je drei Blättern bestand, wurde am 9. des Monats überbracht und in den Mund der Oberin gelegt, von wo ihn der Austreiber mit der Erlaubnis Gottes herausreißen konnte. Die beiden Teufel begannen von vorn. Als aber Béhémot die Oberin verließ, um einen neuen Pakt zu holen, bemächtigte sich seiner der Schutzengel der Nonne und hielt ihn einen ganzen Monat unter dem Gemälde des heiligen Josef fest, das sich in der Kirche am Hochaltar zu Füßen des Sakraments befindet. Alles dies wurde der Oberin in einer Vision offenbart. Sie erfreute sich während der Abwesenheit des Teufels einer großen geistigen Freiheit und sie fühlte dessen Rückkehr, sobald der Monat vorüber war. Kaum hatte dies der Austreiber auf dem Gesicht der Besessenen bemerkt, da fragte er ihn nach dem Grund für seine Abwesenheit, worauf jener antwortete, er sei nicht weit gewesen und habe das Haus Gottes nicht verlassen, sondern sei zu Füßen von St. Josef verblieben. Ein Geist, der der Schutzengel der Oberin sei, sei ihm in der Natur unterlegen, aber an Gnade überlegen, und dieser habe ihn gefesselt als Strafe dafür, daß er es sich vorgenommen habe, jenem für den Rest des Jahres keine Freiheit zu lassen. Er habe bei einem Feuer geschrumpft, das ihn verbrannt habe, nämlich beim Sakrament. Seit seiner Erschaffung sei er nicht so gefangen gewesen, denn er habe nur einen Fuß im Quadrat für seine ganze Ausdehnung gehabt.« Das Buch fährt fort: »Am ersten Tag des Jahres 1637 wurde der Teufel gezwungen, bei der Beschwörung viel zu reden und weitaus eindrucksvoller als sonst zu beten. Das diente zur Erbauung der Versammlung, die an diesem Tag aus vielen und berühmten Leuten bestand. Als die Beschwörung gegen 17 Uhr am Nachmittag vorüber war, mußte die Oberin sich ins Bett legen, denn sie wurde von einem heftigen Fieber geschüttelt, das ihr in der ganzen Nacht starke Schmerzen bereitete, besonders an der linken Seite. Der Arzt meinte deshalb, es handle sich um eine Rippenfellentzündung, aber er war ganz erstaunt, daß das Blut überhaupt nicht verdorben noch sonst verändert war, was gar nicht der Natur der Rippenfellentzündung entspricht. Man verlangte von Béhémot eine Erklärung, ob er etwas zu der Krankheit der Oberin beizutragen habe, und er antwortete, er habe nichts Schädliches dazu beigetragen, sondern er habe durch den Schutzengel des Mädchens Gottes Befehl erhalten, ihr Blut im Zusammenhang festzuhalten. Diese Erklärung gab er am sechsten Tag der Krankheit nach dem Besuch des Arztes ab. Als man Béhémot erneut befragte, schwor er beim lebendigen Gott, er habe die Wahrheit gesagt. Der Arzt sprach nun mit dem Austreiber auf lateinisch und manchmal auch auf griechisch über die Gefahr, in der sich das Leben der Oberin befand. Béhémot ließ sie dieses ganze Gespräch verstehen, um sie zu erschöpfen, was ihm aber nicht gelang, denn sie unterwarf sich ganz dem Willen Gottes. Der Teufel hielt sie einen Tag und eine Nacht damit beschäftigt, an all das zu denken, was ihm als nachteilig und schädigend für ihre Gesundheit erschien, zumindest scheinbar, zum Beispiel die oft wiederholten Aderlässe. Vor allem sollte sie daran denken, nicht zur Kommunion zu gehen, denn man mußte ihr wegen ih-

rer Schwäche von Zeit zu Zeit etwas zu essen bringen. Am nächsten Morgen beklagte sie sich behutsam bei Jesus Christus, daß er sich geweigert habe, sie nach einem so harten Tag und einer so ärgerlichen Nacht zu besuchen, und da empfing sie ihn in außergewöhnlicher Weise in einer sehr vorteilhaften spirituellen Kommunion. Ihr guter Engel beteiligte sich daran, zog ihr sanft den Handschuh von der linken Hand herunter, erneuerte ihr die Namen von Maria und Josef und hinterließ beim Weggehen auf dem Grund ihrer Seele eine große Fröhlichkeit, in der sie ihr Beichtvater noch vorfand. Am elften Tag ihrer Krankheit nahm Béhémot sich die Freiheit, einen Ausflug zu machen, und da begann sie sich viel besser zu fühlen und sie schien viel fröhlicher zu sein als sonst. Sie fühlte, daß ihr Ich-weiß-nicht-wer gesagt habe, sie müsse bald spazieren gehen. Da bemächtigte sich Béhémot ihrer Zunge und sagte, wenn er abwesend gewesen wäre, so wäre sie gestorben, denn all ihr Blut sei geronnen. Als man ihn fragte, warum er von Spaziergängen rede, antwortete er, nachdem er lange Zeit im Körper der Nonne gefangen gewesen sei, habe er jetzt gleich seinen Gefährten die Freiheit, von einem Ort zum anderen zu kommen und zu gehen. Als Béhémot von dieser Erlaubnis Gebrauch machte und einen Ausflug unternahm, schien es der Oberin, als ob er irgendetwas aus ihrem Kopf mitgenommen habe und es von ihr entferne; und entsprechend dieser Entfernung schwanden ihre körperlichen Kräfte, was ein offensichtlicher Beweis dafür war, daß Béhémot sie während ihrer Krankheit gekräftigt hatte. Zu der Schwächung, die ihr das Fieber, die Rippenfellentzündung und die häufigen Aderlässe verursacht hatten, kam noch ein Blutsturz, der sie noch viel schwächer machte. Dieser Blutsturz aber war eine Krise, die alle ihre sündhaften Gedanken vertrieb. Danach fühlte sie fast kein Fieber mehr, außer ein paar kleineren Anfällen, denen sie keine Beachtung schenkte, denn sie erkannte sie als Machwerk des Teufels. Doch ergriff sie das Fieber erneut am Sonntag, dem 25. Januar mit großer Heftigkeit und verursachte ihr starkes Erbrechen, Herzbeschwerden und drückende Schmerzen auf der rechten Seite. Der Arzt Fanton, ein Protestant, wurde gerufen. Er meinte auch, es sei eine Rippenfellentzündung, denn diese Art der Krankheit war zu jener Zeit recht populär. Er veranlaßte bei der Kranken einen Aderlaß und behandelte sie mit viel Sorgfalt und Eifer. Am folgenden Mittwoch wurde die Krankheit besonders schlimm. Als der Teufel dies bemerkte, zeigte er sich ihr gegen sechs oder sieben Uhr abends in fürchterlicher Weise und schrecklicher Erscheinung. Daraufhin fiel sie in Ohnmacht, und er glaubte, sie läge im Todeskampf. Er versuchte einen garstigen Wettstreit, über den sie später in einem Brief an Pater Surin so schreibt: »Der unglückselige Béhémot nutzte diese Gelegenheit zu einem wütenden Angriff gegen mich. Im Zeitraum einer halben Stunde zeigte er sich mir in furchtbarer und erschreckender Gestalt mit einem großen Maul. Er stieß mal durch dieses Maul und mal durch die Augen Feuer und Flammen aus. Er hatte lange Kral len, die er auf meinem Kopf ausstreckte, und er sagte mir dabei, ich sei von Gott zum ewigen Feuer verurteilt. Und nun warte er darauf, daß meine Seele ausfahre, damit er sie mit in die Hölle nehmen könne. In dieser Zeit versuchte er mir lebendige Eindrücke der Verzweiflung zu geben, aber unser guter Gott half mir aus Barmherzigkeit in diesem Kampf, denn ich hatte meinen Geist ganz dem unterworfen, was er mit seiner göttlichen Güte mit mir zu tun beliebte – und sei es der Gang in die Hölle, wenn dies nicht gegen seinen Willen sei, und ich würde dort Loblieder auf ihn singen und ein Paradies daraus machen. Das ist alles, was ich diesem unglückseligen Geist zur Antwort geben

kann.«

So gibt das Buch »Die Wunderheilung ...« die Worte der Oberin wieder, und es fährt fort:

»Während dieses Kampfes schien sie besorgt und verwirrt, obwohl sie zweimal oder dreimal sagte: ›Gottes Wille geschehe.‹ Als man ihren Beichtvater zu Hilfe geholt hatte, sagte sie diesem, Béhémot habe ihr, um sie in Verzweiflung zu stürzen, jede Erinnerung an St. Josef und alle Heiligen genommen, und er habe ihr nicht einmal die Freiheit gelassen, sich Gott in die Arme zu werfen oder sonst eine Handlung des Vertrauens auszuführen. Aber nach einer halben Stunde fühlte sie, wie sich ihr Herz der göttlichen Vorsehung hingab, dem sie sich zuwandte und den sie ihren Vater nannte. Danach war sie die ganze Nacht und den folgenden Tag ruhig. Ihre Qualen stiegen am Donnerstagabend wieder an, wie sie in dem nun folgenden Brief an Pater Surin schrieb: ›Gegen neun Uhr am Donnerstagabend begann dieser unglückselige Geist, mir in Gedanken Schläge zu versetzen. Er stellte mir den Zustand meines ganzen Lebens seit meinem sechsten Jahr vor und rief es mir durch eine Rede, die er in meinem Kopf hielt, in Erinnerung, und zwar bis in die geringsten Einzelheiten, zu denen ich mich hatte hinreißen lassen. Besonders eindringlich redete er über die Zeit meiner Besessenheit und über die Vermischung des Bewußtseins des Mädchens mit dem des Teufels. Um die Wahrheit zu sagen: Ich war völlig verwirrt und konnte ihm nichts entgegnen, außer daß unser lieber Gott mir die Gnade erwiesen hatte, ihn auf einem weitaus sichereren und sanfteren Weg zu erkennen, nämlich durch Buße und Beichte. Und ich glaube, wenn ich nicht eine so ausführliche Beichte in Ihre Hände gegeben hätte wie die, die ich abgelegt habe, und wenn der liebe Gott mich nicht gestärkt hätte, dann hätte ich in dieser Lage meinen Frieden verloren. Doch er, den ich so süß liebe, hat es nicht zugelassen, wofür ich ihm sehr verpflichtet bin. Seine göttliche Güte war so groß, daß er, nachdem er mich die ganze Nacht in diesem Kampf gesehen hatte, am Freitag gegen fünf Uhr morgens meinen guten Engel zu mir sandte, um die Namen Maria und Josef zu erneuern; er gab mir großartige Gefühle des Vertrauens in seine göttliche Majestät, die ich für immer benedieien und bei allen Absichten, die sie für mich haben mag, anbeten werde.«

Dieses Buch »Die Wunderheilung ...« fährt fort: »Die Krankheit wurde immer schlimmer. Als der Arzt am folgenden Sonntag eine starke Verschlechterung bemerkte, sagte er offen, daß sie in Lebensgefahr sei. Die Austreiber und einige Laien behaupteten aber, sie werde nicht sterben, was sie zum einen ganz allgemein mit der göttlichen Vorsehung begründeten, die sich zuvor sehr mit der Besessenheit beschäftigt hatte, deren treibende Kraft und Trägerin die Mutter Oberin war, zum anderen besonders mit dem Versprechen ihrer Befreiung vor ihrem Tode und der Inschrift von Jesu Namen auf der Hand. Die Kranke erklärte, sie wolle die letzte Ölung nicht, denn sie glaube, daß sie noch nicht sterben müsse. Dieses Vertrauen wurde in ihr auf außergewöhnliche Weise gestärkt, nämlich durch einen Besuch, den sie am Donnerstagmorgen empfing, und durch eine Stimme, die sie zu Mut und Vertrauen ermahnte und ihr sagte, ihre Krankheit werde sie noch in weitaus größere Gefahr bringen, aber Gott werde seine Macht unter Beweis stellen. Dennoch dachte sie in der folgenden Nacht, daß sie besser nicht so leichtfertig hätte vertrauen sollen, und da die Leute sie für todgeweiht hielten, müsse sie sich in den Zustand einer wahren Tochter der Kirche versetzen und Zuflucht nehmen in den Sakramenten, die die heilige Mutter Gottes den Sterbenden gewährte. Mit

diesem Gedanken bat sie ihren Austreiber am Freitagmorgen, ihr die Heilige Ölung zu geben für den Fall, daß sie in ihren vorigen Zustand zurückverfalle. Er versprach es ihr. Am Samstag wurde gegen sechs Uhr morgens ihr Schutzenengel wieder zu ihr geschickt, um die heiligen Namen zu erneuern, und sie rief eine ihrer Schwestern herbei, die am Gitter stand, um Zeuge des Geschehens zu sein. Als diese Nonne an ihrer Seite niedergekniet war, hörte man ganz deutlich ein leises Geräusch unter der Decke. Der Mutter Oberin wurde der Handschuh abgezogen und auf dem Laken beiseite gelegt. Ihre linke Hand wurde von der rechten fortgezogen, nach unten auf ihre Brust geführt und so gelegt, als ob man darauf bequem schreiben wolle, was auch ohne Eile und in aller Ruhe geschah. Von dem Augenblick, in dem der Handschuh abgezogen wurde, bis zur Erneuerung der Schrift schien es, als ob da eine Taube sei, die sich sehr sanft aber deutlich bemühe. Ihr Rückzug war so wahrnehmbar wie ihr Erscheinen. Die anwesende Nonne legte ihre Hand auf die Stelle, wo sie das leise Geräusch wahrgenommen hatte, aber sie stellte keinerlei Bewegung dort fest. Nach diesem Besuch des guten Engels erschienen die Buchstaben ganz frisch, und die Patres nahmen dies als neuen Grund für ihre Zuversicht. Der Arzt, dem sie die Schrift zeigten, sagte, aus diesen Zeichen folge nicht, daß die Kranke nicht sterben werde, aber sie könnten ihr zur Unsterblichkeit verhelfen. Die Krankheit verschlimmerte sich, nachdem ihr Austreiber ihr – in Chorhemd und Stola gekleidet – in Begleitung eines anderen Paters und einiger Mönche die Heilige Ölung gebracht hatte. Als man fertig war, sie zu salben, wünschte sie vom Arzt verlassen zu werden und ohne Medikamente der Natur ausgeliefert zu sein. Bevor sie aber die Muße hatte, dies ihrem Beichtvater mitzuteilen, fühlte sie, wie sie kaum wahrnehmbar Gott bat, sie der Mutter, seiner einzigartigen Vorsehung, zu überlassen. Eine halbe Stunde nach diesem Gebet verfiel sie in Agonie, und als der Arzt, der Chirurg und der Apotheker herbeigeführt wurden, lag sie in ihren letzten Zügen. Man stellte an ihr alle Zeichen einer Sterbenden fest: Es war ein großer Druck in ihrer Brust, der Hals war gebläht, Zunge und Mund waren schwarz, die Nasenflügel offen und nach hinten gezogen, die Augen eingefallen, die Hände gekrümmmt, der Puls zuckend und unregelmäßig, Magen und Bauch stark gespannt, kalter Schweiß, und die Verstandesäußerungen waren ungestüm. Als sie sie so gesehen hatten, gaben sie sie verloren und sagten, sie habe nicht einmal mehr zwei Stunden zu leben. Daraufhin zogen sie sich zurück, um den kirchlichen Zeremonien Platz zu machen. Als schließlich der Arzt gebeten wurde, Laubardemont über den Zustand der Krankheit Kenntnis zu geben, schrieb er diesen Brief:

›Herr, ich bin von den Ursulinerinnen des Klosters dieser Stadt gebeten worden, Ihnen mitzuteilen, in welchem Zustand sich die Frau Oberin befindet. Es ist ein äußerster Zustand ohne den Anschein irgendwelcher Rettungsmöglichkeiten. Wir konnten die genannte Kranke weder veranlassen, sich zu erbrechen, noch irgendein Zeichen der Heilung durch Stuhlgang zu geben. Sie hat im Augenblick einen zuckenden Puls und so große Atembeschwerden wie nie zuvor. Da der ganze untere Bauch fest gespannt ist, kann man kein Medikament anwenden – nicht einmal ein Klistier. Stattdessen wird man versuchen, ihr ein kleines Zäpfchen zu geben, um das herauszuholen, was ihren Bauch bläht und unter Druck setzt – man kann nicht ausdrücken, wie stark derselbe ist. Ich füge den oben beschriebenen Umständen nichts weiter hinzu, denn ich fürchte, Sie zu langweilen. Ich bitte Sie aber zu glauben, daß ich ihr mit der gleichen Treue und Zuneigung beistehe, wie ich es bei Ihnen, Herr ..., mein ganzes Leben hindurch.

getan habe. Loudun, in Eile um sieben Uhr abends am 6. Februar 1637 geschrieben. Fanton, Arzt.«

Der bereits genannte Bericht fügt hinzu: »Man setzte die Gebete des Rituals fort und beendete die Zeremonie des Sakraments. Obgleich aber all die Schwestern ihre gute Mutter am Rand des Todes sahen, weinten sie nicht, denn sie hatten festes Vertrauen in ihre kommende Heilung. Als man sich nach Beendigung der Zeremonie der Kranken näherte, verfiel sie in den gleichen Zustand wie vor der Ankunft des Arztes, an den sie sich später so erinnert: ›Gott will wohl diesen Mann bekehren. Er hat ihm in diesem Moment alle Zeichen meines Todes in die Hand gegeben. Was könnte der ihm antworten, wenn er sich nicht bekehrte?‹ Nach einiger Zeit fühlte sie eine sanfte, doch mächtige Neigung, sich betend zu Füßen von St. Josef, dessen Gemälde sie vor Augen hatte, zur Ruhe zu begeben. Dieser Wunsch ließ mehrere Male nach, doch endlich schlief sie ein. Doch kaum hatte sie eine Viertelstunde geschlafen, kamen dieselben Ereignisse und noch andere wieder – sie trat in den letzten Kampf ihres Lebens ein. Der Austreiber und zwei Nonnen eilten herbei, und in deren Gegenwart hatte sie ein oder zwei Krämpfe, wie man sie in der Agonie hat. Zweimal bekam sie den Schluckauf des Todes, aber statt des dritten hörte man einen ziemlich kräftigen Seufzer – und einen Augenblick später war sie gesund und kräftig. Sie sagte, sie sei aller körperlicher Gefühle beraubt gewesen, obgleich sie stets einen freien Willen gehabt habe. In diesem Zustand habe sie eine große und schöne Wolke gesehen, und darin sei auf der rechten Seite ihr guter Engel eingehüllt gewesen. Dieser habe eine unvergleichliche Schönheit besessen, wie ein junger Mann von achtzehn Jahren, mit schönen, blonden Haaren, die bis auf die Schultern von Pater Récès hinunterreichten, welcher auf derselben Seite ihres Bettess stand. Dieser frohgestimmte Geist habe in seiner Hand eine schöne große Kerze aus reinem Wachs gehalten, die gebrannt habe, und ihr ruhmreicher Vater St. Josef habe auf der anderen Seite der Wolke gestanden mit einem Gesicht, das heller geleuchtet habe als die Sonne, und mit einer übermenschlichen Majestät, wie ein Mann von 40 bis 45 Jahren, mit glänzenden, dunkelblonden Haaren. Sie habe gesehen, wie er den Gefährten des Austreibers, der auf derselben Seite stand, in sanfter, doch majestätischer Weise angeschaut habe. Danach habe er zu ihr hingesehen und dabei seine Hand auf ihre Seite gelegt – dort, wo die Hauptquelle ihres Übels gewesen sei. Er habe sie mit Öl oder irgendeiner anderen Flüssigkeit beträufelt. Die Stelle, auf die dieses Öl gekommen war, war etwas feucht. Im gleichen Moment also fühlte sie sich geheilt und bezeugte das, indem sie diese Worte hervorstieß: ›Ich bin geheilt! Mein guter Engel und der heilige Josef sind gekommen, und er hat mich an der Seite gesalbt. Nun habe ich kein Leiden mehr!‹ Der Austreiber hörte, wie sie von der Salbung sprach, und fragte sie, ob sie noch etwas fühle; darauf antwortete sie, sie fühle etwas Feuchtigkeit, und wischte diese im gleichen Augenblick fort mit ihrem Hemd, ohne weiter darüber nachzudenken. Da ihre Heilung so plötzlich gekommen war, sang man ein Tedeum. Man bestellte den Arzt, der zum Kloster kam, ohne vorher etwas von der Heilung zu wissen. Er sah, wie die Oberin in ihrer Nonnentracht auf ihn zukam, um ihm lächelnd von dem Zustand ihrer Heilung zu erzählen. Sein Erstaunen war so groß, daß er eine ganze Weile nichts sagte, aber schließlich sprach er: ›Die Veränderung ist groß – auf jeden Fall vermag die Allmacht Gottes alles.‹ So endet dieser Bericht, und der Autor des Buches fügt noch einige Überlegungen hin-

zu, in denen er voraussetzt, daß die Krankheit der Oberin weder teilweise noch ganz vorgetäuscht, sondern gänzlich real, wahrhaftig und natürlich gewesen sei. Er zitiert die Zeugenaussagen des Arztes, des Apothekers, der Austreiber, der Beichtväter und all der Leute, die die Kranke gesehen und ihr gedient haben; und der Beweis, den er als gesichert anführt, ist die Kenntnis, die sie von der Beschaffenheit ihrer Pein hatte, und die authentische Predigt, in der der Teufel gesagt hatte, daß diese Pein oberstes Prinzip seiner Natur sei. Er sagte die Wahrheit, denn dieses Prinzip war in der Natur tatsächlich entartet und verkommen. Der Verfasser geht dann zu den Beweisen der Wunderheilung über, die alle aus verschiedenen im Bericht erwähnten Zeugenaussagen entnommen sind. Darunter zählt auch der außergewöhnliche und unendlich angenehme Geruch, der in dem Hemd verblieben war, mit dem die Salbung von der Seite der Kranken abgewischt wurde. Als weiterer Beweis diente die Kraft dieser Salbung selbst, die seitdem bei verschiedenen Krankheiten und selbst gegen die Teufel unter Beweis gestellt worden war. Zur Bekräftigung letzterer Aussage erzählt der Autor, daß der Pater Récès am 10. Februar diese Salbung mit etwas Papier berührt habe und dann damit zur Beschwörung von Françoise Fillatreau gegangen sei, wo der Teufel Souillon diesen außergewöhnlichen Duft gerochen und gesagt habe, er rieche dies überhaupt nicht gern, und eine Person, die damit gesalbt sei, dürfe nichts mehr gegen den Willen Gottes tun.

Am 15. des Monats roch derselbe Teufel, der ohne Zweifel die schönen Düfte nicht liebte, die Kraft dieser Salbung an den Händen des Chirurgen Mannouri, worauf er sich zurückzog und zu dem Chirurgen sagte, dieser habe etwas berührt, was ihm mißfalle. Die Teufel Cédon, Asmodée, Daria und Baruch hatten die gleiche Abneigung. Einer von ihnen sagte, es sei Gottvater, der sie quäle, und die anderen ließen sich in Lästerungen gegen St. Josef gehen. Dieser Heilige wollte, daß viele Wunder durch dieses mit himmlischem Öl getränkten Hemd geschehen sollten. Dies geschah zuerst und unter der berechtigten Bezeichnung »Wunder« bei der Frau von Laubardemont, die acht Tage nach der Heilung der Oberin in Tours von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde und keine Medikamente zu nehmen wagte, da sie im vierten Monat schwanger war. Ihr Gemahl war verzweifelt und wußte keine andere Zuflucht als zu diesem wertvollen Schatz, den St. Josef seiner Verwandten in die Hände gegeben hatte. Er ließ darum bitten, und man kann sich wohl denken, daß man ihn nicht zurückwies. Tatsächlich brachte Demorans das Hemd am 25. Februar nach Tours in das Haus Laubardemonts, der sogleich mit seinem ganzen Gesinde zu beten begann. Danach hielt der Kanonikus der Kranken das ausgezeichnete Heilmittel hin, das er herbeigebracht hatte, und schon der bloße Geruch erfüllte sie mit Freude, wie der Autor der »Wunderheilung« in seinem Bericht, den er auch hierüber angefertigt hat, sagt. Als man es aber der Kranken an die rechte Seite hielt, wurde sie vollständig geheilt und noch am gleichen Tag ohne Schmerzen von einem Kind befreit, das nach Urteil der Ärzte bereits einen Monat vorher in ihrem Körper gestorben war. Man bediente sich auch noch dieser duftenden Ölung, um die Ausdünstungen der Gebärmutter zu mildern, die bis zum Kopf der Liegenden hinaufstiegen. Man erzielte die gewünschte Wirkung, ganz im Gegensatz zu anderen Duftmitteln, die diese Art von Beschwerden noch vergrößern anstatt sie zu mindern. Nachdem ein so augenfälliges Wunder an der Person der Haushofmeisterin vollbracht war, gab es in Tours einen großen Auflauf von Leuten aller Stände. Sie kamen, um die himmlische Reliquie zu betrachten, daran zu

riechen und sie zu küssen sowie sie mit Rosenkränzen und mit Heiligenbildchen zu berühren. Schließlich wurde sie nach Loudun zurückgebracht, und dort geschah noch eine beachtenswerte Heilung an der Mutter Angélique, die ebenfalls eine Ursulinerin war. Ihr wurde die Reliquie in der äußersten Not einer Krankheit aufgelegt, nachdem man keine andere Arznei hatte finden können.

Über den Glauben, den solche Geschichten verdienen, schließt der Bericht schlau: »Die Heilung der Oberin war ein Wunder und so berühmt wie irgend ein anderes, das man in einem Buch irgendeines berühmten Autors finden kann. Man kann es den Dämonen nicht zuschreiben, ohne die Vorsehung Gottes in Frage zu stellen oder sie des Betrugs zu verdächtigen und ohne die Wunder der Heiligen, die die Kirche kanonisiert hat, anzuzweifeln. Kein anderes Wunder ist aber so gerechtfertigt wie dieses, denn man muß es nicht unter Androhung des Bannfluchs glauben, da es nicht in der Heiligen Schrift unter den Artikeln des Glaubens steht, aber man kann es nicht ohne Unbesonnenheit widerlegen oder es ohne Verwegenheit in Frage stellen, und wenn man es nicht glaubt, so muß man zumindest sein Urteil zurückhalten und verschweigen.«

Wenn man dieser Schlußfolgerung in der römischen Kurie Eingang verschafft, wie es die Gemeinschaft der heiligen Ursula zum Ruhme ihres Ordens vorhat, wird man ohne Zweifel nicht lange zögern, die Mutter Jeanne des Anges heiligzusprechen. Aber trotz dieses Schleiers von Vertrauen, mit dem man diese erfundenen Geschichten und Visionen als Wahrheiten verkleidet, gab es auch Ungläubige und wird es wohl immer Ungläubige geben, die diese ganzen Märchen mit einem einzigen »nein« zerstören, denn sie sind weder auf irgend welche Vernunft noch auf irgendeinen Beweis gegründet, der mindestens wahrscheinlich wäre oder wenigstens etwas Beachtung verdiente. Wirklich, man hat nie etwas Seltsameres gesehen als Gott, der die Teufel dazu anstellt, dem menschlichen Geschlecht etwas Gutes zu tun – besonders Béhémot, der Ausführender der göttlichen Gnade wird, indem er das Blut der Oberin bewahrt, das ganz verdorben und geronnen hätte sein müssen, wenn sie tatsächlich eine Rippenfellentzündung gehabt und wirklich die Schmerzen an der Seite gefühlt hätte, die sie zu fühlen vorgab. Ist es nicht auch etwas Bewundernswertes und Erstaunliches, daß ein menschlicher Leib wie der unseres Herrn Jesus Christus gänzlich und ohne Schwierigkeiten in einem kleinen Stücklein Brot enthalten sein kann, während ein Geist auf der Fläche eines Fußes im Quadrat unter dem Gemälde des heiligen Josef in Bedrängnis gerät? Aber die Zeugenaussagen des Arztes, des Apothekers und des Chirurgen verdienen weitaus mehr Beachtung, besonders die des protestantischen Arztes Fanton, der einen Brief geschrieben hat, aus dem notwendigerweise die Wahrheit des Wunders geschlossen werden muß, zumal der schlechte Ruf und das frühere Verhalten des Chirurgen Mannouri und die Dummheit des Apothekers Gouin sie von vornherein als unverdächtige Zeugen und auch von jeder Art der Beschuldigung ausschlossen. Doch der Arzt hat seinen Freunden und seinen Kindern gesagt und es ihnen auch schriftlich gegeben, daß die Nonnen ihn getäuscht hätten, indem sie recht spät am Abend ihre Pförtnerin zu ihm schickten und ihn baten, aus ihnen wichtig erscheinenden Gründen einen Brief an Laubardemont zu schicken, in dem es hieß, daß der Zustand der Oberin sehr kritisch sei und daß sie erschöpft scheine. Sie hätten ihm gesagt, er solle sich nicht um ihre Gründe kümmern; sie täten schon nichts Nachteiliges für irgend jemanden. Sie hätten ein besonderes Interesse daran, daß der Haushofmeister nach Lou-

dun käme, und zwar wegen einiger weltlicher Belange des Klosters. Er werde vielleicht nicht kommen, weil er zu beschäftigt sei, wenn sie ihn nicht auf diese Weise durch ihren Arzt, der ihm nicht verdächtig sein könnte, einen Brief schickten. Der Arzt versichert sodann, daß die Oberin tatsächlich vom Fieber heimgesucht worden sei, das sie des öfteren bekommen habe. Deshalb habe er auch nicht daran gedacht, daß der außerordentliche Schmerz in ihrer Seite, über den sie klagte, nur vorgetäuscht sein könne, denn da er selbst einer solchen Verstellung nicht fähig sei, sei er auch nicht darauf gekommen, daß jemand anders so etwas im Sinn haben könnte. Den Beschwerden nach habe er gemeint, daß es sich um eine Rippenfellentzündung handeln könne, denn diese Krankheit sei zu jener Zeit sehr verbreitet gewesen. Als er aber das Blut der Kranken gesehen habe, habe er gezweifelt und sich sogar Kopfzerbrechen über die Art der Krankheit gemacht, denn er habe keinen Anlaß gehabt, den Verdacht einer Intrige oder einer Täuschung zu verspüren, da man ihm keine Mitteilung über die Erklärungen und Aussagen der Teufel über die Ursachen dieses Vorfalls gemacht habe. Als er die Oberin nach ihrer angeblichen Heilung gesehen habe, sei sie in demselben Zustand wie vordem gewesen, was ihre Schwäche und das Fieber betreffe. Sie sei auf den Knien gewesen, da sie sich selbst nicht habe aufrecht halten können, und zwei andere Nonnen hätten sie gestützt. Nach zwei oder drei Schritten habe sie sich mit einem Rest von Schwäche entschuldigt und sich auf ein Bett geworfen, wo er ihr den Puls gefühlt und gesagt habe, sie sei noch nicht ganz gesund, müsse aber nicht mehr das Bett hüten. Da sie selbst von ihrer Heilung überzeugt sei, bedeute dies, daß sie ihren Arzt nicht mehr brauche, und er werde sich zurückziehen. Das tat er dann auch, und zwar sehr zu seinem Vorteil, denn als er die Treppe hinunter gestiegen sei, habe er gehört, wie eine ihm nicht ganz unbekannte Stimme, die er für die des Mémin de Silli hielt, zu den Jesuiten und anderen Geistlichen, die in dem Zimmer gewesen seien, gesagt habe: »Warum verhaftet ihr ihn denn nicht?« Wie man später erfuhr, wollte man ihn so verlassen, freiwillig oder mit Gewalt die Aussage zu unterschreiben, die Gouin und Mannouri bereits gemacht hatten. Aber weit davon entfernt, dies zu tun, von der Echtheit dieses Wunders überzeugt zu sein oder über die angeblich erneuerten Buchstaben auf der Hand der Oberin gesagt zu haben, diese Zeichen könnten ihr zur Erlangung der Unsterblichkeit dienen, ist er sein ganzes Leben hindurch ein guter Protestant geblieben, und er hat seine ganze Familie so gut in der Liebe zum protestantischen Bekenntnis erzogen, daß nicht einer seiner Nachkommen in Frankreich geblieben ist. Am Ende war er so empört über die erlittene Übervorteilung, daß er bis zu seinem Tod im Jahre 1661 nie wieder einen Fuß in das Kloster der Ursulinerinnen setzen wollte, ganz gleich, wie sehr sie sich auch um ihn bemühten, denn er war ein sehr guter Arzt. Ungeachtet seiner Religion diente er immer den meisten anderen Klöstern und allen wichtigen Anhängern der Besessenheit, sogar Mignon und Mémin und dem Armenhaus der Stadt, das ihm zum Dank Privilegien zukommen ließ.

Währenddessen hatte sich Laubardemont nach Loudun begeben, um dieses Wunder des heiligen Josef aufzuwerten und seine gesamte Autorität gegenüber den Geistlichen dafür einzusetzen, dem Wunder Glauben in den Seelen der Menschen zu verschaffen. Am 12. Februar lud er den Arzt Fanton vor, der gerade auf dem Lande Krankenbesuche machte. Man glaubte, er wolle sich verstecken. Der Kriminalleutnant, der bekannte, sein Freund zu sein, ließ seiner Frau mitteilen, daß er durch diese Handlungsweise verloren sei, und was immer er auch unternehme, man werde ihn früher oder später finden.

Am Abend des folgenden Tages kehrte Fanton zurück und begab sich zum »Zeichen des Kreuzes«, wo Laubardemont wohnte, der aber an diesem Abend im Kloster der Ursulinerinnen speiste. Am Morgen des nächsten Tages begab er sich wiederum zum »Zeichen des Kreuzes«, und als der Haushofmeister begann, ihn zu verhören, antwortete er, wenn der Befehl ergehe, daß er eine Bescheinigung über den Gesundheitszustand der Oberin ausstellen solle, so sei er dazu bereit, denn dies sei in solchen Fällen üblich, und die Verordnungen schrieben keinen anderen Weg vor. Deshalb könne er sich dieser neuen Verfahrensweise nicht unterziehen und nicht antworten. Daraufhin wurde er sofort zurückgewiesen. Am 16. Februar erließ der Haushofmeister einen Befehl, demzufolge der Arzt in mit ihm angestellten Verhören zu antworten habe; andernfalls habe er hundert Pfund Strafe zu zahlen. Dieser Erlaß wurde am 27. des Monats unterzeichnet, und man befahl Fanton, sich nach Tours zu begeben, wohin Laubardemont zurückgekehrt war, und dort in Verhören zu antworten. Falls er dies nicht tue, werde man ihn zum Rat vorladen. Fanton erschien am 3. März. Man erließ ihm das Bußgeld und die Ratsvorladung unter der Bedingung, daß er antworte. Als er vereidigt war und sein Alter mit 36 oder 37 Jahre angegeben hatte, fragte man ihn, ob er nicht die Mutter Oberin der Ursulinerinnen untersucht habe im Falle der beiden Krankheiten, unter denen sie seit dem ersten Tag des Jahres gelitten habe, und welches diese Krankheiten gewesen seien. Er antwortete: »Ich sah sie zum ersten Mal am dritten Tag ihrer Krankheit. Sie klagte über Schmerzen in der rechten Seite von der Brust bis zum Unterleib, und ich glaubte ein wenig an die ›Falsche Rippenfellentzündung‹, denn sie hatte durchgehend Fieber, das täglich etwas nachließ. Diese Krankheit behandelte ich neun oder zehn Tage und ließ sie drei- oder viermal zur Ader. Am Donnerstag, dem 26. des Monats, ließ mich die Oberin schon am frühen Morgen holen und sagte mir, sie habe einen großen Erguß im Magen gehabt, der ihr Atembeschwerden verursache, sowie einen schmerzhaften Druck auf der rechten Seite, und sie hatte Fieber. Diese Krankheit hielt ich für eine echte rechtsseitige Rippenfellentzündung, nach dem Ausfluß des Magens zu schließen, aus dem durch Spucken und Erbrechen Exkreme hervorkamen, welche die Kranke zur späteren Betrachtung in einer Schüssel aufbewahren ließ. Sie waren schleimig, mit kleinen Mengen Schaum darauf und manchmal mit richtig purpurrotem Blut vermischt, das dem ähnelte, das sie mir auf dem Handtuch zeigte. Ich fuhr fort, sie zu behandeln, und zwar bis gegen sechs Uhr abends am Samstag, dem 7. Februar. In dieser Zeit stellte ich keine Anzeichen von Verdauung fest, weder in den Urinproben der Nacht, die man mir zeigte, noch in dem, was sie ausspie. Ich begann, einige schlechte Voraussagen über die Krankheit zu machen, als ich eine Schrumpfung an ihrem Arm bemerkte. Nach der angemessenen Lebensregel verordnete ich sieben oder acht Aderlässe am Arm zu je neun Unzen, mit Ausnahme des letzten zu nur drei Unzen, sowie vier Klistiere und einige andere Heilmittel, bei deren Verabreichung ich nicht zugegen war. Aber während der meisten Aderlässe war ich anwesend.«

Man fragte ihn, ob er nicht zu mehreren Personen gesagt hätte, daß die Krankheit tödlich sei. Er antwortete: »Ich war der Meinung, daß sie es unter gewöhnlichen Bedingungen sein würde. Aber man muß hoffen, solange man atmet, und schließlich fand ich, daß der Bauch der Oberin bei meinem letzten Besuch weniger gebläht war als sonst, und außerdem fand ich nur eine große Schwäche, was mich veranlaßte, ihr ein Zäpfchen zu geben und ihr zwei Eidotter zu verordnen.«

Man fragte ihn, ob er den Brief als den von ihm an Laubardemont geschriebenen anerkenne, und er gab zurück, daß er ihn für bereits anerkannt halte. Auf die Frage, ob er nicht eine Stunde nach dem Schreiben des Briefes zum Kloster gegangen sei und dort die Oberin aufrecht, angekleidet und gesund vorgefunden habe, sagte er: »Wirklich ging ich zum Kloster, zwei Stunden nachdem ich den mir gezeigten Brief geschrieben hatte. Als ich das Zimmer, wo ich die Kranke behandelt hatte, betrat und sie dort nicht vorfand, glaubte ich zuerst, sie sei vielleicht schon gestorben, doch man zeigte sie mir vor einer Wand, wo sie gemeinsam mit den meisten Nonnen des Klosters auf den Knien war. Zwei Nonnen hoben sie auf, indem sie ihr unter die Arme griffen, und folgten ihr. Sie machte sich auf den Weg zu mir, bis sie nur noch eine Elle von mir entfernt war. Sie ging sehr langsam und sagte, sie bedanke sich für die Hilfe, die ich ihr geleistet hätte, und sie sei mir sehr verpflichtet. Ich fühlte ihren Puls, den ich sehr schwach fand, und sie selbst entschuldigte sich bei mir dafür, daß sie sich wegen ihrer zu großen Schwäche aufs Bett legen müsse. Nachdem ich ihr noch einmal den Puls gefühlt hatte, ging ich aus dem Zimmer und kehrte heim. Am nächsten Tag schickte sie gegen vier Uhr nachmittags eine Pförtnerin, die mich in ihrem Namen bat, sie aufzusuchen, aber ich antwortete, die Oberin möge entschuldigen, wenn ich nicht käme, nachdem ich sie in ihrem Zimmer habe sagen hören, es gehe ihr gut, und schließlich wußte ich gut Bescheid über den Zustand, in dem ich sie am Abend zuvor zurückgelassen hatte.« Er wurde befragt, warum er nicht dieselben Dinge bei seinem Verhör durch Laubardemont gesagt habe. Er antwortete: Um nicht so lauthals den Erzählungen, die über ihre Heilung vorbreitet worden seien, widersprechen zu müssen, habe er darum gebeten, sich mit dem Krankenzeugnis zufrieden zu geben.

Er fragte ihn, ob er nicht, als er die Oberin völlig geheilt gesehen habe, von etwas Außergewöhnlichem gesprochen habe. Die Ärzte schlössen doch in ihren Vorhersagen niemals die Macht Gottes aus. Ob er sich in Wahrheit nicht nur deshalb geweigert habe, die Oberin besuchen zu gehen, um nicht Zeugnis davon ablegen zu müssen, was er an Außergewöhnlichem und Übernatürlichem in ihrer Heilung gesehen habe, aus Furcht, er könne Mißfallen bei den Anhängern der protestantischen Religion erregen? Er sagte: »Ich fand sie nicht geheilt vor und habe sie nie dafür gehalten, wie es aus allem hervorgeht, was ich bereits gesagt habe, und ich bin fortgegangen, ohne von etwas Außergewöhnlichem oder etwas anderem in diesem Sinne gesprochen zu haben. Die Ärzte schließen niemals die Macht Gottes bei der Heilung von Kranken aus – im Gegenteil: Sie nehmen Zuflucht zu Gott als dem höchsten Arzt, ohne dessen Segen der Nahrung und Medikamente sie keine Heilung für möglich halten. Ich habe mich niemals geweigert, ein Gutachten über die Krankheit der Oberin auszustellen. Der Brief, den ich auf Bitten der Nonnen am 7. Februar geschrieben habe, enthält wohl Dinge, die durch ein Gutachten erklärt und aufgehellt werden könnten, aber er enthält sie nicht so genau, denn ich sah mich nicht verpflichtet, in einem verlangten Brief, den ich in Eile und ohne Umsicht schrieb und der keinen Glauben vor Gericht verdient, so genau und so streng zu sein wie in einem auf richterlichen Befehl ausgestellten eidesstattlichen Gutachten. Schließlich habe ich den Brief geschrieben, weil ich mich an das Vorhaben der Nonnen gehalten habe, Herrn Laubardemont Mitteilung vom Zustand der Oberin zu machen, und wegen deren Versicherung, jener werde dem, was ihm ein Arzt schreibe, mehr Vertrauen schenken als dem, was irgendjemand schreibt.

be und ich glaubte, daß die Nonnen lediglich beabsichtigten, ihn nach Loudun kommen zu lassen, woran sie ein berechtigtes Interesse zu haben vorgaben.« Man fragte ihn weiter, ob er den Inhalt seines Briefes nicht als Wahrheit anerkenne, worauf er antwortete: »In gewissem Sinne ist er schon wahr, da es ganz normal ist, sich in einem Brief, der vor Gericht nicht gilt, mit mehr Freiheit auszudrücken, als wenn man eine Wahrheit sicher und eidesstattlich erklären muß.« Der Haushofmeister fragte ihn schließlich, was er davon halte, daß die Oberin aus dem gefährlichen Zustand, den er dargestellt habe, in jenen Zustand habe gelangen können, in dem er sie eine Stunde später gesehen habe. Er antwortete: »Der gefährliche Zustand war vorher gar nicht so stark gewesen. Auf jeden Fall ist so etwas möglich, wie man täglich im Wirken der Natur feststellen kann, indem die fühlbaren Dämpfe hinausgelangen – sei es durch die unmerkliche Aussonderung durch die Poren des Körpers oder durch die Verlagerung der Dämpfe von der Stelle, wo sie solche Wirkungen zeigen, an eine andere, weniger beachtliche Stelle. Außerdem können ärgerliche Symptome, die durch die Dämpfe hervorgerufen werden, weil sie an einer bestimmten Stelle sind, sich ohne die Notwendigkeit einer Änderung der Lage im Körper beruhigt zeigen, was durch eine Milderung dieser Dämpfe, die von der Natur gezähmt wurden, hervorgerufen wird, oder durch das Verhalten anderer Dämpfe, die weniger grausam sind und die Schärfe der ersten mildern. Die sichtbare Ausscheidung geschieht durch Urin, Ausfluß des Bauches, Erbrechen und Blutverlust, und die nicht wahrnehmbare Ausscheidung geschieht, wenn die Organe sich auf unsichtbare Weise entleeren. Diese Art der Ausscheidung geschieht vorwiegend bei fiebrigen Krankheiten, insbesondere der Galle, ohne daß man Verdauung sehen kann, die solcher Ausscheidung vorausgeht. Dies dient der Entlastung der Natur und ist recht entscheidend. Zur Heilung der Krankheiten dürfen natürlich weniger Dämpfe den Körper verlassen, wenn man sie schon durch Medikamente herausgetrieben hat. Sie nehmen nicht nur die Ursache der Krankheit mit sich, sondern binden sie auch. Die Dämpfe halten in ihren Bewegungen ganz bestimmte Zeiten ein.«

Diese Antwort, die so viele Einzelheiten medizinischer Grundsätze und Praktiken enthielt, war nicht das, was Laubardemont suchte, und so fuhr er mit dem Verhör Fantons fort, indem er ihn fragte, ob er nicht zugebe, daß die Oberin keinerlei Krise gehabt habe zwischen dem Zeitpunkt, zu dem er den Brief geschrieben, und dem Moment, da er sie gesehen habe, und ob der Zustand, den er in dem besagten Brief geschildert habe, auf natürliche Weise, selbst durch die, die er gerade geschildert habe, sich so plötzlich ändern könne. Er antwortete: »Ich konnte keinen Schluß daraus ziehen, denn das letzte Mal, als ich die Oberin sah, konnte ich nur hineingehen und sofort das Zimmer wieder verlassen und ich habe nicht sehen können, was während meiner Abwesenheit geschehen ist. Aber es kommt oft vor, daß ein Arzt sieht, daß es demjenigen, an dem er gerade noch verzweifelt ist, zwei Stunden später besser geht. Celse, der lateinische Hippokrates, berichtet, daß manchmal in der Medizin Ungeheuerlichkeiten geschehen.«

Als nun der Haushofmeister mit diesen Antworten immer noch nicht auf seine Kosten gekommen war, fragte er ihn, ob er nicht mit Herrn Duncan abgesprochen habe, was er über die Krankheit der Oberin und die Heilung zu antworten habe. Er verneinte und sagte, er habe jenen seit dem 14. Februar nicht gesehen und sei auch nicht mit ihm brieflich in Verbindung getreten; und in Wahrheit habe er ihn vor jenem Tag ge-

sehen, aber er habe ihn um keinerlei Rat in dieser Angelegenheit gebeten und auch einen solchen wirklich nicht bekommen. Laubardemont hielt ihm nun vor, er habe nicht die volle Wahrheit gesagt, sondern sie in eine Unmenge von Wörtern gehüllt, damit man sie nicht so leicht erkenne. Dazu hätten ihn die Anhänger des sogenannten Protestantismus überredet, und er werde ihn schon dazu bringen, das zuzugeben. Fanton erklärte, er habe die Wahrheit gesagt und habe nicht (außer vielleicht zufällig mit einigen seiner Verwandten und Freunde) über diese Angelegenheit gesprochen und er habe auf keinen Fall diesbezügliche Versammlungen einberufen. Weiterhin sagte er, er erinnere sich nicht daran, daß die Oberin, als sie ihm am Abend des 7. Februar begegnet sei, ihm gesagt habe, Gott habe sie auf wunderbare Weise geheilt: »In Wirklichkeit hat ein Jesuit, den ich für ihren Austreiber hielt, mir gesagt, als die Oberin sich auf das Bett legen ließ, es seien durch die Mitwirkung von St. Georg oder St. Josef – Ich weiß nicht mehr, welcher von beiden – wunderbare Dinge geschehen; und der Pater fügte hinzu, er sei weder Prophet noch Sohn eines Propheten und dennoch habe er gewußt, was hätte kommen müssen, und er habe mich oft davon in Kenntnis gesetzt.« Es wurde weiter gefragt, ob man ihn nicht, als man der Oberin die Letzte Ölung gegeben habe, gefragt habe, ob sie in dem Zustand sei, daß man sie ihr geben müsse. Er antwortete:

»Als ich am 5. oder 6. Februar die Kammer der Oberin verließ, folgten mir Herr Demorans und einer der Jesuiten, und sie fragten mich, ob es nötig sei, der Oberin die Letzte Ölung zu geben. Ich antwortete ihnen, daß meinen diesbezüglichen Ratschlägen nicht gefolgt werden solle, da ich der Religion angehöre, die ihnen verdächtig sei; aber um sie zufriedenzustellen, sagte ich ihnen, ich hätte gesehen, wie bereits weniger kranke Leute als sie gesalbt worden seien.«

Nachdem alle oben genannten Fragen und seine Antworten vorgelesen wurden waren, unterschrieb er sie, und Laubardemont entließ ihn.

Die Antworten Fantons zeigen hinreichend, daß er sich in seinen Vermutungen über die Krankheit der Oberin ein wenig geirrt hat, indem er glaubte, die Krankheit sei schlimmer gewesen, als sie tatsächlich war – wegen der Erklärungen der Kranken ihm gegenüber, was sie an der Seite und woanders fühle; sowie wegen der Atemschwierigkeiten, die sie in den wenigen Momenten, da er bei ihr war, zeigte; wegen der Art der Exkremeante, des Blutes usw., das man ihm zeigte, als ob es tatsächlich von ihr stamme und als ob man es nicht verändert habe und – um es seinen Augen zu zeigen – in den gewünschten Zustand gebracht habe. Man hätte ihm auch die Ausscheidungen einer anderen Kranken zeigen können. Seit jener Zeit hat er immer gegenüber seiner Familie und seinen Freunden eingestanden, daß die Sache wohl so geschehen sein müsse, denn er habe nie irgendwelche Ausscheidungen gesehen, die die Kranke in seiner Gegenwart von sich gegeben habe. Da er selbst einer Täuschung nicht fähig sei, habe er nicht geglaubt, daß man ihn täuschen könnte, obwohl er genug Grund gehabt hätte, diesen Gedanken zu haben, denn er hätte sich Gedanken machen müssen, welchen Betrugs sie bereits in der Öffentlichkeit fähig zu sein bezeugten. Er hätte daran denken müssen, daß die Oberin vielleicht selbst den Hals und die Zunge habe aufblähen können – da sie doch bei den Beschwörungen außerordentliche Verrenkungen gemacht habe, habe sie sich sicher leicht selbst aufblähen können, um ihrem Arzt einen Druck vorzuspülen; und sie könnte auch eine Verkürzung ihres Armes vorgetäuscht haben, die, wie dem auch sei, blieb, als er von ihr ging. Zumindest habe sie in der Zeit,

da er sie sah, sehr hohes Fieber und alle Anzeichen einer Krankheit im Gesicht gehabt. Dies sei alles, was er an sicheren Aussagen machen könne, und nichts sei leichter gewesen, als ihn mit dem Rest hereinzulegen, teils weil es die Umstände der Angelegenheiten zuließen, teils weil er nicht den geringsten Verdacht eines Betruges gehabt und weil er keine Untersuchung der Umstände aufgrund dieser Tatsache durchgeführt habe. Er habe allerdings nicht gewagt, bei seinem Verhör so heftig über den Verdacht, den er da schon gehabt habe, und über die Wahrscheinlichkeit, daß er getäuscht worden sei, zu argumentieren. Stattdessen habe er sich damit zufrieden gegeben, nur die Wahrheit über die Tatsachen zu sagen, die man ihm vorgelegt habe, denn es wäre gefährlich für ihn gewesen, weiter zu gehen, und sicher wären die Folgen für ihn und seine ganze Familie unheilvoll gewesen.

Im darauffolgenden Jahre 1638 starb der berühmte Pater Tranquille. Er war ein Kapuzinerprediger und der bekannteste von allen Austreibern, die noch übrig geblieben waren. In seinen letzten Stunden stieß er markenschüttende Schreie aus, die in der ganzen Nachbarschaft des Kapuzinerklosters gehört wurden. Da sich das Gerücht darüber sehr schnell in der Stadt herumsprach, gab es sehr viele Leute, die sich zum Kloster und in die nächstliegenden Straßen begaben, um diese Schreie zu hören und festzustellen, ob das, was man sagte, wahr sei. Niemand ging dorthin, der dann nicht überzeugt war, und es wird auch heute niemanden geben, der nicht überzeugt davon sein muß, wenn er den Bericht über die Umstände seines Todes liest, der von einem Kapuzinerpater der Öffentlichkeit übergeben wurde und von dem hier ein Auszug folgt:

»Pater Tranquille war gebürtig aus St. Rémi in der Provinz Anjou. Er war der berühmteste Prediger seiner Zeit. Der Gehorsam rief ihn zu den Beschwörungen nach Loudun. Die Teufel fürchteten diesen Feind und liefen vor ihm her, um ihn zu erschöpfen, wie es ihnen nur möglich war. Sie ließen ihn auf dem Weg eine solche Schwäche in den Beinen fühlen, daß er anzuhalten und sich auszuruhen gedachte. Er war bereits vier Jahre als Austreiber beschäftigt gewesen, und in dieser Zeit hatte Gott ihn durch Trübsal geläutert wie Gold im Schmelzofen. Er dachte zunächst daran, die Teufel auf der Stelle zu vertreiben kraft der Autorität, die Unser Herr der Kirche verliehen hat, aber da er aus Erfahrung wußte, daß er sich getäuscht hatte, beschloß er, sich in Geduld zu fassen und den Willen Gottes abzuwarten. Er wollte aufhören zu predigen, denn er fürchtete, sein Talent könnte ihn zur Sünde verführen und ihn stolz machen. Deshalb wollte er sich ganz den Beschwörungen widmen. Die Teufel sahen seine Demut und waren so wütend darüber, daß sie beschlossen, sich in seinem Körper niederzulassen. Die ganze Hölle versammelte sich zu diesem Zweck, aber sie konnte ihn weder belästigen noch völlig in Besitz nehmen, da Gott dies nicht zuließ. Es ist wahr, daß die Teufel seine inneren und äußereren Sinne umlagerten; sie warfen ihn auf die Erde, schrieen und fluchten aus seinem Munde; sie ließen ihn die Zunge zeigen und wie eine Schlange zischen; sie drückten seinen Kopf, beengten sein Herz und ließen ihn tausend andere Übel erleiden. Aber inmitten all dieser Leiden strebte sein Geist nach Einheit mit Gott, und mit Hilfe dieses Verbündeten verjagte er den Teufel, der ihn quälte und seinerseits durch seinen Mund rief: ‚Ah, was muß ich leiden!‘ Die anderen Geistlichen und Austreiber bedauerten Pater Tranquille wegen seiner Leiden, während er sich vortrefflich daran erfreute. Es gab diesen einen Unterschied zwischen ihm und Hiob: Gott erlaubte nicht, daß der Teufel das Leben des letzteren anröhre, jedoch überließ er ihm

das des Paters Tranquille. Als dieser den Stachel im Fleisch verspürte, leistete er sofort den betrügerischen Anwandlungen des Teufels Widerstand. Er rief nach der Kraft seines Beichtvaters und hatte keine Scham, diesem die Bemühungen des widerlichen Höllenkauges zu offenbaren. Um diesen leichter loszuwerden, hatte er sich den Armen der Jungfrau, seiner besonderen Fürsprecherin, anvertraut, der er so zugetan war, daß er sich als ihr Sklave eine Eisenkette um den Hals gelegt hatte, damit er zu dieser Königin der Jungfrauen wahrhaft sagen konnte: »Meine Geliebte, ich bin Ihr Sklave. Ach, erlaubt nicht, daß Eure und meine Feinde sich jemals dessen bemächtigen, der Euch gehört!« Als der Teufel des Stolzes ihn versuchte, versteckte er sowohl sein Leiden als auch seine tugendhaften Handlungen vor den Augen der Menschen und nannte das »sein Leben in Christus verhüllen«. Also nahm er den heiligen Josef zum Schutzheiligen, dessen Leben so verborgen war, daß mehrere Jahrhunderte verflossen, ohne daß das Volk dazu gebracht wurde, in anzurufen und ihn entsprechend seiner Verdienste zu verehren. Er bat nicht darum, mehr als allgemein üblich öffentlich Buße zu tun, denn er wollte nicht perfekter erscheinen als andere, und um zu tiefer Demut zu gelangen, nahm er als weiteren Fürsprecher den bescheidenen St. François, seinen engelhaften Vater. Als ihn ein großer Staatsmann aufforderte, seine Tätigkeit aufzugeben, um Gott und dem König an einer Stelle zu dienen, an der er mehr Früchte bringe, antwortete er, man müsse siegen oder auf dem Schlachtfeld sterben, auf das einen der Gehorsam geführt habe. Seine Bescheidenheit war so groß, daß er sich als jeden Trostes unwürdig bezeichnete. Die Teufel haben oft versucht, ihn so weit zu bringen, daß er die Perfektion schätzt, doch unternahmen sie dies vergeblich. Sein Mut war so groß, daß er seinen engelhaften Vater St. François oft bat, er möge ihn an seinem fortwährenden Kreuz teilhaben lassen, aber nicht an seinem Trost, da er diesen nicht verdient habe. Als er schließlich in ärgerlicher Weise von irgendeinem Teufel der Ungeduld gepeinigt wurde, wandte er sich oft an den ruhmreichen St. Bonaventura und an den glückseligen François de Sales, die der Welt wegen ihrer Sanftmut und Leutseligkeit bekannt waren. Da die Teufel beschlossen hatten, ihn sterben zu lassen, verstärkten die Magier ihr übles Werk, und Gott ließ sie aufgrund eines geheimen, doch gerechten Urteils gewähren. Am Pfingstsonntag, an dem er predigen sollte, griffen sie ihn stärker als je zuvor an, und als die Stunde der Predigt gekommen war, fand er sich dazu nicht in der Lage. Sein Beichtvater befahl dem Teufel, ihn freizulassen, und dem Pater, gehorsam zu sein und auf die Kanzel zu steigen. Das tat dieser, und er predigte zur vollsten Zufriedenheit seiner Zuhörer, als ob er mehrere Wochen dazu verwandt hätte, um sich vorzubereiten. Er sprach wunderbar über die Niederkunft des Heiligen Geistes und danach gab er demselben Heiligen Geist die Zunge aus Feuer zurück, die er von ihm erhalten hatte, denn dies war die letzte seiner Predigten. Hiernach befiehlen ihn die Teufel noch stärker als vorher. Er las noch an zwei oder drei Tagen die Messe und danach war er gezwungen, bis zum Montag, an dem er starb, im Bett zu bleiben. Er erbrach Schmutz, den man als Pakte bewertete und aus deren Ausstoßen man stets Hoffnung auf Erleichterung bezog. Der Chirurg fand ihn aber in schlechter Lage und sagte, wenn Gott nicht bald dem Lauf dieses teuflischen Wirkens Einhalt gebiete, sei es unmöglich, daß er dies durchhalte, denn sobald er Nahrungsmittel, selbst mit Appetit, zu sich nahm, ließen die Teufel ihn dies mit so heftigen Herzkrämpfen zurückweisen, daß auch der gesündeste Mann daran gestorben wäre. Sie verursachten ihm Kopf- und Halsschmerzen solcher Art, von der weder Hippokrates noch Galienus

berichten; und um deren Natur richtig beschreiben zu können, muß man sie gleich unserem guten Pater erlitten haben. Sie schrieen und lärmten durch seinen Mund, und dabei besaß er die ganze Zeit ein freies Urteilsvermögen. Alle diese Foltern vereinigten sich in einem fortgesetzten Fieber und in einigen Vorfällen, die von denen, die sie nicht miterlebt haben, nicht verstanden werden können, wenn sie nicht genug Erfahrungen in der Art haben, in der die Teufel auf einen Körper einwirken können. Die Dämonen verstärkten das Leiden des Patienten außerordentlich in der Nacht vor seinem Hinscheiden, das sie dadurch herbeizuführen hofften, daß sie ihn zu veranlassen suchten, durch ein wildes und außergewöhnlich starkes Erbrechen seine Seele auszuscheiden, damit er sterben könne, ohne daß es jemand merke, denn sie beabsichtigten, aus der Aufregung um seinen Tod Vorteile zu ziehen und selbst in den Genuß jener letzten Heilmittel zu kommen, die die Kirche frommerweise bei solchen Gelegenheiten zu verabreichen bereit ist. Sie taten also, was sie konnten, um den Geistlichen, der Wache bei ihm hielt, zum Weggehen zu veranlassen. Sie machten fortgesetzt Geräusche auf der einen oder anderen Seite des Krankenzimmers, die einen weniger beherzten Menschen, als dieser Mönch es war, bald in die Flucht getrieben hätte. Er aber blieb gut und fest dabei, dem Kranken in der Heftigkeit seines Erbrechens beizustehen, wobei dieser so unerträgliche und schreckliche Schändlichkeiten und Gestank hervorbrachte, daß man dies auf der Stelle hinausbefördern mußte, so sehr war das Zimmer davon verpestet. Am folgenden Morgen erkannten die Brüder, daß Gott die Zügel aus der Hand geben und den Mächten der Hölle über das Leben ihres Patienten freie Hand lassen wollte, der sie bat, ihm die Letzte Ölung zu geben, sobald man sehe, daß dies nötig werde. Gegen Mittag klopfte man an die Tür, um zu erfahren, ob es wahr sei, was ein Teufel gerade bei der Beschwörung erklärt habe, nämlich daß der Pater Tranquille dahinscheide. Als dies bejaht wurde, gab man ihm die Sterbesakramente. Danach flog seine geweihte Seele gen Himmel, um dort die Krone zu erhalten, die man – fromm gedacht – sicher dort für ihn bereit hielt, nachdem er sich so großartig geschlagen und so ruhmreich gesiegt hatte. Denn jene sind die grausamsten, die jemandem das Leben nehmen, weil er dem Ruhme seines Gottes und Meisters gedient hat. Um so mehr ist er ausgezeichnet, denn es gibt keine schlaueren Tyrannen und Henker als die Henker-Teufel, die den bescheidenen Pater Tranquille sterben ließen, und zwar deshalb, weil er dem Ruhme Gottes diente, und wegen der Liebe, die er zu seinem Nächsten empfand. Folglich konnte er nicht vortrefflicher gemartert und später nicht rühmlicher gekrönt werden. So starb er im 43. Jahr seines Lebens, dem 23. Jahr seiner Aufnahme in die Bruderschaft der Kapuziner. Während seiner Krankheit wurde er von vielen ehrbaren Leuten besucht, die von seinen Worten großartig getröstet zurückkehrten. Seine Geduld war so groß, daß er nicht einmal um Dinge bat, nach denen er einen Wunsch verspürte, sondern er nahm in gleicher Weise alles entgegen, was man ihm verordnete. Die Teufel waren außer sich, als sie so heldenhafte Tugenden sahen, und sie riefen durch seinen Mund: »Ah, wie ich leide! Ich leide mehr als alle Teufel und Verdammte zusammen!« Tatsächlich, eine so große Seele in dem von ihnen gepeinigten Körper war für sie eine ziemlich heiße Hölle. Nach seinem Tod wurde der Körper geöffnet, um festzustellen, ob darin etwas Übles verblieben sei, aber man fand nichts. Als die Stunde der Beerdigung gekommen war, trug man seinen Leichnam in die Kirche, die voll von Leuten war. Sobald man aber von ihm ließ, um den Gottesdienst zu versehen, stürzte sich das Volk auf ihn. Einige berührten ihn mit ihren Rosenkränzen, an-

dere rissen Stücke aus seiner Kleidung und drückten sie an sich wie kostbare Reliquien. Der Druck der Leute war so groß, daß der Sarg auseinanderbrach und der Leichnam – ich weiß nicht wie oft – seinen Platz wechselte, da ihn jeder zu sich zog, um ein Stück davon zu ergattern. Er wäre schließlich ganz nackt ausgezogen worden, wenn sich nicht ein paar Ehrenmänner um ihn herumgestellt hätten, um ihn vor der aufdringlichen Verehrung des Volkes zu beschützen, das sich nach Zerreißern seiner Kleidung vielleicht so weit hätte gehen lassen, seinen Leichnam selbst anzutasten. Ein Jesuit hielt die Totenfeier ab. Die Priester der Stadt schritten in einer Prozession zu seiner Beerdigung; die Mönche und Laien boten für die Ruhe seiner Seele das Meßopfer dar. Einer der Beamten der Stadt hatte erreicht, daß man einen Stein auf seinem Grab errichtete, auf den man diesen Spruch schrieb: »Hier ruht Pater Tranquille aus St. Rémi, Kapuzinerprediger. Die Teufel konnten seinen Mut als Austreiber nicht ertragen und ließen ihn durch ihre Schikanen sterben, nachdem Magier sie dazu gebracht hatten. Den letzten Tag im Mai 1638.««

Dieselbe Schrift beinhaltet noch andere beachtenswerte Einzelheiten über die Krankheit dieses Austreibers, auf die sein Tod folgte, und sie verdienen es wohl, hier Platz zu finden:

»Als man ihm die Letzte Ölung verabreichte, fühlten die Teufel die Wirksamkeit dieses Sakraments und sahen sich gezwungen, die Belagerung aufzugeben. Doch sie wollten nicht weit fortgehen und so drangen sie in den Körper eines guten Paters, eines ausgezeichneten Geistlichen, ein, der gerade anwesend war und seit dieser Zeit besessen ist. Diesen quälten sie zunächst mit sehr seltsamen und heftigen Zuckungen, ließen ihn die Zunge herausstrecken und fürchterlich heulen. Bei jeder Ölung, die man dem Kranken gab, verstärkten sie ihre Wut und erhoben sie erst recht beim Anblick des heiligsten Sakramentes, das man gerade herbeigeholt hatte, denn diese wahrhaftige Einigkeit von Mensch und Gott zwang sie, den in Ruhe sterben zu lassen, dem sie gern im letzten Moment eine Falle gestellt hätten. So sehr sie auch im Moment seines Dahinscheidens wüteten und tobten, konnten sie nichts mehr mit ihm anfangen. Sie schrien schauerlich: »Er ist tot!« – so als ob sie sagen wollten: »Es ist vollbracht. Es gibt keine Hoffnung mehr für uns in dieser Seele.« Sodann stürzten sie sich um so mehr auf den anderen armen Geistlichen, den sie so heftig und absonderlich schüttelten, daß selbst die Brüder, die ihn in großer Zahl festhielten, nicht verhindern konnten, daß er an den Verstorbenen Fußtritte austeilte, bis man ihn hinausbrachte. Er wurde weiterhin so stark und grausam Tag und Nacht bis zur Beerdigung geschüttelt, daß man gezwungen war, ihm ständig Brüder an die Seite zu geben. Am Tag nach der Beerdigung wurde ein Teufel beschworen, Gottes Vorsehung im Tod Pater Tranquilles anzubeten. Da warf er die Besessene zu Boden und sagte: »Ich huldige der Vorsehung Gottes im Tode des heiligen Paters Tranquille, der bis zum Ende seiner Tage stets ruhreich triumphiert hat.« Ein anderer Teufel, der in gleicher Weise beschworen wurde, ging zum Grab, auf dem er mit den Füßen herumstampfte und dann mit den Händen kratzte und die Erde von einer Seite auf die andere warf, als ob er den Toten ausgraben wolle. Er bewegte dicke Steine mit leidenschaftlichem Gesicht und stieß diese Worte hervor: »Komm heraus, du Henker, komm heraus!« Als man ihn darauf befragte, warum er jenen so nach seinem Tod verfolge, machte er lange mit den Händen des Mädchens in äußerst verwirrter Weise dieselben Gesten wie jemand, der Teig knetet. Man drängte ihn, sich klar in Worten auszudrücken. »Weil er so mit mir gemacht hat,«

sagte er, als ob er sagen wollte, er verfolge ihn auf diese Weise aus Wut, weil er mit ihm so verfahren sei, wie der Bäcker mit seinem Teig verfährt, indem er ihn nämlich knetet und wieder knetet, wie es ihm beliebt. Er fügte hinzu: ›Er erhitzt mich mehr denn je zuvor‹, und er schwor: ›Wir und die Zauberer ließen ihn sterben, aber wir haben überhaupt nicht erreicht, was wir erreichen wollten. Wir hatten uns vorgestellt, wir könnten eine der wichtigsten Stützen der armen Mädchen beseitigen und damit einen der wichtigsten Fürsprecher, den sie bei Gott und den Menschen hatten. Nun aber unterstützt sie jener stärker und wirksamer als je zuvor, und zwar wegen des großen Einflusses, den er bei Gott hat, so daß wir im Glauben, wir könnten viel gewinnen, alles verloren.‹ Weiterhin bestätigte er unter Eid, daß der engelhafte Vater François am Bett des Sterbenden gestanden habe, um dort dessen Seele entgegenzunehmen, die er in die Hände der Jungfrau gelegt habe. Diese habe sie ihrem Sohn zu Füßen des Kreuzes überreicht, da jener dasselbe getragen habe. Vor Gott sei er nun ein Märtyrer, da die Hölle ihn dazu gemacht habe. Da er in seinem Leben und in seinem Tod friedlich gewesen, sei er nun auch friedlich in seinem Ruhm. Schließlich verurteilte ihn der Austreiber zu einer Ehrenbuße. Er solle im Namen der ganzen Hölle den um Verzeihung bitten, den sie zu töten gewagt hätten. Nach einigem Widerstand gehorchte er endlich, küßte das Grab an zwei Stellen, die den Körperteilen entsprachen, an denen sie ihn am grausamsten befallen hatten, nämlich am Kopf und am Herzen, und sagte, das größte Übel sei dort gewesen. Dann wandte er sich zum Fuße des Grabes, küßte es auch dort, indem er sich demütig niederwarf, und sagte: ›Ich, Leviathan (so heißt der Anführer aller Teufel dieser Besessenheit), bitte diesen Diener Gottes, den wir getötet haben, im Namen der Hölle um Vergebung.‹« Wieviel Stoff zum Nachdenken bot diese am 28. August 1638 veröffentlichte Geschichte den Ungläubigen! Sie schlossen daraus, daß diese Quälerei der Teufel, wenn sie echt war, oder die nur allzu realen Folterqualen Pater Tranquilles, die nur den Selbstvorwürfen und den Leiden eines geplagten Gewissens entstammen konnten, sichtbare Zeichen der Ernsthaftigkeit der Urteile Gottes waren, der zuließ, daß die Teufel oder die Vorstellung der Teufel und der Hölle diese angeblichen Austreiber, die zu ihren Lebzeiten so unverschämt mit der Hölle, den Teufeln und Gott selbst gespielt hatten, in der Stunde ihres Todes quälten. Angenommen, die Teufel hätten fühlbar und unmittelbar auf diesen Kapuziner eingewirkt, dann ist die Konsequenz, die sein Lobredner daraus zog, um die Heiligkeit des Verblichenen zu zeigen, falsch, und sie richtet sich gegen ihn selbst. Man findet in der Heiligen Schrift insgesamt nur zwei Beispiele, daß Gläubige unmittelbar in ihrer Person von Einflüssen der Teufel befallen wurden, nämlich Hiob im Alten Testament und vielleicht der Apostel Paulus im Neuen Testament, was zeigt, daß Gott dies recht selten zuläßt. Wenn er sich auch manchmal der bösen Geister bedient, um seine Kinder zu versuchen, liest man an keiner Stelle, daß er sich ihrer bedient hätte, um ihnen das Leben zu rauben, und es gibt keinerlei Hinweise darauf, daß er den Teufeln erlaubt hätte, einen solchen Versuch zu unternehmen, denn das Leben der Gerechten ist Ihm zu wertvoll, um es ein Beutestück der Hölle werden zu lassen. Wenn man darauf besteht, die Teufel seien die Henker gewesen, die den demütigen Pater Tranquille töteten, muß man notwendigerweise daraus folgern, daß er es wohl verdient hatte, ihr Opfer zu sein. Er freute sich auch der Leiden, die ihm von ihnen zuteil wurden, und zog sie dem Trost vor, den er von anderer Seite hätte erhalten können. Aber ganz gleich, ob so viele schreckliche Aus-

sprüche, so viele furchtbare Gotteslästerungen und Worte der Verzweiflung tatsächlich unter Einwirkung der bösen Geister ausgesprochen worden sind und ob sie tatsächlich diesen unglückseligen Pater gequält haben, als er sie ausstieß, schrie, die Zunge zeigte und wie eine Schlange zischelte, oder ob er alle diese Dinge nur aus Verkommenheit tat, ohne von etwas anderem als der Verzweiflung besessen zu sein, ähnelte sein Zustand weniger dem eines Gläubigen, der im Leiden und im Todeskampf Zuflucht zu seinem Gott nimmt, als eher dem eines Verdammten, der bezeugt, daß seine Qualen größer sind, als er sie ertragen kann, indem er diese abscheulichen Worte spricht: »Ah, wie ich leide! Ich leide mehr als alle Teufel und Verdammten zusammen!« Diese Worte passen zu seinen anderen Handlungen, seinen Gedanken und seinen Gebeten, und sie sind eines Sterbenden würdig, der unter all den Schutzheiligen, die er wählt, den einzigen Mittler, den der Vater ihm gegeben hat, Jesus Christus, vergißt und zurückläßt. Schließlich sind diese Worte auch eines Menschen würdig, der auf allen seinen seelischen Trost und die Ruhe, die dieser in der Seele erzeugt, verzichtet. Da es jedoch den Mönchen gefällt, über so viel Schreckliches ich weiß nicht welchen falschen Schleier der Ehre und der Frömmigkeit zu ziehen, indem sie frech die Laster Tugenden nennen und einen höchst schrecklichen, von fürchterlichen Qualen und abscheulichen Schreien begleiteten Tod als friedlich bezeichnen, lassen sich die Leute nicht allein von diesen Lügen täuschen, sondern scheinen auch so weit überzeugt und fanatisiert, daß sie in Massen zum Sarg eines Toten eilen, um seine Kleidung in Fetzen zu reißen, die außerordentlich schmutzig war und stank. Es war nämlich zu dem, was er während seiner Krankheit erbrochen und ausgeschieden hatte, nach seinem Tod noch einiges hinzugekommen. Der oben zitierte Bericht bestätigt diese Tatsachen, und alle klügeren Leute beider Konfessionen, die danach lebten, haben auch die wichtigsten Dinge beglaubigt, die ihnen zu Gehör gekommen sind. Sie versicherten, daß sie mit Erstaunen und unsagbarer Entrüstung diesen wilden Anfall taktloser Verehrung zur Kenntnis nahmen. Sie machten sich auch Gedanken über die Umstände von Grandiers Tod, und indem sie sie mit denen des Todes von Pater Lactance und Pater Tranquille verglichen, schlossen sie daraus, daß man, wenn Grandier als Zauberer starb und diese Patres Märtyrer Gottes und nicht des Teufels oder ihrer eigenen Gewissensbisse waren, könne man zu einem sicheren Urteil über die Vorfälle in der Welt, nicht einmal über die offensichtlichsten, gelangen. Wenn man tatsächlich einmal die Einzelheiten des Todes dieses Pfarrers betrachtet, sein Verhalten gegenüber den angeblich Besessenen in der Heilig-Kreuz-Kirche, vor dem Bischof von Poitiers und vor Laubardemont, wie zu Anfang berichtet wurde, muß man sagen, daß es vielleicht kein größeres Beispiel an Standhaftigkeit, Mut und Unerschrockenheit gibt als das, was er gezeigt hat. Es war keine Sinnesverwirrung wie etwa im Krieg oder die erste Verwirrung, die große Gefahren verursachen und in der man sich der inneren Unordnung, die den Verstand und das Gefühl blendet, einfach überläßt. Er kannte sein Schicksal. Er hatte genug Zeit, den bitteren Kelch, den man ihm hingestellt hatte, in großen Schlucken auszutrinken. Und während dieser ganzen Zeit, selbst bei den bedrückendsten und grausigsten Anlässen, hörte man nicht ein einziges Mal ein Wort der Ungeduld seinem Mund entweichen. Die sichere Kenntnis seines Verderbens, die er zur Zeit jenes Berichts besaß, die Schrecken des Bösen und die Gemeinheit seiner Qualen zur Zeit seines Prozesses, dieser Qualen, die so fürchterlich und lange vorausgeahnt waren wie die des Attilius Regulus, des Helden, der in

der römischen Geschichte wegen seiner Standhaftigkeit so gerühmt wird, die Foltern, die seinen Körper zerfetzten, bevor ihn das Feuer verschlang – alles dies hat ihn nicht im geringsten erschüttert oder seinen Verstand und seinen Glauben angegriffen. Er starb wie ein Lamm, verglichen mit den beiden Patres, die als brüllende Löwen endeten. Im Urteil der Leichtgläubigen, der Mönche und der meisten Leute starb er jedoch als Schurke, und die Patres starben als Märtyrer. Hiervon kann man auf das menschliche Urteilsvermögen und die Macht des Verstandes schließen, der sich selbst zum Herrscher erhoben hat und verlangt, daß alles sich nach seinem Anspruch richtet. Nach dem Tod des erhabenen Pater Tranquille brachte die Besessenheit keine Wunder mehr hervor. Die besessenen Schwestern gingen regelmäßig zu den Beschwörungen, wie man einen Spaziergang macht. Wenn man sie unterwegs fragte, ob sie noch besessen seien, so antworteten sie: »Ja, Gott sei Dank.« Manchmal kam man darauf, andere Frömmel, die täglich dieses Spiel bewundern gingen, zu fragen, ob sie nicht auch besessen seien, und diese antworteten dann: »So glücklich sind wir nicht – Gott hat uns dafür nicht genug geliebt.« Der tödliche Schlag für dieses teuflische Drama aber war die Streichung der viertausend Pfund Pension, die der König bis dahin den Austreibern zur Deckung ihrer Unkosten gezahlt hatte. Dieser ärgerliche Umstand kam daher, daß der Kardinal Richelieu nach dem Tode Grandiers kein besonderes Interesse mehr an der Sache hatte. Als seine Nichte, Frau von Combalet, ihm versicherte, dieses Spiel werde so schlecht gespielt, daß man schon leicht zu betrügen sein müsse, wenn man sich davon überzeugen ließe, meinte der Kardinal, wenn er dies noch länger dauern lasse, könne das nur der Entdeckung der Ungerechtigkeit dienen, die mit dem Tode Grandiers begangen worden war. Überdies spielte er keine große Rolle bei der Absicht der Mönche, eine Art Inquisition zu errichten – vielleicht war er innerlich sogar dagegen, aber er duldet ihr ganzes Treiben in Loudun, Chinon und anderen Orten Frankreichs, um sie nicht in einer Zeit, da er sie brauchte, unzufrieden zu machen. Er wußte, daß er ihnen Einhalt gebieten konnte, wenn er es für nötig hielt und sie für ihn nutzlos und unbequem wurden. Außerdem waren Pater Lactance und Pater Tranquille, die beiden Hauptstützen der Besessenheit, die von sich aus und durch Pater Josef, der sie förderte, hohes Ansehen genossen, nicht mehr auf der Welt; und die Art, wie sie ihr Leben beendeten, war so seltsam, daß fast alle, die in die Angelegenheit der Besessenheit verwickelt waren, so konsequent sie auch vorher in der Verfolgung ihrer Absichten gewesen sein mögen, erschüttert waren und sich Gedanken machten, die sie bedrückten und verunsicherten. Wenn es noch welche gab, die fähig waren, weiterhin durchzuhalten, und die sich nicht von den Beispielen, die sie vor Augen hatten, berührt fühlten, waren sie sicherlich sehr durch die Streichung der Pension zurückhaltend geworden, da sie endlich gezwungen waren, sich weniger um Dinge zu bemühen, für die sie so schlecht belohnt wurden. Selbst Mignon, dessen Haß befriedigt und dessen Rache durch den Tod Grandiers erfüllt war, war sehr erleichtert, als er die so gefährliche Intrige zu Ende gehen sah, von der er keinen Vorteil mehr für sich zu erhoffen hatte. Er besaß nämlich Verstand genug, um zu sehen, daß die Besessenheit schon zu sehr in Verruf geraten war und daß der Beifall, den man ihr zollte, als die Mächtigen ihr wohl gesonnen waren, sich beträchtlich verringert hatte, als man in der Welt erfuhr, daß man nicht mehr durch deren Autorität gestützt wurde und daß sie kein Interesse mehr daran zu haben schienen. Man führte die Besessenen also seltener zu den Beschwörungen, und nach und nach hörte man ganz auf damit und gab vor,

sie würden nur noch einzeln beschworen. Die Oberin wurde tatsächlich nicht zum Grab des Bischofs von Genf gebracht. Gott sorgte heimlich für ihre Heilung, da die Menschen es versäumten, sich damit zu befassen. Béhémot wurde ausgetrieben. Die Austreiber und Befürworter der Besessenheit, zu denen einige Beamte und Laubardemont zählten, fertigten gemeinsam heimlich und ohne Wissen der Öffentlichkeit Protokolle von Wundern an, die angeblich beim Ausfahren dieses letzten Teufels geschehen sein sollen. Diese Protokolle wurden zu den Beweisstücken gelegt, deren man sich eines Tages zum Zweck der Heiligsprechung der Oberin der Ursulinerinnen von Loudun bedienen wollte.

Da sich die Umstände des Ausfahrens von Béhémot nicht in den vorliegenden Erinnerungen finden, wird hier eingesetzt, was man darüber gefunden hat. Die Erzählung darüber ist einige Neugier wert. Hier alles, was man in der Biographie Pater Josefs liest:

»Die Krankheit Pater Surins veranlaßte den Provinzial, den Pater Récès an seine Stelle zu setzen, der aber nicht viel Erfahrung in der Kunst besaß, die Teufel zu verjagen. Alles, was er bei Béhémot erreichen konnte, war, daß dieser unter den Namen Jesus noch den Namen François de Sales schreiben wollte, wenn er ausfahre. Aber dieser widerspenstige und geschwätzige Teufel sagte ständig, er werde nur am Grab des Bischofs von Genf ausfahren. Man ließ also Pater Surin zurückkommen, den Béhémot mehr fürchtete als den Pater Récès.

Pater Récès gab sich damit zufrieden, auf den Körper der Besessenen ein Stück Papier zu legen, womit er zuvor die Ölung des heiligen Josef berührt hatte. Die Teufel Souillon, Cédon, Asmodée, Daria, Mecha und Baruch schrieen: ›Ah, wir haben etwas berührt, das uns verbrennt!‹ Gleichzeitig lästerten sie gegen den heiligen Josef und taten damit so, als ob sie die Macht des Pater Josef zeigen und ihm Respekt verschaffen wollten. Dies war das Ende der Farce, die schon zu lange gedauert hatte. Pater Josef war ein Mann, der immer einen Ausweg wußte. Ihn, für den man das ganze Theater spielte, fragte man nach einem Mittel gegen die Starrköpfigkeit des Teufels. Er schlug vor, Béhémot ein Angebot zu machen. Er sagte, Pater Surin und die Nonne müßten vor dem heiligen Sakrament in Gegenwart Laubardemonts feierlich ein Gelübde ablegen, daß sie beide gemeinsam zum Grab jenes großen Bischofs gehen würden, wenn die Nonne erst von diesem Teufel befreit sei. Das Gelübde wurde in aller Form abgelegt: Pater Surin und die Oberin legten je eine Hand auf den Sockel des Ziboriums und verpflichteten sich, es zu erfüllen. Béhémot war zufrieden und räumte das Feld am 15. Oktober 1637. Man wählte diesen Tag, der der heiligen Therese geweiht ist, weil sie schon immer eine der größten Anhängerinnen des heiligen Josef gewesen war. Der Teufel vergaß nicht, beim Ausfahren des Namens des heiligen Franz von Sales zu schreiben, und er kehrte nicht zurück. Darin zeigte sich eine so große Ehrlichkeit zweier Teufel, wie man es nie zuvor gesehen hat. Sie hielten ihr Wort. Vielleicht war das das erste Mal.

Es gibt so viele Zeugen für dieses Wunder, daß man daran nicht zweifeln darf. Laubardemont strafte alle, die sich darüber lustig machten. Die Frage ist, ob es nicht eine Methode gibt, jene Namen zu produzieren und zu erneuern, wie diejenigen behaupten, die über diese Teufelei spotten. Jedenfalls blieb es dem für die Vertreibung von vier Teufeln berühmten Pater Josef vier Wochen lang beschieden, weder lesen noch schreiben zu können. Seine Vorgesetzten schickten ihn nach Bordeaux. Er nahm ein

Stück des Hemdes der Oberin sowie etwas Papier mit, das mit der Ölung des heiligen Josef in Berührung gekommen war. Mit diesen Reliquien heilte er viele Kranke. Eine reiche Dame zeigte sich erkenntlich, indem sie dem heiligen Josef eine Kapelle erbauen ließ. Es wurde eine Bruderschaft unter dem Namen »Ölung des heiligen Josef« gegründet, und wenn dieser berühmte Kapuziner nicht so bald gestorben wäre (das war 1638), hätte es sicher noch weitere gegeben.

Inzwischen erfuhr der Provinzial, Pater Jaquinot, daß die Oberin auf dem Weg nach Paris war, um nach Anneci zu reisen und dort das Gelübde zu erfüllen. Er befahl Pater Surin, dasselbe zu tun. Er schickte ihn durch die Langue-doc und Dauphine. Schließlich kam der Pater am Grab des Herrn Bischof von Genf an. Frau von Chantal empfing ihn freundlich und erfuhr (nicht von ihm, da er immer noch nicht wieder sprechen konnte, sondern von seinem Reisegefährten, dem Pater Thomas), was sich in Loudun zugetragen hatte. Nachdem er einige Zeit auf die Mutter Oberin gewartet hatte, erfüllte er sein Gelübde und tat sogar Wunder mit dem Wäschestück und dem Papier, das mit der Ölung des heiligen Josef in Berührung gekommen war. Dann kehrte er über Lyon zurück. Er traf die Mutter Oberin. Sie hatte sehr lange in Paris bei Herrn Laubardemont geweilt, der sie dorthin geführt und dem König, der Königin, dem Kardinal und dem Pater Josef vorgestellt hatte. Man konnte nicht genug die Schriftzüge auf ihrer Hand und die Ölung des heiligen Josef bewundern, die sie stets mit sich führte. Um die Neugier des Hofes und die von ganz Paris zu befriedigen, mußte sie sich oft auf eine Fensterbank setzen und ihre Hand zeigen. Man war überrascht, daß der Name des heiligen Josef der schönste von allen war, aber da gerade dieser Name der ganzen Komödie Schwung verliehen hatte, sprach man darüber nur zurückhaltend und im geheimen. Der Kardinal hatte bisher alles genehmigt, was geschehen war. Er gab auch der Oberin und ihrem Gefolge eine seiner Kutschen und trug etwas zu den Kosten der Hin- und Rückreise bei. Als er sie entließ, sagte er zu ihr: »Gehen Sie, meine Tochter, und erfüllen Sie Ihr Gelübde. Ich habe erfahren, daß Pater Surin auch auf dem Weg ist. Wo immer Sie ihn auch treffen, möchte ich, daß Sie ihn mit sich zurückbringen, wenn auch er sein Versprechen erfüllt hat.« Es geschah, wie Seine Eminenz es gesagt hatte. Sie traf ihn in Lyon, er kehrte mit ihr zurück. Als sie in Grenoble angekommen waren, versammelten sich das Parlament und alle Leute von Bedeutung in einer Kirche, um die Hand der Oberin und die Ölung des heiligen Josef zu sehen. Pater Surin, der noch nicht sprechen konnte, führte ihnen beides vor. Als er es am wenigsten erwartete, fand er sich plötzlich in der Lage, allen erklären zu können, wie es zu diesem Wunder gekommen war. Er gab den gleichen Bericht in Anneci, Lyon und in allen Städten, durch die sie kamen. Sie trennten sich in Briare, Pater Surin ging nach Poitiers, und die Oberin ging in ihr Kloster.«

Die Besessenheit von Chinon hatte später begonnen und hörte auch etwas später auf. Im Jahre 1640 war da eine Besessene namens Beloquin, die von einer heftigen Leidenschaft gegen einen Priester namens Giloire ergriffen oder von irgendeinem seiner Feinde erpreßt worden war. Sie ließ durch eine ihrer Nachbarinnen ein Huhn kaufen, schlachtete es selbst, bewahrte das Blut in einem Fläschchen auf und verspeiste das Huhn am Abend mit der Nachbarin, die es gekauft hatte, und mit einem befreundeten Mann, den diese einlud. Diesen beiden hatte sie ohne Zweifel ihre Absicht nicht mitgeteilt. Am nächsten Tag betrat sie schon früh morgens die St.-Jakobus-Kirche, als ob sie dort beten wollte, und als sie niemanden dort antraf, trat sie vor den Altar und

goff das Blut aus der Flasche auf die Altardecke. Als Barré, der Pfarrer dieser Kirche, diese betrat und zum Altar kam, stellte er ein scharfes Verhör an, um zu erfahren, woher dieses Blut gekommen sei. Als er von menschlicher Seite keine Antwort bekam, befragte er den Teufel der Beloquin, der, durch die Beschwörungen genötigt, antwortete, es sei von dem Mädchen selbst gekommen. Pater Giloire habe sich am frühen Morgen durch magische Kunst in der Kirche eingefunden, wohin dieses Mädchen zum Gebet gekommen sei, und er habe sie auf dem Altar vergewaltigt. Diese Erklärung ließ alle guten Katholiken erschaudern, hielt zunächst einige Gemüter schwankend und öffnete der Nachbarin, die das Huhn gekauft hatte, die Augen. Sie teilte ihren Verdacht einer Freundin mit, und da auch diese den Mund nicht halten konnte, breitete sich das Gerücht aus und drang bis an die Ohren des Kriminalleutnants. Dieser Beamte leitete eine sehr genaue Untersuchung ein und drang schließlich bis zur Quelle des Gerüchts vor. Der Freund und die Nachbarin der Beloquin, die das Huhn gegessen hatten, wurden vorgeladen und verhört. Sie erzählten, was sie wußten und was sie vermuteten. Man fertigte von diesem Verhör ein Protokoll an und schickte es dem Erzbischof von Tours. Als die Beloquin davon erfuhr, besorgte sie sich von einem Zinngießer in Chinon eine Kugel aus Blei, steckte diese in ihre Scheide, die sie mit einem Tuch verschloß, und beklagte sich bitter über die Schmerzen einer Urinstauung, die ihr die Bosheit gewisser Zauberer verursacht hätte. Sodann bat sie die geistlichen Austreiber von Chinon, daß man sie nach Tours vor den Erzbischof bringe, um von diesem Prälaten kraft der kirchlichen Autorität Hilfe gegen die Übel zu erlangen, unter denen sie leide. Aber die Spione der Freunde der Beloquin waren schlecht informiert und hatten ihr einen falschen Rat gegeben, denn der Erzbischof, der der Besessenheit wohl gesonnen war, befand sich nicht in seiner Diözese. Der Weihbischof, der ihn vertrat, hörte die Leidende ruhig an und versprach, ihr zu helfen und alles zu tun, was in seiner Macht stünde. Die Beloquin faßte wieder Mut und tröstete sich über die Ungunst der Abwesenheit des Erzbischofs hinweg. Der Weihbischof ließ, um ihr gegenüber sein Wort zu halten, zwei kräftige Männer holen und befahl diesen, sie festzuhalten, sowie zwei Hebammen, sie zu untersuchen. Diese Untersuchung brachte den Betrug an den Tag, worüber der Weihbischof äußerst aufgebracht war. Er ließ die angeblich Besessene in das Gefängnis von Chinon bringen und begab sich bald darauf selbst in diese Stadt. Er ließ gegen sie und gegen die ganze Verschwörung ihrer Anhänger ermitteln und rief die Richter aus Richelieu und Chinon zusammen, um zu einem Urteil zu gelangen, auf das er mit so viel Nachdruck bestand, daß niemand daran zweifelte, daß die Schuldigen hart und exemplarisch bestraft würden. Aber die Drohungen der Verwandten der Besessenen, die zum großen Teil aus angesehenen Familien Chinons und vor allem auch aus der Familie des Ratsmitglieds Chesnon stammten, der sich unter der Zahl der Richter befand, sowie die Anordnungen des Kardinals Richelieu, der wünschte, daß die Besessenheit ohne viel Aufsehen enden sollte und nicht zu viel an der Vergangenheit rührte – diese Anordnungen und Drohungen also verhinderten, daß die Strafen nicht so schrecklich und exemplarisch ausfielen, wie sie es hätten sein sollen. Barré wurde lediglich seiner Pfarrei und seiner Pfründe beraubt, aus der Diözese von Tours verjagt und nach Le Mans verbannt, wo er sich bis zum Ende seines Lebens in einem Mönchskloster versteckt hielt, und die Mädchen, die er beschworen hatte, wurden dazu verdammt, den Rest ihrer Tage hinter vier Mauern zu verbringen.

Nachdem dieses Urteil gefällt und es dadurch gelungen war, die ganze Verschwörung zu zerschlagen, hörte man in Loudun nichts mehr von Besessenheit, Austreibungen oder Teufeln. Tatsächlich waren die meisten Besessenen, Schwestern wie auch Nonnen und sogar die Oberin, der Beschäftigung, der sie nachgegangen waren, und der Mühe, die diese verursacht hatte, müde geworden, und sie waren nicht ärgerlich darüber, als sie das Ganze langsam enden sahen, besonders als sie von dem kläglichen Scheitern der Besessenheit von Chinon hörten, wodurch sie veranlaßt wurden, über die Gefahr nachzudenken, in der sie sich befunden hätten, wenn man sie ebenso ernsthaft und genau untersucht hätte wie jene. Sie blieben also gern ruhig und erfreuten sich stillschweigend der Reichtümer, die sie auf solch außergewöhnliche und gefährliche Art angehäuft hatten. Sie zogen aber so viele weitere Vorteile aus der Sache, wie sie nur konnten, indem sie versuchten, von dem Ansehen zu profitieren, das ihnen die angebliche Besessenheit bei allen guten Katholiken eingebracht hatte, die allenthalben von den Mönchen überzeugt wurden, daß diese Mädchen die besten Beispiele für Tugend, Frömmigkeit und gleichzeitig für alle Qualen und Schmerzen darstellten, die es je auf der Welt gegeben hatte. Dieses wurde um so mehr geglaubt, je weiter man entfernt war, denn in der Nähe von Loudun gab es wohl kaum eine Stadt, aus der nicht eine große Zahl von Zuschauern nach Loudun gekommen waren, um die Wunder dieser berühmten Besessenheit anzubeten, und daher fanden sich auch in diesen Städten viele Zeugen, die bestätigten, wie wenig Erbauung man darin gefunden habe, und dies fand viel mehr Gehör als die Erzählung der Mönche. Aber weiter weg war es nicht so. Alle Gespräche der Gläubigen drehten sich um dieses Thema. Die Sicherheit, mit der man ihnen diese Geschichte vortrug, sowie der Charakter der Leute, von denen sie berichtet wurde, ließen keinen Zweifel zu. Die Bücher, die man ihnen zeigte, brachten Tatbestände in kühnster Unverschämtheit vor. Die Stellung des Haushofmeisters und königlichen Kommissars, der diese Tatbestände bestätigte, sowie die furchtbare Strafe, die man einen Pfarrer hatte erleiden lassen, festigten sie vollends in ihrer Überzeugung. Es ist wahr, daß es wenige Orte gab, an denen sich nicht ein paar Ungläubige fanden, die verbreiteten, was sie gehört oder gesehen hatten, aber in der Entfernung war deren Zahl so gering und die Beweise für das Gegenteil schienen zu stark und von der Obrigkeit bestätigt, daß man ruhig sagen kann, daß im allgemeinen sämtliche guten Katholiken daran glaubten, besonders jene in der Provinz Bretagne, wo die Leute abergläubisch und leichtgläubig sind. Dort gab es zu jener Zeit eine Oberin eines anderen Ordens, die an die Oberin der Ursulinerinnen einen Brief schrieb, diese möge nach Belieben über sie verfügen. Sie bot sich gern an, nach Loudun zu kommen, um dort den Besessenen zu dienen, die von Gott und vom heiligen Josef so sehr geliebt würden. Jedenfalls wollte sie den Rest ihrer Tage bei der berühmten Mutter Oberin verbringen, über die Gott so viel Gnade ausgeschüttet hatte und an der man so viele Wunder gesehen hatte und die von St. Josef ganz besonders begünstigt wurde, so daß er selbst bei ihrer Heilung mitwirken wollte und deshalb zu ihr gekommen war, um ihr eine himmlische Salbung zu geben. So waren die Ursulinerinnen überall berühmt, und ihr Ruf drang in alle Richtungen. Jeder Fremde, der nach Loudun kam, ob gläubig oder nicht, ließ es sich nicht nehmen, hinzugehen, um die Namen von Jesus, Maria und Josef zu sehen, die von den Teufeln auf die Hand der Oberin geschrieben worden waren und deren Buchstaben so oft erneuert wurden, und zwar mit Hilfe ihres guten Engels, der von Zeit zu Zeit zu-

rückkehrte, um sie zu besuchen und ihr diesen Dienst zu erweisen, in Anerkennung dessen sie ihn nicht seines Ruhmes beraubte. Sie unterließ es nämlich während einer gewissen Zeit nicht, diese Namen allen Neugierigen zu zeigen und sie von den Besuchen dieses Engels und von den Gnaden, mit denen sie geehrt wurde, zu unterrichten. Aber schließlich blieb dieser Geist aus oder sah sich durch irgendwelche besonderen Aufgaben nicht in der Lage, weiterhin dieses Wunder zu tun. Oder besser, um verständlicher und wahrhaftiger zu reden: Als die Runzeln des Alters ihre Hand trocken und fleischlos gemacht hatten, konnten die Drogen, mit denen man diese Schrift erneuert hatte, sie nicht mehr hinterlassen. Also sagte die gute Mutter, Gott habe ihre Gebete erhört und diese Namen verblassen lassen, die die Ursache dafür seien, daß so viele Leute kämen, um sie zu belästigen und sie von ihren frommen Handlungen abzuhalten. Hier folgt die Zeugenaussage von jemandem, der die Hand und diese Inschriften untersucht hat, als sie noch gut sichtbar waren. Marconis berichtet im ersten Teil seiner »Reisen«, gedruckt in Paris 1695, auf Seite 14 und den folgenden: »Ich ging die Oberin der Ursulinerinnen von Loudun, die einstmals Besessene, besuchen und hatte die Geduld, im Sprechzimmer mehr als eine halbe Stunde auf sie zu warten. Diese Verspätung erregte meinen Verdacht. Deshalb bat ich sie, mir die Buchstaben zu zeigen, die ihr Teufel ihr auf die Hand geschrieben habe, als man ihn austrieb. Sie tat es. Als sie den Handschuh von ihrer linken Hand abzog, erblickte ich auf dem Handrücken die blutrote Inschrift ›Jesus, Maria, Josef, F. de Sales‹. Sie erzählte mir alle Boshaftigkeiten des Priesters Grandier, der für die Untaten, die er dem Kloster zugefügt habe, verbrannt worden sei, und sie berichtete, daß ein Beamter der Stadt, dessen Frau jener geschändet habe, sich bei ihr beklagt habe. Gemeinsam hätten sie dann Grandier angezeigt, ohne den starken Neigungen, die jener Unglückselige ihr durch seinen Zauber verursacht habe, Beachtung zu schenken, vor denen Gottes Barmherzigkeit sie bewahrt habe. Ich verabschiedete mich schließlich von ihr und bat vorher noch einmal darum, ihre Hand sehen zu dürfen, die sie mir sehr höflich durch das Sprechgitter reichte. Ich betrachtete sie genau und wies sie darauf hin, daß das Rot nicht mehr so leuchtend sei wie zu dem Zeitpunkt, da sie gekommen war; und es schien mir, daß diese Buchstaben abblätterten und daß die Haut der Hand sich heben wollte, als ob sie darauf eine zweite Haut aus eingetrockneter Stärke habe. Mit der Spitze eines Fingernagels konnte ich ein Bein des Buchstabens M fortnehmen, worüber sie sehr erschrak, obwohl diese Stelle so schön war wie jede andere der Hand. Damit war ich zufrieden. Ich verabschiedete mich also von ihr und verließ Loudun ...« Wenn es einen Ort in der Welt gibt, an dem man Geheimnisse zu hüten weiß, dann ist das in einem Kloster, falls es sich um die Interessen der Katholiken im allgemeinen oder um die des Ordens und des betreffenden Klosters im besonderen handelt. So konnte man nach dem Ende der Besessenheit nichts mehr über den Zustand der Besessenheit hören, wenn man nicht gerade von neuen Wundern Protokolle anfertigte. Eines davon wurde bekannt, weil ein Beamter es bestätigte und weil jene, die man zwingen wollte, dasselbe zu tun (wie zum Beispiel das Ratsmitglied Tabart) sich weigerten, ein Ereignis zu bestätigen, dessen Zeugen sie nicht waren – auf die bloße Erzählung der Mutter Oberin, die behauptete, sie habe zunächst im Schlafsaal und dann an der Tür ihrer Kammer eine klagende Stimme gehört, und nach einigen Seufzern sei ein brennender Leichnam hereingekommen, der auf dem Weg vom Fegefeuer zum Paradies gewesen sei und um die Hilfe einiger Messen zu seiner Erlösung habe bitten wollen.

Die Beamten, die sich weigerten, ihre Unterschrift für dieses Wunder herzugeben, und die das soeben Angeführte berichteten, wußten natürlich nicht so genau über alle Einzelheiten Bescheid wie die, die alles gesehen hatten und die oben angeführten Berichte unterschrieben haben. Die Oberin sei beim Anblick dieses scheußlichen Wesens, das sich ihr gezeigt habe, von großer Furcht ergriffen worden. Sie sei zu ihrem Weihwasserbecken gelaufen und habe etwas Weihwasser genommen und es auf den Leichnam gespritzt, um ihn kraft dieses Wassers zum Rückzug zu zwingen. Das Wasser habe ein Geräusch gemacht, als ob es auf ein Stück glühendes Eisen gefallen sei. Es sei zurückgesprungen auf die Hand und auf die Wange der Oberin und habe Verbrennungen verursacht, deren Narben sie sicher ihr Leben lang behalten werde. Ein so beachtlicher Vorfall, von dem man behauptete, er sei im Kloster geschehen, konnte auch den dort weilenden Schülerinnen nicht verborgen bleiben. Es gab eine unter ihnen, die ein sehr fröhliches Gemüt hatte und die augenscheinlich nicht damit zufrieden war, wie sie von der Oberin behandelt wurde. Diese sagte, es sei sehr leicht, sich selbst solche Narben beizubringen, und sie zweifte nicht daran, daß sich die Oberin dabei des Hurenkrauts bedient habe. So nennt man in jener Gegend eine Kräuterart, mit denen die Huren sich einreiben und so auf ihren Körpern Wunden erzeugen, um die Lust zu steigern. Hiervon aber finde man große Mengen im Garten des Klosters. Man konnte also in diesem Punkt das Geheimnis nicht wahren wie bei den übrigen Dingen, die man anstelle, um sie eines Tages zum Zweck der Heiligsprechung der Oberin aufzudecken. Man kann auch nicht sagen, wie sie starb, aber man weiß sehr wohl, daß die Autoren und Förderer der Besessenheit sowie die Zeugen, die gegen Grandier ausgesagt hatten, endeten. Wir berichten allerdings kaum Einzelheiten, da solche Erzählungen wenig Glauben finden oder dem Zufall der Welt zugeschrieben werden. Wenn man jedoch Einzelheiten braucht, so wird man im In- und Ausland genug Beweise finden, denn jene Leute lebten noch lange nach dem Ende der Besessenheit, und die Umstände sind einigen Leuten bekannt, die noch heute leben. In dieser Hinsicht findet sich ein Vorfall in den »Briefen« des Herrn Patin, der außer Verdacht steht und der ein gutes Beispiel ist für so viele andere, die man anführen könnte und die nicht weniger wahr sind. Es handelt sich um den 17. Brief, abgefaßt in Paris am 12. Dezember 16..., der auf Seite 130 in der Haager Ausgabe steht. Hier der Inhalt: »Am 9. dieses Monats wurde gegen 9 Uhr abends eine Kutsche von Dieben überfallen. Der verursachte Lärm ließ die Bürger aus ihren Häusern kommen, eher aus Neugier denn aus Hilfsbereitschaft. Auf beiden Seiten wurde geschossen. Einer der Diebe wurde auf dem Wagen niedergestreckt, und ein Lakai wurde von ihrer Seite festgenommen. Die übrigen flüchteten. Der Verletzte starb am nächsten Morgen, ohne etwas gesagt, geklagt und ohne erklärt zu haben, wer er sei. Schließlich wurde er erkannt. Man erfuhr, daß er der Sohn eines Berichterstatters im Staatsrat namens Laubardemont war, der im Jahre 1634 den armen Pfarrer Urbain Grandier aus Loudun zum Tode verurteilt hatte und ihn bei vollem Bewußtsein verbrennen ließ unter dem Vorwand, jener habe den Teufel in den Körper von Nonnen aus Loudun geschickt, »welchen man das Tanzen beigebracht hatte, um die Dummen zu überzeugen, daß sie von Teufeln besessen seien. Ist dies nicht eine göttliche Bestrafung der Familie jenes unheilvollen Richters, um in irgendeiner Weise den grausamen und unerbittlichen Tod dieses armen Priesters zu sühnen, dessen Blut nach Rache schreit?« Es ist schade, daß der Chirurg Mannouri unter den Laien nicht irgendwelche Lobredner

fand, die ihn mit den Umständen seines Todes selig priesen und dieselben übertrieben wie Pater Lactance und Pater Tranquille ihre unter den Geistlichen und Mönchen fanden. Er hätte nämlich diese Ehre ebenso verdient wie jene beiden Patres. Hier die Umstände seines Todes: Eines Abends kam er gegen zehn Uhr von einem Krankenbesuch am anderen Ende der Stadt zurück, begleitet von einem anderen Mann und einem Bruder im Herrn, der eine Laterne vorantrug. Als sie mitten in der Stadt in der Großen Pflaster-Straße zwischen der Mauer des Franziskanerklosters und dem Schloßgebäude waren, schrie er plötzlich: »Ah, Grandier! Was willst du von mir?« und er begann zu zittern und fiel in einen Wahn, aus dem seine beiden Begleiter ihn nicht zurückholen konnten. Während sie ihn in sein Haus brachten, sprach er noch immer zu Grandier, als ob er glaube, ihn vor Augen zu haben. Man legte ihn ins Bett, wo er weiterhin Angst hatte und zitterte. Er lebte nur noch ein paar Tage, in denen sein Zustand sich nicht änderte. Er starb, immer noch in dem Glauben, Grandier zu sehen, und versuchte, diesen zurückzustoßen und dessen Näherkommen durch schreckliche Reden zu verhindern.

Die schurkischen Zeugen, zumeist nichtswürdige Leute, die fast alle gegen ihren Pfarrer ausgesagt hatten, kamen schließlich bis auf fast die Bettelei herunter. Es gibt noch mehrere Leute, die sich daran erinnern können, den erwähnten Rendelou gesehen zu haben, wie er in Ermangelung eines Hauses unter einem der städtischen Schilderhäuser wohnte, erblindet war und nur von Almosen lebte, die er besonders an Sonntagen (auf einem Stein in der nämlichen Großen Pflaster-Straße sitzend) erbettelte, durch die der Weg zu verschiedenen Kirchen und Klöstern und auch zum Gotteshaus der Protestanten führte.

Diese Umstände und eine Unmenge anderer, die sich auf die Urheber und Förderer der Besessenheit mit ihren Familien, die Richter, Zeugen und andere beziehen, die an diesem Betrug beteiligt waren oder die eine Rolle in dem grausamen Spiel um Grandier spielten, lassen eine »göttliche Strafe«, wie Herr Patin es nennt, erkennen oder zeigen, um mit ihm zu sprechen, daß das Blut Grandiers noch lange nach seinem Tod nach Rache schrie und vielleicht noch heute schreit.

Die Hölle hat in Lug und Trug erzählt,
 Daß ich zur Frauenschand' den Pakt mit ihr erwählt.
 Doch niemand klagt das erste der Vergehen,
 Der ungerechten Haft, die mich zum Scheiterhaufen bringt,
 War der Teufel Autor und dann unbedingt
 Zum Zeugen des von ihm Erfund'nen ausersehen.

England verbrannt' Jeanne d'Arc, um sich zu rächen,
 Und mich verbrennt man nun für ähnliches Verbrechen.
 Uns zweien ist gleiches Fehlurteil zuteil geworden.
 London ächtet sie, doch heilig gilt sie an der Seine.
 Der eine in Loudun will mich als Magier hingerichtet sehn,
 Der zweite spricht mich frei, der dritte urteilt morgen.

Ich hob, gleich Herkules, viele Frauen gebraucht
 Und starb wie er, in den Flammen verraucht.
 Doch ihn hat man zur Gottheit hoch erhoben.
 Meinen Tod verschleiert man gerade,
 Und niemand weiß, ob Fegefeuer oder Gnade
 Mich schwärzen für die Hölle oder reinigend mich loben.

Vergeblich hat in Foltern meine Ausdauer gewirkt.
 Das ist Magie! Mein Leben ist verwirkt.
 Meine Reden waren bloße Faselei,
 Wenn ich das Kreuz geküßt, so hab ichs angespie'n.
 Blick ich empor, will ich den Heiligen Fratzen ziehn,
 Und bete ich zu Gott, daß es der Teufel sei.

Wer weniger verurteilt, sagt, daß ohne Neid
 Meinen Tod man lobt trotz meines Lebens Eitelkeit.
 Meine Selbstaufgabe zeige Treu und Glauben.
 Ohne Klag' zu leiden und Verzeihung,
 Sei große Nächstenliebe und der Seel' Befreiung,
 Obgleich ich schlecht gelebt und mich die Flammen rauben.

Dies mag als Grabspruch dienen:

Sehet alle hier das Elend
 dessen, den man heut' verbrennt,
 und wißt, daß mehr den Tod verdient
 der, der »Kommissar« sich nennt.

ANHANG

NACHWORT DES ÜBERSETZERS

[S. 175]

Mit der vorliegenden Arbeit sollte das Buch Aubins nicht allein dem Wissenschaftler, sondern vor allem dem interessierten Laien zugänglich gemacht werden. Aus diesem Grund habe ich abweichend vom französischen Original viele Satzkonstruktionen der besseren Lesbarkeit wegen vereinfachen müssen; auch manche Fachausdrücke aus dem kirchlichen oder juristischen Bereich wurden eher erklärend als wörtlich übersetzt. Der Historiker oder Theologe wird mir diese kleinen Ungenauigkeiten zugunsten der Allgemeinverständlichkeit verzeihen müssen.

Hiermit möchte ich all denen danken, die mir diese umfangreiche Arbeit ermöglichten und erleichterten: dem Personal der Bochumer Universitätsbibliothek und Günther Emig, der mich auf diesen so interessanten Text aufmerksam machte, sowie ganz besonders Thanh, meiner Frau, die mir liebevoll alle Nebensächlichkeiten fernhielt und die es auch zuließ, daß ich drei Tage nach unserer Hochzeit mit dieser Arbeit begann.

Hattingen, den 2. 11. 1973

Dieter Walter

NACHWORT DER HERAUSGEBER

[S. 176]

Wenige Ereignisse der Geschichte (ausgenommen Kriege oder Revolutionen) haben eine so lebhafte und lange dauernde Resonanz in der Literatur der Zeitgenossen und in der Nachwelt erfahren wie die vorliegenden Geschehnisse der Jahre 1630-1640 in und um Loudun.

Erklärlich ist das nur aus der Vielzahl der Aspekte, unter denen das »teuflische Drama« (Aldous Huxley) der Besessenheit gesehen werden muß.

Bei einem groben Überblick ergeben sich zwei Kategorien: die Ablösung des Mittelalters (Scholastik) durch die Neuzeit (Aufklärung) und der Übergang vom Feudalstaat zum Absolutismus Ludwigs XIV.

Die Schleifung der Festung von Loudun, die im zweiten Buch des vorliegenden Werkes erwähnt wird, richtete sich (ebenso wie die Versuche, eine Art Inquisition zu etablieren) gegen die fortschrittliche protestantische Intelligenz, die sich nicht mehr auf ein scholastisches Lehrgebäude festlegen ließ, sondern die den – wie Kant später sagen wird – »Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit« vollzogen hat, für den nicht mehr alles Tun und Denken allein und ausschließlich »ad maiorem gloriam Dei – zur höheren Ehre Gottes« geschieht.

Diese fortschrittliche Intelligenz, für die Aubin stellvertretend stehen mag als Vorläufer des ein Menschenalter später geborenen Voltaire, erkannte klar die Intrige gegen Grandier als einen Schlag gegen einen der ihren: Grandier, obzwar Katholik, hatte auf das zurückgegriffen, was ihn trotz konfessioneller Schranken mit dem Protestantismus verband, auf das »sapere aude – wage zu denken«. Darum ist es auch nicht Verwunderlich, daß der protestantische Pastor Aubin sein Buch unter anderem für eine angestrebte Heiligsprechung seines katholischen Amtsbruders Grandier geschrieben hat: für ihn als Märtyrer der Vernunft.

Unter der Vielzahl der Aufsätze, die zur Besessenheit von Loudun erschienen sind, geben wir der Kürze wegen einen Artikel aus »Wetzer und Welte's Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften« (Bd. 5, 2. Auflage, Freiburg i. Br. 1888, pp. 1220-1224) wieder. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Erlaubnis des Herder Verlags, Freiburg i. Br.

[S. 177-181]

GRANDIER, URBAN, Pfarrer zu Loudon in der Diöcese Poitiers, wurde im Jahre 1634 wegen Zauberei, insbesondere, weil er durch Zaubermittel die Besessenheit mehrerer Ursulinerinnen und anderer Frauenspersonen in jener Stadt verursacht habe, zum Tode durchs Feuer verurtheilt. Ob Grandier schuldig gewesen, und welche Bewandtniß es mit jenen Besessenen gehabt, ist eine Streitfrage, welche schon im 17. Jahrhundert ohne Resultat verhandelt wurde und auch jetzt noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Urban Grandier wurde im Jahre 1590 zu Bouère in der Diöcese Mans aus einer angesehenen Familie geboren; der Vater war königlicher Notar, die Mutter stammte aus dem kleinern Adel des Landes. Er machte seine Studien hauptsächlich zu Bordeaux bei den Jesuiten und wurde im Jahre 1615 zum Priester geweiht. Indeß setzte er seine Studien noch zwei Jahre fort, bis er 1617 die Pfarre St. Peter zu Loudun, sowie ein Canonicat an der Heiligkreuzkirche daselbst erlangte. Loudun war damals eine blühende Stadt von 14 000 Einwohnern, welche zum Theile Hugenotten waren. Grandier war ein stattlicher Mann von einnehmendem Äußern, geistreich und angenehm in der Unterhaltung, bewandert in der Literatur, freigiebig, auf der Kanzel ein gewandter Redner. In Kurzem erlangte er in Loudun großen Einfluß besonders auf die Frauen und fand durch sie auch bei angesehenen Familien Eingang. Allein die glänzenden Eigenschaften des Mannes wurden durch ungestüme und ungezähmte Leidenschaften verdunkelt. Sein Stolz und Hochmuth wie seine Herrschsucht zogen ihm bald sowohl unter den Laien als unter dem zahlreichen Welt- und Ordensclerus der Stadt manche Feinde zu, und diese erbitterte er durch seinen beißenden Spott noch mehr. Am meisten aber schadete seinem Ruf sein sittenloses Leben. Die Gewogenheit, welche die Frauen dem wohlgebildeten Mann entgegenbrachten, bot ihm Gelegenheit zur Verführung, und wenn er gleich durch verwegenes Auftreten den Beschuldigungen die Stirn bot, so waren doch bald nicht wenige von der Unlauterkeit seines Lebenswandels überzeugt. Selbst in die besten Familien brachte er Schande, und angesehene Persönlichkeiten wurden dadurch um so erbitterter gegen ihn, weil sie, um die Ehre ihrer Familie zu wahren, die Sachlage nicht offen an's Licht stellen konnten. Über den unsittlichen Lebenswandel Grandiers stimmen alle Berichte überein, auch diejenigen, welche ihn in anderer Hinsicht vertheidigen. Bei seiner Verhaftung fand man eine von ihm angefertigte Abhandlung gegen den Cölibat. Vielleicht war sie von Grandier verfaßt, um eine angesehene Dame, Magdalena de Brou, zu bethören; es gelang ihm, wie es scheint, dieselbe als Maitresse zu gewinnen. Im Jahre 1629 wurde von angesehenen Personen Louduns eine Anklage gegen Grandier wegen Unsittlichkeit beim Bischof von Poitiers, de la Roche pozay, eingereicht; in Folge derselben ward er zu Poitiers in strenger Untersuchungshaft gehalten und verurtheilt. Man legte ihm als Strafe auf, während drei Monaten des Freitags bei Wasser und Brot zu fasten; zudem wurde die Suspension auf fünf Jahre für die Diöcese Poitiers, auf Lebenszeit für die Stadt Loudun über ihn verhängt. Allein Grandier appellierte an den Metropoliten von Bordeaux, de Sourdis, und erwirkte dort ein freisprechendes Urtheil; der Erzbischof rieth

ihm indeß, nicht nach Loudun zurückzukehren. Doch diesen Rath nahm Grandier nicht an; er kehrte am 22. November 1631 im Triumph, zu Pferde, mit einem Lorbeerzweig in der Hand, in die Stadt zurück und wurde von seinem Anhang, der noch immer zahlreich war, mit Jubel empfangen. Er stand bald wieder in Ansehen und bot seinen Gegnern Trotz. Auch auf die öffentlichen Angelegenheiten übte er großen Einfluß, und als im Laufe des Jahres 1632 eine Seuche ausbrach, zeichnete er sich durch Freigiebigkeit und Eifer aus. Ob er seinen unsittlichen Lebenswandel noch fortsetzte, ist nicht ausgemacht. Indeß zog sich über Grandiers Haupte bald ein schweres Gewitter zusammen. Im Jahre 1626 hatten die Ursulinerinnen zu Loudun ein Kloster nebst Erziehungsanstalt gegründet. Sie lebten anfangs in sehr dürftigen Umständen, brachten aber bald ihre Anstalt zu großer Blüte. Oberin war seit 1627 die Schwester Jeanne des Anges, eine noch junge (geb. 1602), aber sehr gewandte Person; außer ihr und den Laienschwestern waren noch 16 Chorschwestern im Kloster, fast alle, wie die Oberin, aus angesehenen adeligen Familien. Im October 1632 zeigten sich zuerst and er Oberin ganz sonderbare Erscheinungen, welche sich in Kurzem auf alle Schwestern, zwei oder drei ausgenommen, ausdehnten. Bald hieß es, die Ursulinerinnen seien von bösen Geistern besessen, und Grandier sei der Zauberer, der im Bündniß mit dem Teufel durch Magie diese Besessenheit bewirkt habe. Die Nonnen selber sagten aus, daß des Nachts Grandier persönlich vor ihnen im Kloster erscheine und sie zum Bösen verführen wolle, und daß eine heftige Leidenschaft für ihn in ihrem Innern entflammt sei. Es wurden mehrere Welt- und Ordenspriester beauftragt, Exorcismen vorzunehmen. Bei Vollziehung derselben zeigten sich bei den Nonnen furchtbare Verzerrungen, Convulsionen und andere außerordentliche Erscheinungen; sie sagten aus, daß allerdings Grandier durch magische Künste ihre Besessenheit bewirkt habe, so daß die Überzeugung, sie seien wirklich besessen, bei vielen feststand. Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Grandier trat anfangs mit Erfolg gegen die Anklage auf; aber seine Lage wurde eine sehr mißliche, als der Staatsrath Laubardemont mit der Führung der Untersuchung beauftragt wurde. Im December 1633 ward Grandier gefänglich eingezogen, und der Prozeß wurde dann mehrere Monate lang mit großem Ernste geführt. Der Angeklagte vertheidigte sich mit Gewandtheit und größter Entschiedenheit; allein im August 1634 wurde er von 13 Richtern, die man aus verschiedenen Städten zugezogen hatte, als der Gottlosigkeit und Zauberei überwiesen zum Scheiterhaufen verurtheilt. Vor der Vollstreckung des Urtheils wurde Grandier, um zum Bekenntniß seiner Schuld gezwungen zu werden, auf's Häftigste gefoltert, aber ungeachtet der furchtbaren Schmerzen blieb er bei der Versicherung seiner Unschuld; er läugnete nicht, daß er bis zu seinem Prozesse in Poitiers andere schwere Vergehen auf sich geladen habe. Am 15. August, da er schon wußte, daß er zum Tode verurtheilt werden würde, beichtete er im Gefängniß einem Augustiner und empfing die heilige Communion. Am Todes-tage nahm er den geistlichen Beistand eines Minoriten, der bei den Exorcismen eine Hauptrolle gespielt hatte, nicht an, verlangte aber andere Ordensgeistliche, welche ihm nicht zugestanden wurden. Die Angabe, Grandier habe sich von einem Crucifix, das ihm dargeboten worden sei, abgewandt, scheint unrichtig zu sein. Das Benehmen des in anderer Hinsicht vielfach schuldigen Priesters war ein durchaus christliches; er verzich auch denen, die ihn verurtheilt hatten. Die Vollstreckung des Urtheils erfolgte am Nachmittag des 18. August 1634. Nach Grandiers Tode hörten die Zustände der Ursulinerinnen zu Loudun keineswegs auf; es wurde deshalb mit den Exorcismen fortgefahren. Verschiedene Exorcisten, auch mehrere Jesuiten wurden noch hinzugezogen, unter ihnen der durch seine ascetischen Schriften bekannte Pater Surin. Erst im Jahre 1638 nahmen die traurigen Zustände ein Ende. Im Jahre 1694 veröffentlichte der Calvinist Aubin zu Amsterdam eine *Histoire des Diables de*

Loudun, in welcher derselbe darzuthun suchte, daß die Ereignisse zu Loudun nichts als eine schändliche Intrigue gewesen seien, welche die Feinde des Pfarrers Grandier im Verein mit den Ursulinerinnen veranstaltet hätten, um jenen zu verderben. Indeß ist diese Erklärung der Thatsachen grundlos. Was die gegen Grandier eingeleitete Untersuchung angeht, so ist allerdings nicht zu läugnen, daß der Staatsrath Laubardemont sowie der Cardinal Richelieu für den Angeklagten ungünstig gestimmt waren, zumal da er früher Richelieu durch seinen Stolz persönlich gekränkt hatte und im verdachte stand, an der Verfassung von Schmähschriften gegen ihn sich betheiligt zu haben. Auch manche der Exorcisten und Richter waren ihm, da er als ein hochfahrender und unsittlicher Mann galt, wohl wenig geneigt. Allein daß man bewußter Weise Grandier durch eine infame Komödie zu Grunde richten wollte, ist nicht zu beweisen. Die Exorcisten und die Richter glaubten an die Besessenheit der Nonnen und an die Aussagen, welche von ihnen, oder wie man meinte, von den bösen Geistern durch sie gegen Grandier gemacht wurden. Da dieser in bösem Rufe stand, und da in jenem Zeitalter sowie in jener Gegend die Zauberei als keineswegs selten galt, so lag es nahe, anzunehmen, Grandier sei wirklich der Urheber jener traurigen Vorkommnisse. Die Ursulinerinnen einer wissenschaftlichen Täuschung zu beschuldigen, wäre ebenfalls ganz ungerecht. Die Frage indeß, ob sie wirklich besessen waren, ist damit noch nicht gelöst. Nicht wenige Schriftsteller sowie die Exorcisten haben diese Frage bejaht, unter diesen P. Surin, der auch in seinen hinterlassenen Schriften viele außerordentliche Thatsachen mittheilt, welche für die Wirklichkeit der Besessenheit geltend gemacht werden können. Andere, besonders in neuerer Zeit stellen die Beweiskraft der wirklich feststehenden Thatsachen in Abrede und behaupten, daß sich jene Vorkommnisse als Erscheinungen einer hochgradigern Hysterie, welche contagös unter den Nonnen aufgetreten sei, erklären ließen. Im Zustande der Hysterie, bemerken sie, seien auch die Verstellungssucht und falsche Beschuldigungen etwas Gewöhnliches, und zwar in der Weise, daß solche Personen sich selber täuschten und nicht als zurechnungsfähig erschienen. Es wäre indeß noch möglich, daß zu krankhaften Zuständen sich dämonische Einflüsse hinzugesellt haben. Was Grandier angeht, so spricht wohl manches dafür, daß er das Verbrechen, un dessen willen er verurtheilt und hingerichtet wurde, nicht begangen hatte, Indeß war er nach seinem eigenen Geständniß anderer großer Vergehen schuldig, und wird wohl dieselben durch das traurige Geschick, welches ihn traf, abgebüßt haben. (Vgl. [d'Avrigny] Mémoires pour servir à l'histoire ecclés. depuis 1600 jusqu'en 1716, II, [1723]; Histoire abrégée de la possession des Ursulines de Loudun, et de peines de Père Surin, Paris 1829; Legué, Documents pour servir à l'histoire médicale des possédées de Loudun, Paris 1874; Legué, Urbain Grandier et les possédées de Loudun, Paris 1880.)

[B. Jungmann]